



Rochus Misch

# DER LETZTE ZEUGE

»Ich war Hitlers  
Telefonist, Kurier  
und Leibwächter«

Mit einem Vorwort von Ralph Giordano

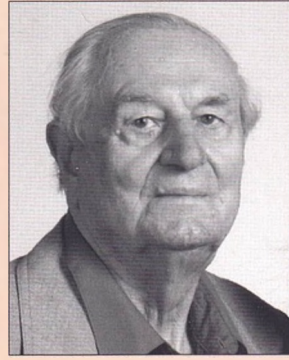
# DIE PERSÖNLICHEN ERINNERUNGEN DES LETZTEN ZEUGEN HITLERS

»Misch – Sie werden natürlich noch gebraucht.«  
Dieser gespenstische Befehl geht am 22. April 1945 im  
»Führerbunker« an Rochus Misch, den Leibwächter,  
Kurier und Telefonisten Hitlers. Kaum ein anderer hat  
die Kriegsjahre in ebenso ungeheuerlicher wie unge-  
wöhnlicher Nähe Hitlers zugebracht. Nun erzählt der  
»letzte Zeuge« seine Geschichte, mit der beklemmenden  
Aufrichtigkeit eines Mannes, der erkennen muss, dass  
er sein Tun damals für richtig hielt.

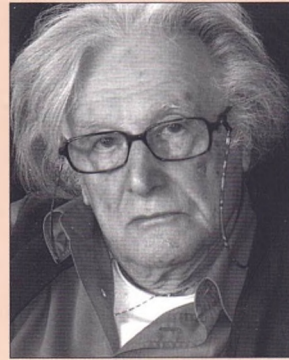
*»Wenn ich Rochus Misch begegnen sollte – ich würde ihm  
ohne Zögern die Hand geben.«*

Ralph Giordano im Vorwort zum Buch

Er war nie Mitglied der NSDAP und empfand sich als unpolitischen Menschen, auch wenn ihn Hitlers Auftritt bei den Olympischen Spielen 1936 begeisterte. Durch eine schwere Verletzung während des Polenfeldzugs 1939 begriff Rochus Misch die Grausamkeiten des Krieges und war froh, nicht mehr an die Front zurück zu müssen. Stattdessen katapultierte es ihn ins Zentrum der Macht: 1940 beginnt er als Kurier, Leibwächter, später auch als Telefonist für Hitler zu arbeiten. Mischs Dienstzimmer in der Berliner Wilhelmstraße 77 liegt nur wenige Schritte von Hitlers Wohnung in der Alten Reichskanzlei entfernt, bei vielen Aufenthalten seines Arbeitgebers auf dem Obersalzberg ist er dabei. Der Leibwächter beobachtet Heinrich Himmler und Albert Speer auf der Terrasse des Berghofs, er vermittelt Gespräche aus Berlin zum Attentatsort in der »Wolfsschanze« am Tag des 20. Juli. Und er erlebt, wie Eva Braun Partys auf dem Berghof organisiert, wenn Hitler nicht anwesend ist. Am Schluss wird Rochus Misch mit den letzten »Getreuen« einziehen in den sogenannten »Führerbunker«. Als der Untergang naht, bleibt der »Bunkertelefonist« pflichtbewusst an seinem Platz in der Telefonzentrale. Selbst dann noch, als Hitler und Eva Braun sich umgebracht haben. Für Misch, der Hitler nur als Privatmann erlebte – eine gespenstische Variante der »Banalität des Bösen« –, galt das Gebot unbedingter Loyalität. Um deren fatale Seite geht es ihm, wenn er heute sein Leben erzählt: »Nein, ich werfe dem Rochus Misch von damals nicht vor, dass er keinen Ärger machte. Dennoch – dass mir das so selbstverständlich war, das macht mich nachdenklich.«



**Rochus Misch**, geb. 1917, der nie Mitglied der NSDAP war, wird mit seinem Gardemaß von 1,85 m nach der Musterung für die Leibstandarte SS Adolf Hitler ausgewählt. Ab 1940 arbeitet er bis Kriegsende als Leibwächter, Kurier und Telefonist Hitlers. Nach Hitlers Tod gerät er für neun Jahre in russische Kriegsgefangenschaft. Rochus Misch ist verwitwet und hat eine Tochter.



**Ralph Giordano**, geb. 1923, ist Journalist, Schriftsteller und Regisseur. Der Sohn einer Jüdin und Holocaust-Überlebende meldet sich seit vielen Jahren engagiert zu Wort, wenn es um die Bewältigung des Nationalsozialismus geht.

Rochus Misch

# DER LETZTE ZEUGE

Ich war Hitlers Telefonist,  
Kurier und Leibwächter»

unter Mitarbeit von Sandra Zarrinbal und Burk-  
hard Nachtigall

Mit einem Vorwort von Ralph Giordano

Pendo München und Zürich

8. Auflage 2008

Copyright © Piper Verlag GmbH München 2008 Umschlaggestaltung:

Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, München-Zürich

Gesetzt aus der Sabon

Innenlayout und Satz: BuchHaus Robert Gigler, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pössneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-86612-194-3

Eingelesen mit [ABBY Fine Reader](#)

# INHALT

## I.

Einleitung 9

Vorwort: Ralph Giordano

«Misch – Sie werden natürlich noch gebraucht!» 19

## II.

Der Waisenjunge vom Dorf 38

Olympia 1936 46

«Auserwählt» 50

Kriegsbeginn 58

Hitler sucht einen Kurier 62

Im Begleitkommando 65

Der «Chef» 70

Wilhelmstrasse 77 73

Die Alten 77

Alltag in der Reichskanzlei 80

Mein Reich – die Telefonzentrale 89

Der Berghof 94

Dienst wie Urlaub 100

Eva 109

Molotows Bunker 113

Hess fliegt nicht 114

«Amerika» 118

Ein Irrflug und seine Folgen 123

Die «Wolfsschanze» 126

Modelle und Miniaturbauten 133

Magenschmerzen 137

«Werwolf» 140  
Stalingrad 144  
Flitterwochen 147  
Die Ostfront auf dem Weg nach Westen 150  
Hitlers Schatzkammer 152  
Onkel Paul im KZ 154  
Handschlag mit Mussolini 155  
Heilig, Abend und zwei Rendezvous 160  
Schürzenjäger 162  
Vermählungen und Verrat 164

20. Juli 1944 167  
Ausgezeichnete Generäle 175  
Tod und Zerstörung 178  
Bunkertelefonist 181  
Der «Führerbunker» 183  
Rauf und Runter 189  
Bunkerleben 192  
20. April 1945 194  
21. April 1945 196  
22. April 1945 199  
23. April 1945 206  
24. April 1945 207  
25. April 1945 210  
26. April 1945 210  
27. April 1945 212  
28. April 1945 214  
29. April 1945 216  
30. April 1945 219  
1. Mai 1945 226  
Der Ausbruch 233  
Im Tunnel 236

Gefangenschaft 238  
Folter 241  
Sieben Wochen Berlin 245  
Neun Jahre Gulag 246  
Rückkehr und Neuanfang 255  
John E Kennedy, Prinz Philip und Rochus III. 260

Epilog: Er blieb da, an seinem Platz,  
bis nach dem Untergang 266

## **ANHANG**

Anmerkungen 282  
Kurzbiografien 306  
Literatur 332  
Abbildungen 334  
Danksagung 335



I.

## Einleitung

Ich hatte niemals vor, meine Biografie zu veröffentlichen. Unzählige Interviews habe ich im Verlauf meines Lebens Autoren, Zeitungsreportern, Historikern und Fernsehteams aus aller Welt, eher wenigen aus Deutschland, gegeben. Es ist alles gesagt – dachte ich. Doch die Tatsache, dass die Anfragen, die mich per Post und Telefon erreichen, in den letzten Jahren zu- statt abnehmen, hat mich eines Besseren belehrt. Die Zuschriften sind zum allergrössten Teil freundlich und interessiert, und sie stammen von jungen, oftmals sehr jungen Menschen. Mich plagt ein schlechtes Gewissen, viele unbeantwortet lassen zu müssen. Ich bin ein alter Mann und kann diesen Ansturm nicht mehr bewältigen. Es ist nicht lange her, da sah ich mich gezwungen, mir eine Geheimnummer zuteilen zu lassen, weil mich wegen der Zeitverschiebung viele internationale Anrufe nachts erreichen. Jahrzehntlang stand meine Telefonnummer in öffentlichen Telefonbüchern, erst jetzt ist das Interesse an meiner Person derart enorm geworden, dass ich mich in dieser Weise schützen muss.

Warum ist das so? Ich denke, die jungen Leute haben mit dem immer grösser werdenden zeitlichen Abstand zu den Jahren 1933 bis 1945 einfach weniger Berührungängste als die Generationen zuvor. Für sie ist völlig klar, dass aus der Geschichte nur der lernen kann, der sie kennt. Und das, was in den Lehrbüchern steht, beantwortet ihnen längst nicht alles. Dazu kommt – das muss ich ganz nüchtern und gefasst feststellen – der Wettlauf mit der Zeit. Es wird nicht mehr lange die Möglichkeit geben, Zeitzeugen wie mich zu befragen.

Dieses Buch ist daher für mich zunächst einmal eine Arbeitserleichterung: Ich kann Interessenten jetzt auf meine niedergeschriebenen Erlebnisse verweisen. Auch ist mir durch jüngste Verfilmungen über Ereignisse, deren letzter lebender Zeitzeuge ich heute bin, bewusst geworden, dass meine Eindrücke eine wichtige Erkenntnisquelle sein können. Ich stelle fest, dass Darstellungen in die Geschichte einzugehen drohen, von denen ich sicher weiss, dass sie falsch sind oder deren zugrundeliegende Geschehnisse und Umstände ich jedenfalls anders gesehen, wahr-

genommen oder in Erinnerung habe. Darauf möchte ich nun doch noch hinweisen.

Dass sich zahlreiche Irrtümer in der Öffentlichkeit festgesetzt haben, wurde mir zuletzt anlässlich meines Zusammentreffens mit amerikanischen Filmemachern bei den Dreharbeiten zu dem Hollywoodspielfilm *Valkyrie* im Sommer 2007 bewusst. In diesem geht es um das gescheiterte Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944. Man befragte mich zu allen möglichen Dingen, von routinemässigen Sicherheitsmassnahmen bis hin zu Gewohnheiten Hitlers. Das Team zeigte sich bereits gut informiert, und doch war ich überrascht über so manche falsche Vorstellung.

Ganz besonders aufgefallen ist mir dies schon zuvor im Zusammenhang mit dem weltweit aufsehenerregenden Spielfilm *Der Untergang*. Ein wichtiger Film, allerdings auch eine operettenhafte Tragödie. In ein paar wenigen Szenen bin «ich» zu sehen; der Darsteller meiner Person hat keine Sprechrolle. Gezeigt wird, wie der Schauspieler die Generäle Wilhelm Burgdorf und Hans Krebs nach deren Selbstmorden auffindet. Warum hat man mich nicht gefragt, wie das wirklich war? Man hätte erfahren können, dass ich damals mitnichten ruhig, fast geschäftsmässig agierte, wie es im Film zu sehen ist. Im Gegenteil, ich war im höchsten Masse erregt, als ich feststellte, dass Burgdorf, den ich sachte ansties, weil ich ein Gespräch für ihn auf der Leitung hatte, keineswegs eingeknickt war, sondern tot. Schleunigst machte ich kehrt, um vom Tod der beiden Männer umgehend Meldung zu machen. Ein Detail. Dennoch: Es entsteht ein völlig falscher Eindruck, denn ich war eben alles andere als gefasst in diesem Augenblick.

In den letzten Stunden im sogenannten «Führerbunker» versetzte mich vor allem anderen ein Gedanke in Panik, der weder den Russen noch dem toten Hitler galt, sondern: «Gestapo-Müller!» Ich hatte den Chef der Geheimen Staatspolizei im Reichssicherheitshauptamt in der Neuen Reichskanzlei gesehen. Seine Anwesenheit war absolut ungewöhnlich. Hannes, der ebenfalls bis zuletzt im Bunker verbliebene Techniker, und ich spekulierten, ob wir nun am Ende noch alle umgebracht werden sollten. Würden sie vielleicht den Bunker in die Luft jagen? Lieber alles vernichten, als dass es den Russen in die Hände fällt – wir

mussten damit rechnen, dass das auch für uns galt. Sollte restlos nichts und niemand übrig bleiben aus dem «Führerbunker»?

In den Apriltagen des Jahres 1945 herrschte in Hitlers Bunkerwohnung tief unter dem Garten der Alten Reichskanzlei Stille, Totenstille. Dort gab es kein aufgeregtes Kommen und Gehen. Der eigentliche «Führerbunker» bestand aus ein paar wenigen kleinen, zellenartigen Räumen. Ausser Eva Braun hatten dort nur noch Hitlers Diener und sein Arzt Dr. Morell jeweils einen Aufenthaltsraum; in den des Arztes zog später Goebbels. Alle anderen Zimmer waren Funktionsräume. Allein in meiner kleinen Telefonzentrale gab es einen «öffentlichen» Sitzplatz, den man jemandem hätte anbieten können. Die im Film *Der Untergang* gezeigten hektischen Szenen vor dem Ende – das meiste davon ereignete sich in den Kellern der Neuen Reichskanzlei, manches im Vorbunker. Der Film lässt fast alles in Hitlers Bunkerwohnung spielen, in die aber nur die wenigen kamen, die zum «Chef» gerufen wurden. In den «Führerbunker», noch tiefer unter der Erde gelegen als die Keller und der Vorbunker, war der Tod schon eingezogen, bevor Hitler die Waffe auf sich richtete. Den Krieg hörte man nur im Vorbunker und in den Kellern der Reichskanzlei. In Hitlers Bereich drangen allein Erschütterungen und allenfalls dumpfe Geräusche vor. Umgekehrt war es nicht möglich, Ereignisse im Tiefbunker wahrzunehmen, wenn man sich im Vorbunker oder gar in den weit entfernten Kellern der Neuen Reichskanzlei befand.

Einen Tag vor der Uraufführung von *Der Untergang* in Berlin erhielt ich spät abends einen Anruf. Es war jemand aus dem Produktionsteam, der mich wissen liess, dass man mich bitte, zur Premiere nicht zu erscheinen. Eine Begründung sagte man mir nicht. Fünf Wochen nachdem der Film angelaufen war, besuchte mich der Produzent Bernd Eichinger in meinem Berliner Haus. Er recherchierte schon in einer neuen Sache. Auf den *Untergang* angesprochen, verwies Herr Eichinger auf das gleichnamige Buch von Joachim Fest, das Vorlage für den Film gewesen sei. Daran habe man sich gehalten und entsprechend meine Rolle angelegt. Nur – auch Herr Fest hat nie persönlich mit mir gesprochen.

Ich war knapp achtundzwanzig Jahre alt, als das Dritte Reich unterging. Ich stellte nach Hitlers Tod vom «Führerbunker» aus noch die Leitung zu den Russen her, und nach meiner offiziellen Entlassung durch Reichskanzler Joseph Goebbels zog ich schliesslich alle Stecker aus der Telefonanlage. Fünf Jahre lang – die letzten fünf Jahre im Leben Hitlers – wohnte ich dort, wo Hitler wohnte: in der «Führerwohnung» in der Alten Reichskanzlei, in den «Führerhauptquartieren», zuletzt im «Führerbunker».

Ich bin ein unbedeutender Mann, aber ich habe Bedeutendes erlebt. Viele dachten, sie müssten sich – auf ihre Verbindung mit Hitler angesprochen – entweder grösser oder kleiner machen, je nachdem, wie es gebraucht wurde. Ich sehe weder zum einen noch zum anderen Veranlassung. Ich war immer ein unpolitischer Mensch. Ganz im Gegensatz zu meiner Frau, die SPD-Politikerin war, zeitweise sogar Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin. Ich habe mein ganzes Leben lang SPD gewählt, ihr zuliebe. Ich selbst war nie Parteimitglied, nicht in der SPD, nicht in der NSDAP.

Zur Waffen-SS habe ich mich nicht gemeldet. Ich wurde für die Verfügungstruppe angeworben, man lockte mit der Möglichkeit, in den Staatsdienst übernommen zu werden. Zur Reichsbahn wäre ich gern gegangen. Erst später wurde aus der Verfügungstruppe die Waffen-SS.<sup>1</sup>

Genesen von einer schweren Verwundung im Polenfeldzug und zurück in meiner Einheit, wählte mich mein Kompaniechef eines Tages für einen Posten in der Reichskanzlei aus. Ich stellte mich dort wie befohlen vor, und einen Tag später, es war der 1. oder 2. Mai 1940, war Dienstbeginn. Mein neuer Chef hiess Adolf Hitler.

Wenn heute lange Diskussionen geführt werden, ob man Hitler überhaupt privat, eben «als Mensch», zeigen darf, dann vermag ich das nur schwer nachzuvollziehen. Ich kenne ihn nur als Mensch. Als Mensch, der mein Chef und dem mein Wohlergehen wichtig war. Ein Chef, der mich von seinem eigenen Leibarzt untersuchen liess, wenn es mir schlecht ging, der mir spontan freigab, als ich mit einem Mädchen ausgehen wollte, der mir zu meiner Hochzeit zwei Kisten erlesensten Wein

nebst Sonderzahlung zukommen liess, der mich für die enorme Summe von 100'000 Reichsmark lebensversicherte und der mich niemals anschrte. Wenn ich dennoch immer ein bisschen Angst hatte in Hitlers Nähe, dann, weil er eben der «Chef» war.

Ich versuchte, wie es von mir erwartet wurde, alle an mich herangetragenen Aufgaben bestmöglich zu erfüllen, freute mich über die vielen Freiheiten, die mein Dienst oft mit sich brachte, und trieb auch mal Schabernack mit den Kameraden, mit denen ich mich gut verstand. Ein Fehltritt, wie sich ihn zwei von ihnen, die nach einer Vorführung von neuen Waffen Panzermodelle für ihre Kinder mitgehen liessen, leisteten, durfte mir nicht passieren – ich wollte keinesfalls wieder zurück zur kämpfenden Truppe. Statt mit den blitzblanken, extra leichten Massstiefeln auf dicken Teppichen mit den schweren Soldatenstiefeln in Schlamm und Dreck einsinken – nein. Der Gedanke an die Front machte es mir zusätzlich leicht, mich als genau der zu präsentieren, den man ausdrücklich für die Aufgabe gesucht hatte: einen, der keinen Ärger macht.

Ich war nicht gern Soldat, machte mir nichts aus Dienstgraden. Zeit meines Soldatenlebens gehörte ich zu den unteren Dienststrängen (zuletzt Oberscharführer<sup>2</sup>).

Im persönlichen Begleitkommando des «Führers» war die Möglichkeit der Beförderung in einen höheren Dienststrang ohnehin begrenzt. Fünf enge Kameraden meldeten sich deshalb an die Front – und nur zwei kamen zurück, unter ihnen Otto Günsche, der daraufhin Hitlers Adjutant wurde.

Nun, für mich war die Front erst mal weit, die Braut nah, die Arbeit im Begleitkommando abwechslungsreich, und im Vergleich zum Soldatenleben ging es locker zu. Solange wir sicherstellten, dass immer jemand Dienst schob, konnten wir untereinander den Dienst tauschen, wie wir wollten. Die Zeiten auf dem Berghof (Obersalzberg) – dort gab es einen eigenen Telefonisten – waren ohnehin wie Urlaub.

Selbstverständlich ist mir bewusst, dass ich nicht von einem x-beliebigen Arbeitsplatz und irgendeinem Chef berichte. Mir war schon damals klar, dass ich mich an einem besonderen Ort unter lauter Menschen in herausgehobener Stellung befand. Ich weiss – heute –, was in Deutschland und anderswo in deutschem Namen geschah, während ich

Leni Riefenstahl Tee servierte, mit Generalfeldmarschall Erwin Rommel auf dem Garderobentisch sitzend Fotos aus Afrika ansah oder aus Hitlers Arbeitszimmer die schöne Stimme des jüdischen Kammersängers Joseph Schmidt hörte, dessen Schallplatten der Chef so liebte. Damals wusste ich es nicht.

Ich war weder bei Lagebesprechungen dabei noch war ich, wie die Adjutanten, persönlicher Gesprächspartner von Hitler. Was also kann ich berichten? Nach meinen Erfahrungen der letzten Jahre geht es gerade den jungen Leuten, die mich befragen, gar nicht darum, nochmals längst bekannte Fakten bestätigt zu sehen oder etwas über Hitler «als Mensch» zu erfahren. Wie gelangte man hinein in das engste Umfeld Hitlers? Wie wurde man sein Bunkertelefonist? Auf welche Weise spielte sich in der Machtzentrale Hitler-Deutschlands der Alltag für Leute wie mich ab? Mit welchen Gefühlen nahm man Kriegsverlauf und Untergang aus meiner Position wahr? Dies sind die Fragen vieler junger Menschen. Ich versuche sie in diesem Buch zu beantworten.

Sicher ist weiterhin von Interesse, was in Hitlers letzten Lebenstagen geschah, wie der Bunker aussah und was mir zu Daten und Fakten Erinnerung ist, die heute zur Weltgeschichte gehören. Aber was sich in meinem Gedächtnis besonders festgesetzt hat, mir damals wichtig oder wertvolle Erfahrung war, dies deckt sich natürlich nicht immer mit dem, was historisch von Belang ist. Es ist mir gar nicht leichtgefallen, mich selbst in das Zentrum des Erlebten zu rücken.

Für diese Biografie ist es unerlässlich, dass ich vieles von dem ausblende, was mich hindern würde, von den Dingen so zu berichten, wie ich sie damals wahrnahm. Die folgenden Schilderungen sollen weitgehend frei sein von rückschauenden Bewertungen, dem Wissen um das Ausmass des Schreckens, das ich wie viele erst lange nach Ende des Krieges erfuhr. Nur dann kann ich wieder eins werden mit dem Rochus Misch von Mitte zwanzig, den es nun seit über sechzig Jahren nicht mehr gibt.

Dieses Buch ist keine Rechtfertigung. Ich bekam den Posten bei Hitler, weil mein Kompaniechef sich sicher war, dass ich eben keinen Ärger

machen würde. Ich trat den Posten an, weil ich Soldat war, und ich behielt ihn, weil mein Kompaniechef recht hatte.

Ich werfe mir heute nicht vor, dass ich unter den damaligen Umständen funktionierte, dass ich meinen Dienst immer ordentlich und gewissenhaft versah, selbst dann noch, als mir 1943 klar wurde, dass der Krieg verloren gehen würde. Selbst dann noch, als er längst verloren war. Selbst dann noch, als Hitlers Leiche brannte. Nein, ich werfe dem Rochus Misch von damals nicht vor, dass er keinen Ärger machte.

Dennoch – dass mir das so selbstverständlich war, das macht mich nachdenklich. Ich lauschte damals Schwiegervaters Berichten über alte SPD-Zeiten, hörte mit ihm den Feindsender – und fuhr anschliessend wieder zum Dienst in die Reichskanzlei. Ich holte Onkel Paul aus dem KZ – und danach ging ich wieder zurück zu Hitler. Im Juli 1944 glaubte ich nicht mehr die Bohne an den Endsieg, aber als uns nach dem Attentatsversuch die Telefonverbindung in die «Wolfsschanze» zum überlebenden Hitler glückte, da war ich, in dem ganz konkreten Augenblick, schlicht erleichtert – und sei es nur deshalb, weil nun die nervenzehrende Anspannung wegen der unklaren Befehlslage beendet war.

Ich habe mich zur unbedingten Pflichterfüllung eigentlich nie überwinden müssen, nie mit mir gekämpft, nie gezögert. Nur ganz am Schluss, als ich umkam vor Sorge um meine Frau und meine Tochter, da habe ich überhaupt einmal den Gedanken gehabt, etwas Pflichtwidriges zu tun. Aber dann blieb ich doch im Bunker, bis mich der neue Reichskanzler Joseph Goebbels offiziell und als Letzten entliess. Ich war Soldat. Ich hatte meine Aufgaben, meine Anweisungen, meinen Platz. Und ich hatte einen guten Platz im Vergleich zu den Kameraden im Feld. Ich brachte Berge von Depeschen zu Hitler und vermittelte unzählige Gespräche, aber ich habe das grosse Ganze weder gesehen noch danach gesucht. Ich habe mich darum nicht bemüht. Ich habe keine Fragen gestellt, wenn man besser keine stellte, und man wusste immer, wann man besser keine stellte. Ich habe aber auch keine Fragen gestellt, wenn man dies hätte machen können. Ich sage es so wie es ist: Der junge Rochus hatte wenig Fragen.

Als Hitlers Leibwächter habe ich die meiste Zeit über herumgestan-



den, als sein Telefonist die Knöpfe der Telefonanlage gedrückt und als Kurier Papier durch die Gegend transportiert. Durch russische Behörden sollte das eines Tages als «Unterstützung des Naziregimes» abgeurteilt werden. Aber wer bleibt dann übrig von meiner Generation, der sich in diesem Sinn nicht schuldig gemacht hat?

Wenn ich gefragt werde, was meine Aufgabe bei Hitler war, antworte ich häufig: «Einfach nur da sein.» Genau darüber bin ich heute froh. Ich musste nicht mehr als «einfach da» sein. Und was, wenn es anders gewesen wäre? Wie weit hätten mich Pflichtbewusstsein, Gehorsam und der Eid auf Hitler gehenlassen? Ich bin froh, dieser Prüfung entgangen zu sein. Viele Kameraden hatten dieses Glück nicht.

Ich erzähle meine Geschichte den jungen Leuten auch, damit sie es nicht versäumen, rechtzeitig die richtigen Fragen zu stellen. Und um dem auf die Spur zu kommen, warum das damals mir und so vielen anderen nicht gelang, berichte ich von den Dingen möglichst so, wie ich sie seinerzeit wahrnahm.

Meinen Weg von Schlesien über die Oberlausitz und den Schwarzwald nach Berlin in die Reichskanzlei, vom Obersalzberg in die damalige ostpreussische «Wolfsschanze», dann direkt vom «Führerbunker» in die Folterkeller des russischen Geheimdiensts GPU in der Moskauer Lubjanka, weiter in wechselnde Arbeitslager in Karaganda (Kasachstan), Borowitschi (Oblast Nowgorod), Swerdlowsk (Ukraine) und Stalingrad und endlich nach fast neun Jahren Kriegsgefangenschaft wieder zurück nach Berlin – ich möchte all dies so schildern, wie es mir begegnete. Meine Notizen, die ich kurz nach meiner Rückkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft im Februar 1954 mithilfe meiner Frau niederschrieb, stützen meine Erinnerungen, die ich zusätzlich in ausführlichen Gesprächen mündlich weitergegeben habe und die in diesem Buch aufgezeichnet sind.

*Rochus Misch*  
*Mai 2008*

## *Vorwort: «Misch – Sie werden natürlich noch gebraucht»*

Dieser Befehl – vielleicht einer der gespenstischsten der Geschichte, wenn man das historische Ambiente bedenkt, unter denen er gegeben wurde – ergeht am 22. April 1945 im Bunker der Reichskanzlei des brennenden Berlin.

Nachdem er mit der späten Erkenntnis «Der Krieg ist verloren» soeben alle anderen aus seiner Umgebung von ihren Pflichten entbunden hatte, nimmt Adolf Hitler einen von ihnen aus, den Mann, der wie kein anderer die letzten fünf Jahre in ebenso ungeheurerlicher wie gewöhnlicher Nähe des «Führers» zugebracht hat – seinen Leibwächter und Telefonisten Rochus Misch.

Der, Jahrgang 1917, heute also im einundneunzigsten Lebensjahr, hat nun eine späte Chronik vorgelegt, deren Lektüre mir als Aufgabe angetragen wird.

Erste Reaktion – Abwehr, mulmiges Gefühl. Läuft das etwa ab im Stil von «Napoleons Kammerdiener kennt den *l'Empereur* in Unterhosen»?

Mischs Vorwort enthebt mich solcher Befürchtung – ich stosse auf einen würdigen Einstieg, der mich nicht gleich in die Flucht schlägt. Dennoch – soll ich mir einen Text zumuten, aus dem ich erfahren werde, wie es war und wie es zugeht im Dunstkreis einer Horrorfigur, die ich zwischen meinem zehnten und zweiundzwanzigsten Lebensjahr mehr als jede andere auf Erden gefürchtet habe, den Todfeind meiner jüdischen Mutter, des geliebtesten Menschen auf der Welt?

Als mir die Einfassung des Buchs mit einem Vorwort angetragen wurde, war mir Rochus Misch kein Unbekannter. Ich hatte ihn des Öfteren gesehen in den TV-Sendungen von Guido Knopp über die Geschichte des Dritten Reichs. Darin stellt er sich als das dar, was er damals war – als eines der vielen Millionen Rädchen im Getriebe eines Staats-

systems, das von ihnen bis fünf Minuten nach zwölf in Gang gehalten wurde. Wenn auch in diesem Fall in schwindlig machender Höhenluft.

Was hat uns dieser Rochus Misch heute zu sagen? Das lag nun schriftlich vor mir. Ich habe mich hineinverteift.

Und hier sind meine Gedanken dazu.

## I.

Am Anfang zwei Fragen.

Die erste: Wie wird da umgegangen mit dem historischen, also dem *geschichtsrelevanten* Hitler, dem Schrecken Europas und der Welt? Und wie mit dem anderen, der tagsüber Süßigkeiten und Gebäck nascht, nett ist und höchst hundelieb, also dem *geschichtsunrelevanten* Hitler?

Um darauf gleich zu antworten: Das Buch ist ein Beleg dafür, dass er sich von diesem, von «seinem» Hitler, dem «Chef», wie er ihn nach wie vor nennt, nie wirklich hat trennen können.

Was hinlenkt auf die zweite Frage: Wo steht Rochus Misch gegenwärtig? Die zweite Antwort ergibt sich aus der ersten: Die Begegnung mit Hitler erweist sich als unaufhebbar verinnerlicht.

Trotzdem setze ich die Lektüre fort: Denn obschon wirklich erarbeitete Distanzierung nicht sichtbar wird und der Mann in völliger Übereinstimmung mit den herrschenden Ideen der NS-Zeit war, mag ich Rochus Misch nicht einen glühenden Nazi nennen. Da wird etwas Intellektfernes sichtbar, eine unverbergbare Unfähigkeit, zu analysieren und zu interpretieren, bei gleichzeitig scharfer Beobachtungsgabe, aber emotional begrenzter Eindrucksfähigkeit. Heraus kommt eine fast holzschnittartige Aufrichtigkeit, die seine Aufzeichnungen jedem Verdacht von Voyeurismus entzieht, daneben aber auch die Enge seiner Wahrnehmungsmuster entblösst. Einerseits Defizite, die andererseits jedoch zur Authentizität seiner Erinnerungen beitragen. Der natürliche Argwohn, posthum beschwindelt zu werden, kommt gar nicht erst auf. Vielmehr entdecke ich mich dabei, auf die jeweils folgenden Seiten neugierig zu sein.

Wobei ich mir nur zu genau bewusst bin, an welch unheimlichem Topos sich die Schilderungen und Erinnerungen abspielen.

## II.

Die körperliche, sozusagen geografische Nähe zu dem grossen Zerstörer bleibt für mich durchgehend befremdend, und das umso befremdender, je mehr die geschichtsunrelevanten Facetten dieses Daseins direkt oder indirekt zum Vorschein kommen. So, wenn man erfährt, dass Hitler eine Leidenschaft fürs Kegeln hatte, gern Apfel- und Kümmeltee trank, dem kleinen Hund der Köchin aufgeräumt zurief: «Wo kommst du denn her, kleiner Racker?» oder aus seinen Räumen operettenhafte Schmachtfetzen wie «Dein ist mein ganzes Herz ...» erklangen. Dazu Misch: «Als ich den schönen Gesang vernahm, schaute ich ungläubig zum Fenster in Hitlers Arbeitszimmer. Nachdenklich in sich zusammengesunken sass er wie der einsamste Mensch in seinem Sessel. Hier habe ich den traurigsten Hitler gesehen.»

Doch es wird noch enger.

Ich jedenfalls zuckte zusammen bei Sätzen wie diesem: «Ich habe nie irgendwelche Intimitäten zwischen Hitler und Eva beobachtet.» Dann die Szene, als Misch, auch Leibtelefonist, Depeschen in Hitlers Wohnung bringt und er durch die offene Tür des Schlafzimmers auf eine Eva Braun in einem dünnen Nachthemd blickt. «Das Blut schoss mir in den Kopf», erinnert er sich so viel später, aber immer noch wie atemlos vor Entsetzen. «Eva hatte mich bereits bemerkt, daher traf mein Blick gleich ihre Augen. Sie sagte nichts, hob lediglich ihren rechten Zeigefinger an die geschlossenen Lippen. Ich machte sofort kehrt...»

Wird hier nun doch lüstern durchs Schlüsselloch gegiert? Der Eindruck kommt nicht für eine Sekunde auf, Mischs Persönlichkeit schliesst solche Assoziation einfach aus. Aber auch nach Verherrlichung Hitlers durch seinen Leibwächter, nach Inschutznahme des «Führers» sucht man vergebens. Und das ganz im Gegensatz zu einem anderen «Hitler-Nahen», seinem «Leibstenografen» Henry Picker. Der, Jahrgang 1912 und seit 1930 Mitglied der NSDAP, hat die *Tischgespräche im Führerhauptquartier* von März bis Juli 1942 nicht nur Wort für Wort aufgenommen, sondern in der Jubiläumsausgabe von 1983 auch kommentiert, was sein Herr und Meister in der Ära des NS-Machtzenits an Unsäg-

lichkeiten abgesondert hat. Unfähig, seine Verfallenheit an den «Chef» – auch Picker nannte Hitler so – zu überwinden, offenbaren die eingeschobenen und als solche kenntlich gemachten Kommentare und Interpretationen den hochgebildeten Stenografen letztlich als geistigen Lakaien und unbelehrbaren Apologeten. Roter Faden auf hohem Bildungsniveau: fortwährende, schlecht getarnte Inschutznahme des geschichtsrelevanten Hitler. Dass Picker, typischer Vertreter eines nichthuman und nichtdemokratisch motivierten Antikommunismus, dabei jedes Verständnis für die extremen Leiden der Sowjetvölker im Kampf gegen die deutschen Aggressoren und Okkupanten abgeht, kann also niemanden verwundern.

Ich habe die so kommentierten *Tischgespräche* als einen handfesten Skandal für ihren Herausgeber Picker empfunden, als charakteristisches Beispiel dafür, wie die Bundesrepublik sich mit dem Nationalsozialismus und seinem Erbe auseinandergesetzt hat.

Ein ähnliches Empfinden der Abscheu hatte ich bei diesem Buch von Misch nicht.

### III.

Allerdings war eine Reaktion bei der Lektüre beider Bücher, der des Leibwächters und der des Leibstenografen Hitlers, die gleiche. Ob sich der eine nun zu seiner Hochzeit über das handschriftliche «Herzlichen Glückwunsch – Adolf Hitler» gefreut hat oder der andere den «Chef» von deutschen «Siedlungspieren an Don und Wolga für die nächsten fünfhundert Jahre» schwadronieren liess – immer wieder war ich hilflos *einem* Gedanken ausgeliefert: Wie viele Gaskammertote konnte der Auschwitz-Birkenau-Kommandant Rudolf Höss an *dem* Tag verbuchen, als Hitler seinem Leibwächter und dessen Frau Gerda zur Vermählung gratulierte? Wie viele Widerstandskämpfer wurden im besetzten Europa gerade fusiliert, wie viele Geiseln in *der* Minute erschossen, als Hitler den Hund der Köchin leutselig «kleiner Racker» nannte? Wo überall und wie viele Männer, Frauen und Kinder wurden von den mobilen Mordkommandos der Einsatzgruppe A, B, C und D hinter und an der deut-

schen Ostfront unter dem Deckmantel der Partisanenbekämpfung umgebracht, als Misch den zusammengesunkenen Hitler in dessen Arbeitszimmer erblickte? Und wie viele Leichen in den Vernichtungslagern verbrannt, als sich sein Blick durch die offene Schlafzimmertür mit dem Eva Brauns traf?

Für Überlebende des Holocaust sind dies typische Zwänge, die bestätigen, dass ein Teil ihres Ichs mitgemordet wurde, um nie wieder aufzustehen.

Zur Biografie: Am 29. Juli 1917 geboren, sterben Rochus Misch innerhalb der nächsten fünf Jahre die Mutter und der ältere Bruder weg – der Vater lebte schon bei der Geburt nicht mehr –, sodass er als Waise bei den Grosseltern aufwächst. Acht Jahre Volksschule, danach malt er an Kinoplakaten und Reklameschildern. Was wird? Die Antwort könnte sein, abgewandelt von Sigmund Freud: «Anatomie ist Schicksal» – denn Rochus Misch ist ein stattlicher Mann mit breiten Schultern und Gardemass.

Nach Musterung wird der Adonis für die «Leibstandarte SS Adolf Hitler» ausgewählt und am 1. Oktober 1937 in Berlin-Lichterfelde eingezogen. Einziges Kriterium für seine spätere Abordnung in Hitlers Begleitkommando: Der Mann soll keinen Ärger machen. Eine Maxime, an die sich Rochus Misch gehalten hat, und zwar im buchstäblichen Sinn bis zum letzten Atemzug des «Führers».

Befehlsgewalt hatte er keine, ebenso wenig einen nennenswerten Rang. Gefuchst hat ihn das nicht, wollte er doch über die Beförderung zum SS-Oberscharführer hinaus ausdrücklich keinen höheren Dienstgrad haben: «Wozu denn? Ich war doch schon beim Führer»(!), schreibt er sechzig Jahre später. Mitglied der NSDAP war er übrigens nie, was er eher beiläufig erwähnt. Dass er sich darauf posthum nichts zugutet, ist eben auch Rochus Misch. Für die Generäle und Parteibonzen ist er gerade noch eine Begrüssungsadresse, aber keine Person von Aufhebung und Interesse. Er hatte seine Funktionen als Leibwächter und als Telefonist, und die sind klar abgegrenzt.

Und doch zählte dieser Mann zum innersten Kreis um Adolf Hitler, spinnt sich, unsichtbar, fast Familiäres hin und her, atmosphärisch Selbstverständliches. Rochus Misch gehört zum Inventar der «Führer»-

Entourage – mit einem sicheren Platz in der Nähe des «Herrn über alle und über alles».

Da kommt es einem brühwarm und gruselig hoch, wenn man nun liest, wie Hitler «mein Wohlergehen wichtig war. Ein Chef, der mich von seinem eigenen Leibarzt untersuchen liess, wenn es mir schlecht ging, der mir spontan freigab, als ich mit einem Mädchen ausgehen wollte, der mich für die enorme Summe von 100‘000 Reichsmark lebensversicherte und der mich niemals anschrte.» Also ganz der Hitler, wie ihn seine Sekretärin Traudl Junge geschildert hat und wie wir ihn aus Bernd Eichingers *Der Untergang* kennen. Für die Weltgeschichte hatte der Hitler dieser Aufzählung keine Bedeutung gehabt, wohl aber für Rochus Misch.

So viele Attentate auf Hitler auch geplant und bis auf eines fehlgeschlagen sind – seine Aufgabe als Leibwächter bei einem konkreten Angriff auf die Schutzperson hat weder Misch noch einer seiner «Kameraden» ausüben können. Die Chronik liefert keinen einzigen Fall, dass er eine Kugel auf das Staatsoberhaupt hätte abfangen müssen – was Misch, hätte es einen solchen gegeben, sicher vermeldet hätte. Am 20. Juli 1944 war er nicht an Ort und Stelle, sondern gerade als Kurier in Berlin. Hätte er sich, gegebenenfalls, zwischen Bombe und Hitler geworfen? Ich glaube den Mann mittlerweile so gut zu kennen, dass ich diese Frage unverzüglich mit einem «Ja» beantworte. Es könnte übrigens sein, dass Misch in dieser Zeit an der Uhr der Weltgeschichte mitgetickt hat. Jedenfalls hat er am 20. Juli 1944 in der Telefonzentrale der Berliner Reichskanzlei am Zustandekommen der entscheidenden Gespräche zwischen dem Kommandanten des Berliner Wachbataillons, Major Remer, Goebbels und Hitler technisch mitgewirkt.

Lebt Hitler oder lebt er nicht?, lautete die alles entscheidende Frage.

«Ich hatte offiziell gar keinen Dienst, war ja auf Kurierfahrt», lässt er uns von diesen geschichtsschweren Stunden wissen. «Aber meine Kameraden konnten die Probleme so schnell nicht allein lösen – ich kannte mich mit der Telefonanlage am besten aus.» Und er schafft es: «Hitler lebte. Er sprach mit Goebbels, dann mit Remer. «Erkennen Sie mich an der Stimme?», fragte Hitler den Major. Der bejahte. Hitler befahl Remer,

sich und sein Bataillon allein seiner persönlichen, also Hitlers, Befehlsgewalt sowie der von Goebbels zu unterstellen: „Sie müssen das jetzt mit Goebbels ausmachen, ich kann von hier nichts unternehmens Damit war der Spuk vorbei.“

Der Spuk ... Nach diesem Datum werden bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs mehr Soldaten und Zivilisten getötet werden, als zwischen seinem Ausbruch am 1. September 1939 und dem 20. Juli 1944.

Politische Urteile gibt Misch selten preis, aber im Fall der Verschwörer um Stauffenberg weist er doch darauf hin, dass sie damals unter seinesgleichen als «Kameradenmörder» galten, wobei er bekräftigend hinzu setzt: «Wesentlich Schlimmeres gab es nicht.» Mehr als ein halbes Jahrhundert danach sind sie ihm noch immer sehr präsent – die alten Wertvorstellungen von damals. Dass das Subjekt des Anschlags das Schlimmste, das Allerschlimmste verkörperte, der Gedanke blieb ihm verschlossen. Eine innere Beziehung zur Welt der deutschverursachten Opfer, eine wirklich humane und demokratische Sozialisation, Wirkungen von mehr als einem halben Jahrhundert Aufklärungsarbeit über Hitler-Deutschland, vermag ich an solchen Stellen nur schwer zu erkennen. Aufarbeitung von Geschichte – das ist etwas, was an Rochus Misch abgeträufelt zu sein scheint wie Wasser an einer Regenhaut.

Und doch stimmt das so nicht ganz.

#### IV.

Persönliche Unmenschlichkeit und grausame Gesinnungen werden nicht sichtbar. Dennoch fällt es schwer, von einem «Verlust der humanen Orientierung» zu sprechen – denn wie kann man verlieren, was man gar nicht hat?

Bezeichnenderweise macht Misch den kriminellen Charakter des NS-Regimes nur an einem Punkt fest, und auch das eher halben Herzens: dem Holocaust, der Vernichtung der europäischen Juden im deutschen Machtbereich. Die begann im grossen Stil aber erst nach dem Überfall



auf die Sowjetunion im Juni 1941 durch die vier mobilen Einsatzgruppen, ehe sie fortgesetzt wurde mit den stationären Vernichtungszentren ab dem folgenden Frühjahr. Doch wird der verbrecherische Charakter des Systems wirklich erst sichtbar, als die Juden abgeschlachtet wurden?

Was war denn mit den acht Jahren von 1933 bis dahin?

Da Rochus Misch bei Hitlers Machtantritt siebzehn war, also kein Kind mehr, sondern ein junger Mann, taucht ganz von selbst die Frage auf, wie und was er von den öffentlichen Geschehnissen wahrgenommen hat, die den wahren Charakter des NS-Staates von vornherein unverbergbar prägten.

Also: das abrupte Ende der Weimarer, der demokratischen Republik (die in seinem Buch überhaupt nicht vorkommt, obwohl er die ersten mehr als anderthalb Jahrzehnte darin zubringt); das Verbot aller Parteien, ausser der NSDAP, und der freien Gewerkschaften; der Boykott jüdischer Geschäfte, und zwar bereits am 1. April 1933; die öffentlichen Bücherverbrennungen im Mai desselben Jahres; der viehische Mord an Hitlers SA-Rivalen Ernst Röhm nebst weiteren unliebsamen Personen Ende Juni 1934, das Tagesgespräch der Nation, wie ich mich erinnere; der aus allen Poren des NS-Propaganda- und Agitationsapparats schiesende tagtägliche Antisemitismus; die in alle Himmelsrichtung herausgeschriene Entrechtung der deutschen Juden durch die Nürnberger Rassengesetze «zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre»; die Reichspogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938; die Annexion Österreichs, des Sudetenlandes und der Tschechoslowakei sowie die Deportationen deutscher Juden im Grossdeutschen Reich ab 1940 unter offenem Himmel und am helllichten Tag.

Die Wahrnehmung dieser (damals allen erwachsenen Deutschen bekannten) Tatsachen aus der ersten Halbzeit des «Tausendjährigen Reichs» durch Rochus Misch ist gleich null. Wo er dennoch auf diese Jahre zurückkommt, an zwei Stellen, entblösst sich eine zurückgebliebene bis regimeapologetische Sicht.

Beide Male dreht es sich um Selbsterlebtes: Die Berliner Olympiade von 1936, auf der er Hitler zum ersten Mal leibhaftig sieht: «Die Menschen gerieten schier ausser sich ... alles jubelte und schrie – es war oh-

renbetäubend. Ich wurde von der ganzen Stimmung völlig mitgerissen, irgendwann schossen mir die Tränen in die Augen.» (Auch ich erinnere mich daran – als Höhepunkt nationaler «Führer»-Besoffenheit.)

Das andere Mal geht es, wie er es nennt, um den «Einmarsch» in die Resttschechoslowakei im März 1939, der «mit einer kriegerischen Auseinandersetzung» nichts zu tun hatte. «Von den Einwohnern in Zilina wurden wir freundlich empfangen», schreibt Misch 2008. Er hatte inzwischen Zeit genug, um sich bekannt gemacht zu haben mit den anderen Bildern – jenen von weinenden und vom Strassenrand her mit in ohnmächtiger Wut erhobenen Fäusten den deutschen Truppen drohenden Pragerinnen und Pragern.

Bis hierher ist längst klar: Dies ist ein junger Mensch, der sich in völliger Übereinstimmung mit den herrschenden Ideen seiner Zeit befand, ganz wie die überwältigende Mehrheit der damaligen Deutschen, und doch in einer Sonderrolle – als Hitlers Leibwächter und Telefonist, also im Zentrum des Bösen. Aber so paradox es klingen mag – gerade die Nähe zu Hitler könnte eine Erklärung für seine beteuerten Kenntnisdefizite sein: Vom Wehrdienst freigestellt, wird er nicht zum Zeugen von Vernichtungsaktionen an und hinter den Fronten wie so viele Soldaten – erstens. Zweitens, und das ist eine kaum zu überbietende Ungeheuerlichkeit: Im Dunstkreis Adolf Hitlers wird von KZ und Holocaust nicht gesprochen. In der internen Runde, zu der auch der Statist Rochus Misch zählte, waren diese Begriffe tabu.

Man glaubt ihm, und wird noch einmal getroffen durch eine gleichsam beiläufige Beobachtung: Wenn Himmler kam, zog Hitler mit ihm hinter geschlossene Türen.

Irgendwann entfährt es Misch: «Wie konnten Untaten solchen Ausmasses nur ein so gut gehütetes Geheimnis bleiben?»

Das sind so die Stellen, in denen ich das Manuskript aus den Händen legen muss, weil sie schwer zu ertragen sind.

Gleichzeitig entdecke ich, der «Tätererfahrene», dass ich Rochus Misch nicht grollen kann – ein unbestimmtes Gefühl, das schwer zu definieren, aber da ist.

## V.

Weite Strecken von Hitlers Leben, und also auch dem seines Leibwächters, boten das Bild eines Maulwurfdeins, dessen oberirdischer Teil einen Namen hatte – «Wolfsschanze». Hier, tief in den Wäldern Ostpreussens, verbrachte Hitler vom Überfall auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941 die nächsten fast dreieinhalb Jahre bis zum Herbst 1944.

Man muss diesen Platz des Schreckens, genannt «Führerhauptquartier», gesehen haben, um es zu glauben. Da türmen sich keine Steine, sondern Gebirge von Beton, liegen Betonplatten wie Kontinentalschollen untergegangener Erdteile aufeinander, ragen Stümpfe mit verbogenen Stahlstangen wie klagend in die Luft, erheben sich gigantomanische Elefantenrücken hoch über den Boden, in dem sie noch einmal tief verankert sein sollen. Die aufgebrochenen, auseinandergerissenen, dynamitzerfetzten Bunker geben verräterischerweise die Ängste des Bauherrn und ihrer sonstigen Bewohner preis. Decken und Wände haben eine Dicke von bis zu acht, ja zehn Metern, das sind keine menschlichen Masse mehr. Sie sollen das kostbare Leben derer schützen, die es ohne Wimpernzucken Millionen zu nehmen gewohnt waren.

Ein zyklisches Chaos, so sieht Wilczy Szaniec, die «Wolfsschanze», heute aus. Ich hatte es aufgesucht für mein Buch *Ostpreussen ade – Reise durch ein melancholisches Land*.

Da brüteten sie dumpf vor sich hin, Bauwerke von zermalmendem Gewicht auch noch in ihrem geplatzten Zustand. Überall Löcher, Öffnungen, leichter Zutritt ins Innere – was als gefährlich angedroht wird. Deshalb Warntafeln mit grosser Aufschrift und in vier Sprachen, auf Polnisch, Russisch, Englisch und Deutsch: «Eintritt streng verboten – Lebensgefahr.»

Aber halten konnte *ich* mich nicht daran.

Da wuchtete er hoch, nördlich der stillgelegten Bahnlinie, die das Gelände durchzieht, in Zone 1 – der «Führerbunker». Nach dem Lageplan trägt er die Nummer 13 und ist, wie es sich gehört, das grösste dieser Ungetüme, unter sieben Bunkersauriern sozusagen der Brontosaurus.

Den habe ich dann betreten – ich konnte nicht anders.

Zu unglaublich war es, dass ich dort stand, an diesem Platz, einst Zentrum der eigenen tödlichen Bedrohung. Es konnte nicht wahr sein, dass ich mich, wenn auch verbotenerweise, mitten im «Führerbunker» befand, während Adolf Hitler, der Minotaurus dieses Labyrinths aus künstlichem Stein, inzwischen schon seit mehr als einem halben Jahrhundert tot ist. Wie kann es sein, dass ich dagegen lebe? Lebe nach so viel unvergessener Gewissheit ein Dutzend Jahre lang, dass die Meinen und ich diesen «Führer» nicht überleben würden? Und doch musste es stimmen, denn ich spürte: Es ist windstill. Ich sah: Grün schoss aus den Betonklüften, nistete in den Spalten, trieb junge Stämme ans Licht.

Ich rührte mich nicht vom Fleck, eine Minute lang. Deren Ewigkeit ich nie vergessen werde.

Die «Wolfsschanze», die Trümmer des ehemaligen «Führerhauptquartiers» in der Nähe von Kętrzyn, dem ehemaligen Rastenburg, materialisieren auf zweieinhalb Quadratkilometern in konzentrierter Form den ganzen Wahnsinn des sogenannten Dritten Reichs. Zwischen diesem Ort und den Panzerspitzen hatten einmal zur Zeit der grössten Machtausdehnung bis an Wolga und Kaukasus im August 1942 an die dreitausend Kilometer gelegen. Eine Distanz, die im Oktober 1944 von den sowjetischen Panzerverbänden des Generals Tschernjakowski auf kaum mehr als fünfzig Kilometer gekürzt war.

Das hatte Folgen.

Am 2. November 1944, nachdem noch riesige Leichenmassen verbrannt worden waren, werden in Auschwitz die Vergasungen eingestellt. Achtzehn Tage später, am 20. November 1944, nimmt Adolf Hitler sehr unfreiwillig Abschied von der «Wolfsschanze». «Für immer» – so sein Leibwächter und Telefonist Rochus Misch.

## VI.

Dann auf einem seiner anderen Aufenthalte – dem Obersalzberg: Das ist kein Berg, auch keine Bergkuppe, noch weniger eine Ortschaft, sondern ein Hang über einem alten Salzbergwerk. Hier war Hitlers momentaner NS-Staat *en miniature* und seine spätere «Alpenfestung». Betörende Ku-

lisse – Bruchtaler, Steinernes Meer, Grosser Hundstod, Grosses Teufels-  
horn.

Mein Ziel aber ist das Kehlsteinhaus, Hitlers «Adlernest», 1834 Me-  
ter hoch, sozusagen das Privatissimum des sonst uniformierten «Füh-  
rers», ein für mich in seiner zivilen Verlogenheit besonders abstossender  
Ort. Die einzigen Fotos und Filmaufnahmen von Hitler nach 1933 in  
zivilen Textilien, die mir vorgelegt worden sind, kamen von hier und  
seinem Berghof, seinem sporadischen Domizil. Unerträgliche Idyllen,  
mit Eva Braun und Schäferhund, familiäres Ambiente, linkische Gebär-  
den und eherner Blick des Einzigen auf die grandiose Bergwelt ringsum.  
Bilder, die mir die Auffahrt zum Kehlsteinhaus extrem schwer machten,  
ganz abgesehen von der physischen Anstrengung, die steinerne Treppe  
mit ihren sechsundsiebzig Stufen bis zum Plateau hinaufzustapfen. Für  
die letzten 124 Meter hätte auch der messingglänzende Fahrstuhl (Ori-  
ginal!) benutzt werden können, aber meine NS-verursachte Klaustro-  
phobie traute sich nicht...

Einer meiner Versuche, mit der Vergangenheit fertig zu werden, be-  
stand darin, mir selbst zu helfen, indem ich berühre, anfasse, andenke,  
was mir seinerzeit Abscheu, Todesangst, Grauen eingeflösst hat – dass  
ich mich dem stelle. Der Aufstieg zum *eagle nest*, wie die Amerikaner  
das Kehlsteinhaus genannt haben, war einer dieser Versuche.

Während ich mich in das Manuskript von Rochus Misch vertiefe,  
kommen mir Bilder und Gefühle von und an dieser Stätte wieder hoch.  
Die sachten Atembeschwerden, wenn auch nicht der dünnen Luft we-  
gen, Flucht- und Umkehrgedanken, je höher hinauf, desto bedrängender.  
Dazu das alte Bedürfnis, die wahren Motive für den Wunsch davonzu-  
laufen, vor mir selbst zu verschleiern: Warum tust du dir diese Strapaze  
bloss an? Von allen Ankömmlingen bist du es ohnehin allein, der hier  
auf Schusters Rappen aufwärtsstrebt. Was also soll das ganze Aben-  
teuer?

Später, im Bunker des Obersalzbergs, ungefähr das Einzige, was  
nach den fürchterlichen Bombardements im April 1945 von der Alpen-  
festung übriggeblieben ist, geht es tiefer, immer tiefer nach unten: Ge-  
fängniszellen des ehemaligen Reichssicherheitsdiensts, Schlafräume der  
Leibwache, Hundezwinger, Maschinengewehrnester, Verbindungsstol-

len – taub, stumm und doch auf fürchterliche Weise gegenwärtig. Weiter zum Bormann-Bunker, zum Filmarchiv, zu den SS-Kasernen. Ein Wegweiser informiert: «Der Gang endet sechzig Meter weiter unten.» Soll er! Ich schaue hinab, wo er sich diffus verliert, und erspare mir die unterste Etage dieses glitschigen Labyrinths, das ein wahnsinniger Minotaurus hier einsenkte, eine Krypto- und Katastrophenexistenz, ein Maulwurf und Unterirdischer.

An diese Stunde, an diesen schon etwas zurückliegenden Tag denke ich, während ich mich in der Biografie des Leibwächters und Telefonisten Rochus Misch vorarbeite.

Ein Fanatiker ist der Mann nicht, so wenig wie ein Militarist. Am Anfang des «Polenfeldzugs» verletzt – glatter Lungendurchschuss auf dem Vormarsch nach Warschau –, weiss er, was Krieg bedeutet. Kaum verhülltes Entsetzen, an die Front zur kämpfenden Truppe zurückzukehren. Seine zukünftige Aufgabe bewahrt ihn davor. Ein schlechtes Gewissen aus diesem Grund ist nicht zu erkennen. Seine neue Adresse: Reichskanzlei, Berlin, Wilhelmstrasse 77 – die Wohnung des «Führers». Die Treppe dahin hat zweiundzwanzig Stufen.

Misch ist «Mädchen für alles» – Läufer, Austräger von Zeitungen und Depeschen, und längst vertraut mit den Verhaltensmassregeln im Allerheiligsten des Reichs: «Wenn man dem ‚Führer‘ begegnet – zur Seite treten, nichts machen! Entweder er spricht einen von selbst an oder eben nicht.» Also, «alles, bloss nicht dem ‚Führer‘ begegnen». Er ist einer von zwanzig, drei Schichten, rund um die Uhr. Der Adjutantenflügel ist keine zwölf Meter von Hitlers Privaträumen entfernt.

Misch schreibt: «Ich hatte weder ein Monster gesehen noch einen Übermenschen ... Der Privatmann Hitler war ein normaler, ein einfacher Mann, der einfachste Mensch, den ich kannte. Nur nach aussen schlüpfte er in seine ‚Führerrolle‘.» Bei solchen Sätzen frage ich mich wieder und wieder, wie jemand mit einem anderen Bildungsstand und mit analytischem Verstand seine Erlebnisse interpretiert hätte. Und denke: Hier geht der Nachwelt gewiss an intimer Kenntnis manches verloren, während anderes hinzukommt, was eine intellektuelle Perspektive übersehen hätte.

## VII.

Schliesslich das Ende, wieder maulwurfshaft, im Bunker der Reichskanzlei, tief unter der Erde. Schwere Stahltüren, gasdichte Schleusen, aber zu spät damit begonnen – es tropft, Sickerwasser muss abgepumpt werden. Letztes Mauselloch eines politischen Bankrotteurs, dem das nationale Kollektiv seiner Anhänger bis in die Endphase hörig war. Und alles nun zusammengeschrumpft auf die Frage: Wo stehen die Russen? Das ist jetzt das Hauptproblem für den einstigen Herrn über Europa und weite Teile der Weltmeere ...

Und dann, gespenstisch, doch wahr, weil es von Rochus Misch kommt: Der Telefondienst geht noch, die Reichskanzlei wird angerufen! Eine Frau schreit, dass ihre Nachbarin vergewaltigt werde: «Hilfe, Hilfe – so helfen Sie doch. Im Hintergrund hörte man furchtbare Schreie.»

Noch einmal: Mir fiele es schwer, das zu glauben, wenn es nicht aus dieser Feder käme.

Am Schluss, endlich, die Entlassung aller, ausser: «**MISCH, SIE WERDEN NATÜRLICH NOCH GEBRAUCHT!**»

Natürlich ... Und so bleibt er denn und berichtet hautnah von den letzten Tagen und Stunden einer Götterdämmerung, die verglüht mit der Langsamkeit, mit der sich zwei Eiszeiten ablösen. So jedenfalls will es mir gegen Ende der Lektüre scheinen. Doch während es für Hitler und seine zusammengeschrumpfte Umgebung enger und enger gerät, wird mir immer weiter und offener zumute.

Wer hier unten zurückgeblieben ist, der wartet nur noch auf eines: den Schuss. Oder auf die Schüsse, denn Eva Braun ist auch dabei, nun sogar als Angetraute des «Führers».

Es folgt die Apokalypse in dieser kalten, feuchten und nur von Kunstlicht beleuchteten Gruft ohne jeden Kontakt zur Aussenwelt. Der Tod der Goebbels-Kinder – auch dieses Grauen geschildert mit der exemplarischen Ausdruckskargheit des Chronisten, und doch mit einem bisher ungehörten Unterton: «Ich musste mit so vielem fertig werden – dies werde ich niemals los.»

Das glaubt man ihm. Auch dass er keine Selbsttötung begangen hät-

te vor Hitlers Ende. Dessen wird er erst Ohren-, dann Augenzeuge.

Rochus Misch bleibt am Leben.

Er wird es in den folgenden neun Jahren wohl mehr als einmal bedauern haben: russische Gefangenschaft, endlose Verhöre, darunter auch in der berüchtigten Moskauer Lubjanka, Folter. «Die Russen konnten nicht glauben, dass Hitler tot sein sollte» – da war sein Leibwächter und Telefonist klüger.

Die eigenen fürchterlichen Leiden beschreibt er mit jener Zurückhaltung, die typisch ist für ihn, und die Zweifeln keinen Raum lassen: «Irgendwann, in meinen eigenen Exkrementen liegend, verlor ich die Besinnung.» Das ist auch schon das Äusserste, sonst nur trockene Aufzählung: erste Post im Oktober 1948; am 21. Dezember 1949 Massenprozess ohne eigentliches Gerichtsverfahren mit Todesurteil, 1950 umgewandelt in fünfundzwanzig Jahre Zwangsarbeit. Militärgefängnis in Kasachstan, Speziallager bei Leningrad und Moskau, im Ural und in Stalingrad. Schliesslich Weihnachten 1953 in das Kriegsgefangenenaufnahmefanglager Fürstenwalde bei Berlin, DDR – von dort gelingt ihm die Flucht. Am 31. Dezember 1953, ihrem Hochzeitstag, sieht er nach bald neun Jahren seine Frau wieder.

Ich schlage das letzte Blatt um – und atme, sehr berührt von diesem Schicksal, tief auf.

## EPILOG

Die Verflochtenheit mit der NS-Zeit über ein langes, langes Dasein hin, wie sie bei dem nunmehr über neunzigjährigen Rochus Misch so überdeutlich sichtbar wird, ist unter anderen Vorzeichen auch die zentrale Erfahrung meines eigenen fünfundachtzigjährigen Lebens. Obwohl für beide gilt, dass die Jahre 1933 bis 1945 nur Bruchteile davon ausmachen.

Bei dieser Statistik aber hören die Parallelitäten auch schon auf.

Dennoch bin ich der Vita von Misch mit grosser persönlicher Anteilnahme und hohem historischen Interesse gefolgt.

Mein Leben ist nach seinem grössten Ereignis, der Befreiung vom



4. Mai 1945 durch die 8. Britische Armee in Hamburg, entscheidend mitgeprägt worden von dem, was ich die «zweite Schuld» genannt habe – also der Verdrängung und Verleugnung der «ersten Schuld» unter Hitler in der 1949 entstandenen Bundesrepublik Deutschland. Und das nicht allein als moralische oder rhetorische Kategorie, sondern tief verankert durch den «grossen Frieden mit den Tätern», wie ich es bezeichnete.

Denn in der Tat – wir leben in einem Land, wo dem grössten geschichtsbekanntesten Verbrechen mit Millionen und Abermillionen Opfern, die wohlbemerkt hinter den Fronten umgebracht worden sind wie Insekten, das grösste Wiedereingliederungswerk von Tätern gefolgt ist, das es je gegeben hat. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, sind sie nicht nur straffrei davongekommen, sondern konnten ihre Karrieren auch unbeschadet fortsetzen. Es klingt wie ein historischer Irrwitz, aber die Funktionselite der Bundesrepublik Deutschland war bis in die siebziger Jahre hinein in weiten Teilen identisch mit der Hitler-Deutschlands. (Wobei die DDR mit ihrem ebenso verlogenen wie verordneten Antifaschismus schon von ihrer Grundstruktur her unfähig war, die NS-Geschichte wirklich aufzuarbeiten, der Begriff «zweite Schuld» also auch auf sie zutrifft.)

Ja, sie sind davongekommen, die gesamte Skala der Täterschaft hinauf und hinunter, von den Tötungsarbeitern in den KZs, unterste Glieder in der Kette des industriell betriebenen Serien-, Massen- und Völkermords, bis zu den Bauherren von Auschwitz im Reichssicherheitshauptamt, Dach des Vernichtungsapparats.

Kein Wunder, dass in den Jahrzehnten seither immer wieder an den mir von den Nazis injizierten Fluchtinstinkt appelliert worden ist. Ein beruhigtes Leben war es nicht, als Nachbar der «zweiten Schuld», auch wenn es daneben in der Bundesrepublik grosse Anstrengungen historischer Aufarbeitung und kraftvolle Demokratieprozesse gegeben hat. Dennoch stand ich mehr als einmal vor der Frage: Gehst du oder bleibst du? Ich blieb, und werde bleiben. Aber, noch einmal, leicht ist es nicht angesichts eines Verfassungsschutzberichts von 2006, der über achtzehntausend rechtsextrem motivierte Vorfälle verzeichnet.

Dem Verlag bin ich dankbar, dass er mich mit der Aufgabe betraut hat, [das Manuskript zu sichten](#) und meine Assoziationen dazu einzubringen. Die Lektüre hat mich über das Persönliche hinaus noch einmal in ganz bestimmten Erkenntnissen bestätigt.

Unter dem Codewort «Deutschland – das Opfer der Geschichte», das nach dem Ersten Weltkrieg aufkam, war Hitler die personifizierte Summe aller Fehlschlüsse aus der Ära des Zweiten Deutschen Reichs von 1871 bis 1918. Die Logik dieser Fehlschlüsse war der Untergang Deutschlands im Dritten Reich. Das Gesetz der Selbstzerstörung war dem Nationalsozialismus zwar von vornherein und unausweichlich eingeboren. Aber es bedurfte der vereinten Kraft der bedrohten Menschheit, um ihn als Staatsmacht militärisch unschädlich zu machen. Eine Renaissance der einstigen Stärke ist nicht zu befürchten. Seine Ideen jedoch sind nicht aus der Welt, und es bedarf aller Wachsamkeit, um sie im Stadium eines Virus zu halten und einen Ausbruch ins Machtfaktische zu verhindern.

Nun bin ich mir zwar ziemlich sicher, dass das, was mir das Leben so schwer machte, die nahezu kollektive Entstrafung der Täter, Rochus Misch wahrscheinlich nie berührt hat, dass sie seinen Wahrnehmungsmustern entgangen ist, wie so manches in den Jahren zwischen 1933 und 1945.

Aber ich bin überzeugt, dass der Mann nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft ein redliches Leben geführt hat und zu keiner Sekunde eine Gefahr für die demokratische Republik war. Das sind meine Kriterien bei der Beurteilung ehemaliger Nazis.

Wenn ich also Rochus Misch begegnen sollte – ich würde ihm ohne Zögern die Hand geben.

## II.

*Er aber dankte seinem Gott, dass er ihn allerlei Unglück erfahren liess,  
und brachte fünf ganzer Jahre im Kerker zu ...*

Johann Wolfgang von Goethe,  
aus: «Sankt-Rochus-Fest zu Bingen»

## DER WAISENJUNGE VOM DORF

Der heilige Sankt Rochus wird in Europa als Pestheiliger verehrt. Ende des 13. Jahrhunderts in Montpellier geboren, hatte er die Kraft, die Menschen vor der Seuche zu bewahren. Goethe wohnte am 16. August 1814 dem Fest zur Einweihung der zu Ehren des Heiligen gebauten Rochuskapelle in Bingen am Rhein bei und beschreibt in dem Aufsatz «Sankt-Rochus-Fest zu Bingen» seine Eindrücke von diesem Tag. Der Name Rochus selbst wird zurückgeführt auf das althochdeutsche Wort *roh on* («brüllen») oder auf die jiddischen Begriffe *rochus* und *rauch es* («Ärger», «Zorn») wie auch auf den französischen Ausdruck *rouge* («rot»). Der heilige Rochus jedenfalls wurde mit einem roten Kreuz auf seiner Brust geboren – als Zeichen seiner göttlichen Auserwählung.

Dies alles habe ich vor langer Zeit herausgefunden, als ich begann, mich mit meinem nicht ganz gewöhnlichen Vornamen zu beschäftigen. Was davon meiner Mutter bekannt war, als sie mir diesen Namen gab, weiss ich nicht. Genauso wenig weiss ich, ob meine Grosseltern den Pestheiligen absichtlich zum Namenspatron für ihren Sohn, meinen Vater, wählten. Rochus – das war der Name meines Vaters, und deshalb wurde er auch meiner. Er wäre es aber wohl gar nicht geworden, hätte mein Vater meine Geburt noch erlebt. Ich bin nämlich nach meinem älteren Bruder Bruno der zweite Sohn von Rochus und Victoria Misch, und hätte mein Vater seinen Namen weitergeben wollen, so hätte er wohl seinen erstgeborenen Sohn Rochus getauft. Meine Mutter aber wollte, dass ich den Namen ihres verstorbenen Mannes trage.

Mein Vater war Bauarbeiter, meine Mutter Victoria bei den Berliner Verkehrsbetrieben beschäftigt. Bruno war noch am Händelplatz in Berlin-Steglitz zur Welt gekommen, doch kurz danach, mit Beginn des Ersten Weltkriegs, zog die Familie nach Alt-Schalkowitz<sup>3</sup> nahe Oppeln in Oberschlesien. Dort wohnten die Eltern meiner Mutter. Ich nehme an, sie wollte während des Krieges nicht allein in Berlin sein, denn für meinen Vater führte der Weg bald an die Front.

Im Juli 1917 war meine Mutter mit mir hochschwanger. Mein Vater lag in einem Lazarett in Oppeln. Er war schwer verwundet von der Front



*Der Name des Vaters wurde auch seiner: Rochus Misch,  
geboren am 29. Juli 1917, im Alter von vier Jahren*

zurückgekehrt, mit einem Lungenschuss und ohne Daumen. Kurz vor der erwarteten Niederkunft seiner Frau erlaubte man ihm, das Lazarett zu verlassen. Er durfte also zur Familie nach Hause, und man erwartete gemeinsam meine Ankunft. Eines Nachts erlitt mein Vater plötzlich einen Blutsturz, und am nächsten Morgen war er tot.

Die Totengräber kamen, um meinen Vater abzuholen, und meine Mutter weinte und schrie, als sie den Sarg an ihr vorbeitragten. Die Hebamme war bereits im Haus und stand hilflos daneben. Einige Stunden später, an diesem 29. Juli 1917, wurde ich geboren.



*Soldaten in der Familie: Der Vater war Soldat, der Sohn wurde Soldat:  
Rochus Misch sen. steht hinter seinem sitzenden Kameraden*

Zweieinhalb Jahre nach meiner Geburt starb meine Mutter an einer Lungenentzündung infolge einer schweren Grippe. Mein Bruder Bruno verunglückte am 2. Mai 1922 bei einem Badeunfall. Seine rechte Seite war steif, wohl die Folge eines Schlaganfalls, den er sich im eiskalten Wasser unseres kleinen Bachs zugezogen hatte. Vierzehn Tage dauerte sein Sterben.

Nun blieb ich ganz allein bei den Grosseltern. Ich war noch zu klein, um zu begreifen, dass ich innerhalb der ersten fünf Jahre meines Lebens meine ganze Familie verloren hatte: Vater, Mutter, Bruder. Meine Grosseltern Fronia, die Eltern meiner Mutter, sprachen wenig über ihre Tochter. Sie hatten nicht einmal eine Fotografie von ihr aufgehängt. So wuchs ich auf, ohne zumindest ein Bild meiner Eltern in mir zu tragen. Dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – habe ich Vater und Mutter nicht bewusst vermisst. Zunächst war meine Grossmutter mein Vormund. Später, in den dreissiger Jahren, als sie dafür zu alt war, übertrug man diese Aufgabe an die Schwester meiner Mutter, meine Berliner Tante Sofia Fronia.

Ich habe trotz dieses tragischen Starts ins Leben nur gute Erinnerungen an meine Kindheit. Ich muss als kleiner Junge allerdings einmal sehr krank gewesen sein. Man erzählte mir, ich hätte die Englische Krankheit<sup>4</sup> gehabt. Ich entsinne mich, dass ich zur Behandlung in ein Spezialkrankenhaus im Altvatergebirge gebracht wurde. Aber ich weiss nicht mehr, wie ich dorthinkam und wann ich wieder zu Hause war. Man hat die Sache aber offensichtlich in den Griff bekommen.

Nach meiner achtjährigen Volksschulzeit wollte mein Grossvater, dass ich einen Handwerksberuf erlerne. Grossvater konnte interessante Geschichten erzählen, und er hatte in Berlin bei der Errichtung des Teltowkanals mitgewirkt. Das war eine grosse Sache – 1906 eingeweiht, war dieser Kanal das Werk von nicht weniger als zehntausend Arbeitern. Für ihn war es sehr wichtig, dass man etwas «mit den Händen» machte,



*In dem Haus in Alt-Sch alkowitz nahe Oppeln (Oberschlesien) kam Rochus Misch auf die Welt. Im linken Trakt wohnten die Grosseltern, rechts die Eltern bis zu ihrem Tod. Das Kinderzimmer lag hinten nach hinten zum Garten hinaus. (Das Foto wurde um 1958 aufgenommen, vor dem Haus eine Cousine von Rochus Misch mit ihrer Familie.)*



*Vater, Mutter, Bruder verloren – der Waise Rochus Misch (letzte Reihe, ganz rechts) wuchs seit dem fünften Lebensjahr bei den Grosseltern Franz und Ottilie Fronia auf, die mit Verwandten um 1930 Goldene Hochzeit feierten. In der zweiten Reihe, ganz rechts, ist Tante Sofia Fronia, die später die Erziehungsaufgabe übernimmt*

sich eine handwerkliche Fertigkeit aneignete. So hatte er dafür gesorgt, dass ich lernte, auf der Mandoline zu spielen. Der Schneidermeister im Dorf gab mir Unterricht auf diesem Instrument.

Ich kann mich noch gut erinnern, dass Grossvater, als er mich von der Schule nahm, dabei in einen handfesten Streit mit dem Schuldirektor Demski geriet. Der Rektor wollte unbedingt, dass ich weitermache und auf eine höhere Schule in Oppeln gehe – ich hatte gute Noten. Doch Grossvater lehnte das entschieden ab, obwohl der Rektor uns sogar zu Hause aufsuchte, um ihn zu überreden. Es half nichts. Für Grossvater stand fest, dass ich einen Handwerksberuf ergreifen sollte. Zu seiner grossen Freude hatte ich immer eine Eins in Kunst, und so war bald entschieden, dass ich Kunstmaler werde. Grossvater hätte Widerspruch nicht geduldet, durch und durch preussisch-autoritär wie er war, aber ich hatte auch gar nichts dagegen.

Meine Cousine Marie aus Hoyerswerda, die zufällig bei uns zu Be-



such war, als der Schuldirektor mit Grossvater diesen Streit hatte, vermittelte mir durch Verbindungen ihres Ehemanns 1932 eine Lehrstelle in ihrer Heimatstadt bei der Firma Schüller und Model. Während der ersten beiden Lehrjahre wohnte ich bei meinem Lehrmeister Schüller. Der hatte selbst auch einen Sohn, Gerhard. Zwar wurde mein Lehrmeister eine Art Ziehvater für mich, aber letztlich blieb ich auf mich allein gestellt: Ich hatte nicht einmal einen eigenen Schlüssel zur Wohnung. Wenn niemand zu Hause war, konnte ich nicht hinein und musste mir die Wartezeit irgendwie vertreiben. Ich fand das aber nicht weiter schlimm. Ich war ohnehin Einzelgänger und wusste eigentlich immer etwas mit mir anzufangen.

Die Lehre machte mir grossen Spass. Ich kann sagen, dass ich besonders begabt war, und man liess mich recht früh an viele interessante Aufträge heran. Wir malten Kinoplakate und riesengrosse Reklamesprüche auf Fassaden. «Persil – für alle Wäsche nur Persil» stand beispielsweise in mannshohen Lettern am Bahnhof eines Nachbarorts zu lesen, dessen Namen ich mich nicht mehr entsinne.



*Grossvater Fronia nahm seinen Enkel Rochus von der Schule, gegen den Willen von Schuldirektor Demski (in der Mitte des Klassenfotos); Rochus Misch steht in der rechten Gruppe, letzte Reihe, zweiter von links*

Als Hitler 1933 Reichskanzler wurde, interessierte das in Hoyerswerda kaum jemanden. Es muss wohl eine Veranstaltung auf dem Marktplatz gegeben haben, aber ich selbst habe das überhaupt nicht mitbekommen – der Name Adolf Hitler sagte mir damals ohnehin fast gar nichts. Hoyerswerda, ein kleineres Städtchen, war wegen der vielen Minenarbeiter eher links geprägt. Auch die Familie Schüller hatte mit den Nationalsozialisten nichts am Hut. Die Jungen meines zweiten Chefs, Herrn Model, waren allerdings in einem Nationalpolitischen Erziehungslager, kurz «Napola»<sup>5</sup> genannt. Und ein Nachbarsjunge trat in die Hitlerjugend ein, das ging aber völlig an mir vorbei. In der Folgezeit habe ich nie irgendwelche Schikanen, Verhaftungen oder sonstige Massnahmen gegen Personen beobachtet, die sich auf das neue Regime zurückführen liessen.

1935, im Vorjahr der Olympischen Spiele, erhielt mein Ausbildungsbetrieb einen besonders ehrenvollen Auftrag des örtlichen Schützenvereins: Zu jedem Schützenfest wurde als Preis ein Gemälde angefertigt, und diesmal sollte es etwas mit Olympia zu tun haben. Unser angehender Meister Schrämmmer wollte das Bild malen, doch er hatte gerade damit begonnen, als er schwer erkrankte. So wurde ich, gerade achtzehn Jahre alt und noch nicht einmal Geselle, ausgewählt, es zu vollenden. Es waren sogar zwei Bilder: eines als Preis für den Sieger im Hauptwettbewerb, eines für den Jungschützenkönig. Ersteres Werk zeigte das Olympiastadion, das zweite einen Fackelläufer, im Hintergrund die Länder, die er durchläuft.

Dreihundert Reichsmark erhielt ich für das grosse Bild, einhundertneunzig Reichsmark für das kleinere. Ich war reich. Das war richtig viel Geld. Mein Lehrherr setzte sich mit meinen Grosseltern in Verbindung, um sicherzustellen, dass ich damit etwas Sinnvolles anfang. Eine Fortbildung hielten Grossvater und mein Lehrherr für eine gute Investition.

So kam es, dass ich ein halbes Jahr lang die Kölner Meisterschule für Bildende Künste besuchen konnte. Als Lehrling, wohlgemerkt. Ich konnte, da ich nicht einmal Geselle war, natürlich nicht Meister werden, obwohl ich alle Prüfungen absolvierte und bestand. An der Schule waren

etwa vierzig Meisterschüler aus allen Teilen des Deutschen Reichs. Ich lernte viele interessante gestalterische Techniken, wie etwa das Vergolden, Schleiflackverfahren, auch Bühnenbildmalerei und vieles mehr.

Mit Feuereifer war ich bei der Sache. Als unsere Schule damit beauftragt wurde, in der Dombauhütte das Bühnenbild für ein Kölner Theater zu erstellen, bemerkte ich, dass mich der Regisseur bei der Arbeit häufig beobachtete. Eines Tages sprach er mich an, ob ich nicht in einem Theaterstück über den Dombau eine Statistenrolle als Steinmetz übernehmen wolle. Es wirke einfach viel besser, wenn das jemand mache, dem man ansieht, dass er die Bewegungen beherrscht. Ich war zunächst wenig erbaut von dem Vorschlag. Auf der Bühne sah ich mich nun wirklich nicht. Nach anfänglichem Zögern liess ich mich dann doch überreden. Also gab ich einen Steinmetz des 13. Jahrhunderts mit Bubi-kopf und Lederschürze, der Zwangsarbeit beim Dombau leisten musste. Ich hatte sogar etwas zu sagen, na ja, ein einziges Wort: «Maria». Obwohl ich schliesslich doch noch Gefallen an der Sache fand, freuten mich zweifelsohne die fünf Reichsmark am meisten,

die ich pro Vorstellung erhielt. Eines Tages würde ich im wahren Leben Zwangsarbeit leisten müssen: Als Kriegsgefangener in russischen Arbeitslagern sollte ich Baustellenschilder malen. Diese makabre Parallele ist nur eine der vielen Merkwürdigkeiten, die das Schicksal für mich be-reithalten sollte.

In Köln wohnte ich in dieser Zeit im Jugendwohnheim «Kolpinghaus» in der Breite Strasse. Dort konnte man sehr günstig wohnen, eine Mahlzeit gab es schon für vierzig Pfennig. Anfang März 1936 sah ich hier auf den Strassen deutsche Soldaten, als sie auszogen, um das entmilitari-sierte Rheinland zu besetzen. Dies war da-mals jedoch kein besonderes Erlebnis für



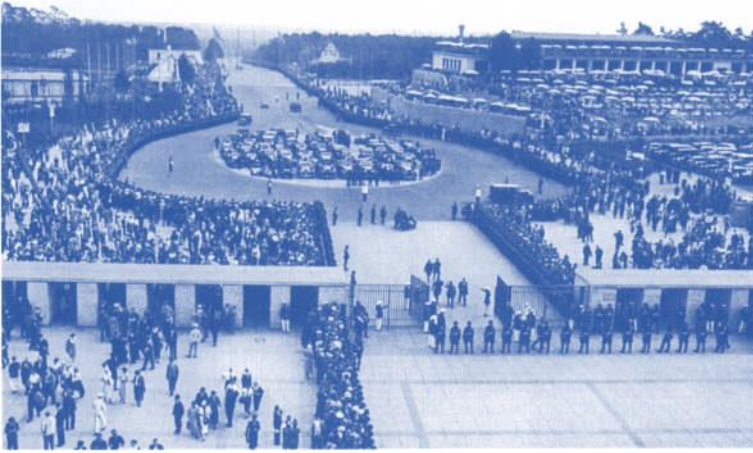
*Rochus Misch,  
der Einzelgänger und  
Lehrling; das Foto ist  
datiert vom 15. Juni 1932*

mich. Die Stadt allerdings war mindestens genauso aus dem Häuschen wie erst kurz zuvor, in der Zeit der «tollen Tage», also dem berühmten Kölner Karneval. Überall gab es Musik und Tanz. Ich war fasziniert von der Grossstadt, dem sprichwörtlich rheinischen Frohsinn und natürlich den jungen Kölnerinnen. Ich fühlte mich frei und hatte viel Spass. Nach diesem insgesamt sechsmonatigen Ausflug setzte ich meine Lehre in Hoyerswerda fort.

Was ich während der Fortbildung gelernt hatte, konnte ich gleich anwenden. Ich war im ganzen Ort jetzt der Einzige, der das Handwerk des Vergoldens beherrschte. Die meisten Leute hielten es allerdings für furchtbar teuer. Das war es aber nicht einmal. Ich weiss noch, dass man mit einem Beutel Goldstaub für siebenunddreissig Reichsmark recht weit kommen konnte. Mit einem Häufchen Goldstaub in der Grösse eines Fünfmarkstücks könne man ein ganzes Pferd vergolden, hatte ich in Köln gelernt. Als man für die Kirchturmuhreiner evangelischen Kirche in Hoyerswerda Bronze verwenden wollte, machte ich klar, dass die Bronze bald dunkel werden würde. Dank meiner Überredungskünste sollte dann doch Gold zum Einsatz kommen. Und so vergoldete ich nicht nur diese Kirchturmuhre, sondern auch den Hintergrund einer Darstellung der vierzehn Stationen des Kreuzwegs Jesu in einer katholischen Kirche. Auf Schloss Moritzburg bei Dresden restaurierten wir wiederum die vergoldeten Gemälde Rahmen. Die Goldreste verwahrte ich sorgfältig in Seidenpapier. Erst vor Kurzem habe ich ein letztes Päckchen verschenkt.

## OLYMPIA 1936

Auf dem Schützenfest, für das ich das Bild gemalt hatte, nahm ich im Frühjahr 1936 am Schiess-Wettbewerb teil. Ich wurde drittbesteschieSSer in der Jugendkonkurrenz, und dafür gab es eine kleine Bronzemedaille mit dem offiziellen Olympialogo und der Aufschrift «Wir rufen die Jugend der Welt – Berlin 1936», ausserdem ein Diplom und eine Freikarte für den Eröffnungstag der Olympischen Spiele in Berlin.



*Freikarte für Hitler: Am 1. August 1936 begegnete Rochus Misch zusammen mit Tante Sofia (sie sollen auf dem Rondell gestanden haben) zum ersten Mal seinem späteren «Chef». Hitler betritt auf dem Foto gerade das Südtor zu den Olympischen Spielen*

Und da stand ich, der Junge vom Dorf, am 1. August 1936 mit meiner Tante Sofia im Gedränge vor dem Reichssportfeld. Die Stimmung, die Menschenmassen, die Inszenierung – es war gewaltig.

Der Auftritt Hitlers aber machte am meisten Eindruck auf mich. Der Zufall wollte es, dass meine Tante und ich just in dem Augenblick ganz nah an der Durchfahrt für die Ehrengäste standen, als er – die von der Reichskanzlei aus durch Berlin ziehende Triumphfahrt der Offiziellen und Ehrengäste anführend – dort eintraf. Hitler stand in der offenen Limousine und grüßte in die Menge, umrahmt von Angehörigen seines persönlichen Begleitkommandos, welche in ihren schwarzen Uniformen mit weissen Koppeln das Bild perfekt abrundeten. Die Menschen gerieten schier ausser sich. Alles blickte nun in eine Richtung, sämtliche Augenpaare waren auf diesen Mann gerichtet. Keine zehn Meter vor uns hielt die Limousine an. Die Männer vom Begleitkommando sprangen, noch ehe der Wagen ganz zum Stehen kam, elegant von den Trittbrettern

und mussten sich mit ihrem ganzen Gewicht den herandrängenden Menschenmassen entgegenwerfen. Die Leute schoben und schubsten. Wer es schaffte, vorzulaufen, klammerte sich wie ein Ertrinkender an den Wagen und musste regelrecht weggezerrt werden. Alles jubelte und schrie – es war ohrenbetäubend.

Ich wurde von der ganzen Stimmung völlig mitgerissen, irgendwann schossen mir die Tränen in die Augen. «Was ist denn mit dir los?», fragte meine Tante. Ich träumte, sah mich in einer dieser schmucken Uniformen auf dem Trittbrett des Wagens stehen, als Mitglied des Begleitkommandos. Mensch, das waren doch ganz normale Soldaten, was hatten die für ein Glück. Dass meine Träumerei eines Tages Wirklichkeit werden sollte – kein Gedanke.

Meine Eintrittskarte hätte es mir erlaubt, noch weiter ins Olympiastadion vorzudringen, aber ich nutzte sie nicht. Nachdem ich den Einzug von Hitler so hautnah erlebt hatte, war ich so übervoll von Eindrücken, dass ich nur noch nach Hause wollte. Weiter hinein in diesen Taumel? Auch noch ohne die Tante, die mich ohne Eintrittskarte nicht weiter hätte begleiten können? Nein, dazu sah ich mich nicht mehr in der Lage. Es war schlichtweg zu viel für mich. So ein Spektakel – etwas Vergleichbares habe ich nie wieder erlebt. Berlin versank in einem Fahnenmeer. Auf den Strassen war kaum ein Durchkommen.

Noch Tage und Wochen nach diesem Ereignis war ich ganz ergriffen, wenn ich daran zurückdachte. Den Nazis und ihrer Politik hatte der mich so überwältigende Auftritt Hitlers aber nicht nähergebracht. Was die wollten, wohin sich unser Land bewegte, wer welche Funktion innerhalb des Regimes innehatte – man sprach darüber, aber ich habe mich nie an diesen Diskussionen beteiligt. Ich interessierte mich für meine Arbeit, und daneben nur für Sport. Am liebsten spielte ich Fussball, was mein Lehrmeister gar nicht gern sah, denn er hatte Angst, dass ich mich verletzte. Nachdem er aber einmal bei einem Spiel zugeschaut hatte, liess er mich gewähren. Er war anscheinend ein bisschen stolz auf seinen Lehrling, denn im Gegensatz zu seinem Sohn war ich ein recht begabter Fussballer.



*Schon als jugendlicher Fussballspieler der Grösste: Rochus Misch  
(zweiter von rechts) mit seinem Verein Hoyerswerda, 1934*

Im Dezember 1936 war meine Lehrzeit vorbei. Mein Gesellenstück, eine Werbung für ein Reiseunternehmen, beendete ich nie. Denn kaum hatte ich damit angefangen, winkte mein Lehrherr schon ab: «Da kommen die anderen sowieso nicht mit, Rochus.» Meine praktische Prüfungsarbeit wurde mir also erlassen, ich erhielt nur die besten Noten.

Nach einiger Zeit als Malergeselle in Hoyerswerda nahm mich einer der älteren Kollegen bei Schüller und Model, der aus Hornberg im Schwarzwald stammende Kunstmalermeister Schweizer, mit in seine Heimatstadt. Dort wollte er sich selbstständig machen. Schweizer erhoffte sich Aufträge im Rahmen des Programms «Deutschland soll schöner werden», bei dem es staatliche Zuschüsse von bis zu fünfundvierzig Prozent gab. Ich fertigte also für die öffentlichen Gebäude in Städten wie Hornberg, Triberg und Hausach Entwürfe an, jeweils drei Stück, und es klappte tatsächlich mit den öffentlichen Aufträgen. Wir malten auch wieder Reklameschilder, unter anderem für eine wichtige Ausstellung in Brüssel. Fünfundneunzig Pfennig verdiente ich in der Stunde.

Ich fand im Schwarzwald schnell Anschluss, und in meiner Freizeit war ich meistens mit drei, vier Gleichaltrigen zusammen. Einer von ihnen war technischer Zeichner in einem Nachbarsbetrieb. Häufig gingen

wir in einen Bauerngasthof, in dem es herrlichen Schwarzwälder Schinken gab. Mit einem dünnen, sehr scharfen Messer wurden die hauchfeinen Scheiben vor unseren Augen von dem riesigen Schinken abgeschnitten, und wir liessen sie uns mit Schwarzbrot und Senf schmecken. Manchmal gingen wir zum Tanzen oder ins Freibad. Dort lernte ich die zwei Töchter eines Mehlhändlers kennen und versuchte sie mit meinem Mandolinenspiel zu beeindrucken. Eine der beiden Schwestern wurde meine erste Freundin. Besonders gern fuhr ich mit den Freunden an den Wochenenden zum Bodensee, nach Überlingen. Mandoline und Badehosen wurden eingepackt, und dann ging es los. An diese Zeit habe ich meine schönsten Jugenderinnerungen.

Natürlich trieben wir allerlei Unfug. Wir jungen Burschen konnten zum ersten Mal frei und ohne Aufsicht durch die Welt ziehen – das musste ausgenutzt werden. Einmal gerieten wir in Überlingen an einen defekten Zigarettenautomaten – der wollte gar nicht mehr aufhören, Zigaretten auszuspuken. «Lass bloss was drin», ermahnte ich meinen Freund, der sich hochofrennt die Taschen vollstopfte.

Wir alle hatten keine Ahnung, dass für unsere Generation diese unbeschwernte Zeit und für so viele sogar das ganze Leben schon bald jäh enden würden.

### «AUSERWÄHLT»

1937 erhielt ich den Musterungsbescheid. Soldat musste jeder werden. Da hatte man ohnehin keine Wahl.

Zusammen mit meinem gleichaltrigen Freund Hermann fuhr ich wenige Wochen nach meinem zwanzigsten Geburtstag mit der Bahn nach Offenburg zur Musterung. SS-Angehörige hatten auf dem Gelände ebenfalls einen kleinen Tisch aufgebaut und warben ziemlich massiv dafür, den Wehrdienst bei der Verfügungstruppe<sup>6</sup> abzuleisten. Sie lockten mit einer vierjährigen Ausbildung ohne Arbeitsdienst, die als Erfüllung der allgemeinen Wehrpflicht anerkannt wurde, und anschliessender Übernahme in den Staatsdienst.

Für meinen Freund Hermann war die Sache schnell klar: Normaler-



weise bedeuteten Wehr- und Reichsarbeitsdienst mitsamt der dazwischenliegenden Pause drei Jahre. Hier bestand nun die Möglichkeit, ein Jahr dranzuhängen, dafür aber übergangslos in den Öffentlichen Dienst einzutreten und viel früher Beamter zu werden, als es üblicherweise möglich war. Hermann erschien das verlockend: «Mensch, Rochus, da tret ich ein.» Er wollte auf diese Weise zur Reichsautobahnpolizei – die gab es erst seit Kurzem –, und er sah sich schon auf einem BMW-Motorrad die nagelneuen Fernstrassen auf- und abflitzen.

Ich war im ersten Moment nicht so begeistert wie Hermann, denn es war mir sehr wichtig, bloss keine Bürotätigkeit machen zu müssen, und die, befürchtete ich, würde mich im Staatsdienst vor allem erwarten. Ich schob die Bedenken dann aber beiseite: Warum eigentlich nicht Beamter werden? Vielleicht ergab sich etwas bei der Reichsbahn, was mit Reisen zu tun hatte, oder ich würde sogar als Grafiker für den Staat arbeiten können. Jedenfalls füllten wir beide in Offenburg die notwendigen Antragsformulare für die Verfügungstruppe aus und fuhren danach erst einmal wieder nach Hause. Einige Zeit später wurde ich zur Musterung für die Verfügungstruppe geladen. Sie fand in München statt und war eigentlich ganz unspektakulär. Man musste ein bisschen Gymnastik machen, sie wogen und massen uns. Insbesondere die Grösse interessierte – ich hörte, wie man davon sprach, dass man mindestens 1,78 Meter sein musste.

Ich wurde schliesslich aus den hundertneununddreissig für die Verfügungstruppe gemusterten jungen Burschen zusammen mit elf Kameraden speziell für die Leibstandarte<sup>7</sup> ausgewählt. Noch am Abend der Musterung erhielt ich den Einberufungsbefehl für den 1. Oktober 1937. Hermann habe ich nach diesem Tag aus den Augen verloren und leider nie wieder gesehen.

So kam ich zur Leibstandarte, 5. Kompanie, nach Berlin-Lichterfelde in die alte preussische Kadettenanstalt<sup>8</sup> zur militärischen Ausbildung. Ich gehörte mit einem Körpermass von 1,85 Meter zu den kleineren Soldaten. In der 1. Kompanie waren sie alle um die zwei Meter gross.

Wann genau meine Vereidigung auf Hitler stattfand, kann ich gar nicht mehr sagen. Das geschah jedenfalls nicht in Berlin, sondern in

München vor der Feldherrnhalle. Der Eid für uns SS-Angehörige lautete: «Ich schwöre Dir, Adolf Hitler, als Führer und Kanzler des Deutschen Reiches Treue und Tapferkeit. Ich gelobe Dir und den von Dir bestimmten Vorgesetzten Gehorsam bis in den Tod. So wahr mir Gott helfe.» Das war übrigens das einzige Mal, dass ich Hitler duzte.

Meine Militärzeit war eher ein Sportcamp. Laufen und Leibesübungen aller Art füllten die Tage. In meiner Kompanie gab es fast ausnahmslos Sportler und Abiturienten. Mit allen sechs Kameraden auf meiner Stube kam ich gut aus. Wir hatten eine Menge erfolgreicher Leistungssportler in unseren Reihen, Olympiateilnehmer und -sieger von 1936 wie etwa den Kugelstosser Hans Woellke. Auch weitere Leichtathleten und einige Ruderer hatte man zur Leibstandarte geholt. Ich sah neben all den Spitzensportlern gar nicht mal so schlecht aus. «Meine» Disziplin war der 400-Meter-Lauf. Ich war der Schnellste in meiner Kompanie, lief ohne Training knapp über fünfzig Sekunden. Beim 5'000-Meter-Lauf wurde ich hinter dem Spezialisten auf dieser Strecke Zweiter. In den Krafraum ging ich ebenfalls gern. Das war die Welt von Herbert Kleinwächter und Adolf Kleinholdermann. Kleinwächter und Kleinholdermann waren bekannte Boxer. Kleinwächter war Halbschwergewichtler, Kleinholdermann, einer meiner Stubengenossen, Schwergewichtler. Er hatte gegen viele grosse Boxer der damaligen Zeit gekämpft, kannte auch Max Schmeling<sup>9</sup> gut.

Kleinwächter und Kleinholdermann setzten ihre Karrieren nach dem Krieg fort. So war es Adolf Kleinholdermann, der am 14. Mai 1950 den ersten Boxkampf zwischen einem Deutschen und einem US-Amerikaner, den Schwarzamerikaner Gene «Tiger» Jones, nach Kriegsende bestreiten sollte. Ein deutscher Adolf gegen einen schwarzen US-Boxer – das war schon etwas, so wenige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg. Adolf verlor und wurde in der vierten Runde von Max Schmeling, hier in der Rolle des Ringrichters, ausgezählt. Als der Kampf in der Berliner Waldbühne stattfand, sass ich in den Folterkellern des sowjetischen Geheimdienstes GPU (Glawnoje Polititscheskoje Uprawlenije). Adolf war ein netter Kerl. Durch ihn wurde ich eines Tages Erdnussbutterproduzent, aber bis dahin ist es noch eine lange Geschichte.

Sport, Sport und nochmals Sport. Auf dem Gelände der Kadettenanstalt hatte man die modernste Schwimmhalle Europas gebaut. Kurz nach Abschluss einiger Bauarbeiten kam eines Tages der Spiess mit Schrubber und Eimer in der Hand auf unsere Stube und grinste: «Wer will baden?» Das Becken müsse nur noch von Sandresten befreit werden, fuhr er fort, dann könne man das Wasser einlassen. Wir liessen uns nicht lange bitten, schnappten uns das Putzzeug und reinigten die Kacheln. Anschliessend wurde das Bassin mit Wasser gefüllt. Der Sprungturm war noch eingerüstet, aber mal von oben in die Tiefe schauen wollten wir unbedingt. Also kletterten wir die Stufen hinauf, und mit zunehmender Höhe wurden die übermütige Truppe deutlich leiser.

Wir standen gerade alle Mann oben, als wir Stimmen hörten. Der Kommandeur. Sepp Dietrich<sup>10</sup> persönlich betrat die Halle, im Schlepptau hatte er den Schauspieler Mathias Wiemann<sup>11</sup> und einige Generäle. Dietrich beschrieb mit ausladenden Gesten und allerlei Superlativen die Örtlichkeit. Währenddessen hätte ich mich am liebsten lang und flach wie eine Briefmarke auf das Brett gelegt, damit man mich nicht von unten sah. Aber es war zu spät. «Seid ihr da oben denn schon mal gesprungen?», schallte Dietrichs Stimme herausfordernd zu uns herauf. Es war klar, die Situation war jetzt im wahrsten Sinn des Wortes nur durch den Sprung ins kalte Wasser zu retten. Es war das erste und letzte Mal, dass ich mich mit Todesverachtung und einer klassischen Arschbombe von einem Zehnmerturm in die Tiefe stürzte. Eine Arschbombe vor dem Kommandeur. Na ja.

Neben dem Sport blieb kaum Zeit für anderes. Der unbequemste Dienst war der an der Schranke zur Kapelle, die sich, für alle Gottesdienstbesucher zugänglich, auf dem Anstaltsgelände befand. Jeden Sonntag war Gottesdienst, eine Woche evangelischer, die Woche darauf katholischer. Wenn die Messe begann, musste man die Schranke öffnen und dort so lange warten, bis sie beendet war. Das war unglaublich langweilig. Tante Sofia war eine sehr gläubige Frau und ging jeden Sonntag in die Kirche, sie wohnte damals in Lichterfelde. Wie unsere gesamte Familie bin auch ich katholisch und habe daraus nie einen Hehl gemacht.<sup>12</sup>

Völlig zu kurz kam die eigentliche soldatische Ausbildung, was sich für viele von uns bitter rächen sollte. In den ersten zwei Jahren waren wir nur zweimal für je zehn Tage auf Truppenübungsplätzen. Stattdessen galten wir als Paradesoldaten, tummelten uns als Komparsen bei Film- und Theaterproduktionen herum. Für den UFA-Film *Die gelbe Flagge* (1937) drehten wir in der Nähe von Berlin. Hans Albers spielte die Hauptrolle, seine Partnerin war Olga Tschechowa. Auch am Deutschen Theater mimten drei weitere Kameraden und ich bei einer Aufführung Soldaten Friedrichs des Grossen. Bei grösseren Truppenparaden oder als Ehrenposten vor der Reichkanzlei wurde ich allerdings nie eingesetzt, das war den Kameraden mit beeindruckenderer Körpergrösse vorbehalten. Zweimal immerhin marschierte ich am «Führerbalkon» in der Wilhelmstrasse vorbei.

Mir kam das alles sehr entgegen. Ich war begeisterter Sportler, das Soldatenleben interessierte mich sowieso überhaupt nicht. Und dass man unter so vielen für die Leibstandarte ausgewählt worden war, gab einem nun auch nicht unbedingt ein schlechtes Gefühl. Obwohl uns vermittelt wurde, dass wir des «Führers» Elite seien, wusste ich weiterhin recht wenig über diesen Hitler. Am Schwarzen Brett in der Kaserne hing aus, wer von uns NSDAP-Mitglied war: wenige.<sup>13</sup> Es wurde auch keinerlei Druck ausgeübt, in die Partei einzutreten – ich hatte gar nicht erst den Gedanken. Weltanschauliche Unterweisung erfolgte eher zwanglos, in Form von Vorträgen, die sich ähnlich geringer Aufmerksamkeit erfreuten wie der Deutschunterricht, den ich als trockenes Grammatikpauken in Erinnerung habe. Es war jedoch deutlich zu erkennen, dass sich die politische Lage in Europa änderte, viele waren begeistert von Hitlers Politik der Stärke, sich dem Versailler Diktat entgegenzustellen.

Wenn es hiess: «Affen<sup>14</sup> umschnallen, auf die Wagen!», dann fragte man nicht viel. Im März 1938 ging es Richtung Wien. Beim «Anschluss» Österreichs, einem der sogenannten Blumenkriege, war ich dabei. In Wien wurden wir von der Bevölkerung überschwänglich empfangen. Jubelnde Menschen säumten die Strassen und bewarfen unsere Fahrzeuge mit Blumen. Wir waren entsprechend in ausgelassener Stimmung, und als wir in einem Kloster Quartier bezogen, feierten wir dort

noch weiter. Wir schafften ein Klavier in den Hof und musizierten und tanzten bis tief in die Nacht hinein. Laut intonierten wir lustige Lieder, für besonders eindrucksvolle Sangeseinlagen eigneten sich russische Volksweisen. Die Nonnen, die sich zunächst verschreckt zurückgezogen hatten, schauten nun neugierig zu den Fenstern hinaus, und irgendwann kamen sie zu uns in den Hof. «Wo gesungen wird, da lass dich ruhig nieder, böse Menschen kennen keine Lieder» – das mögen sie wohl gedacht haben!

Erst gegen Mitternacht schlugen wir im Speisesaal des Klosters unser Nachtlager auf. Die Nonnen warfen aus den oberen Stockwerken sogar Matratzen für uns über das Treppenhaus hinunter.

Drei oder vier Tage blieben wir in Wien, nicht ohne das weltberühmte Wiener Schnitzel zu testen. Man wies uns ein gutes Restaurant, und wir wurden etwas still, als jemand meinte, für das original Wiener Schnitzel werde Euterfleisch verwendet.

Wieder in Berlin ging alles seinen gewohnten Gang. Am 11. Juli besuchte ich mit einigen Kameraden ein Polizeifest im Treptower Park. Ich hatte eigentlich keine grosse Lust, aber man hatte mich überredet. Als einer meiner Freunde auf ein Mädchen zuing, um sie zum Tanz aufzufordern, blieb ihre Freundin daneben sitzen. Zu ihr ging ich hin. So lernte ich Gerda kennen, Gerda Lachmund, meine spätere Frau. Sie war gerade am 3. Juli 1938 achtzehn Jahre alt geworden und ging überhaupt zum allerersten Mal aus. Mit ihren 1,78 Metern überragte sie die meisten anderen Damen und so manchen Herrn. Ein wenig ernst wirkte sie – wie eine Lehrerin. Sie war ein hübsches Mädchen mit recht kurzem Haar. Verliebt habe ich mich nicht sofort in sie. Auf Gerda muss ich aber gleich Eindruck gemacht haben, denn bevor wir uns auf dem Fest verabschiedeten, lud sie mich für das nächste Wochenende zu sich nach Hause ein.

Wir trafen uns danach immer häufiger, allerdings spielte der Zufall dabei eine grosse Rolle, denn sie war telefonisch nicht erreichbar. Oft sass ich den ganzen Nachmittag über bei ihren Eltern, wenn ich vorbeigekommen, Gerda aber mit einer Freundin ausgegangen war. Ich machte

mich dann nützlich. Mein späterer Schwiegervater konnte nach einem Betriebsunfall einen seiner Daumen nicht richtig bewegen. Er war sehr froh, dass ich mich um den Garten kümmerte, und hat mich, aber kaum allein deshalb, rasch in sein Herz geschlossen. Und das, obwohl er politisch weit links stand. Er hatte sich zeitlebens für die Rechte der Arbeiterklasse engagiert und war während des Ersten Weltkriegs Mitglied der USPD<sup>15</sup> gewesen. Seine Frau war 1916 in die SPD eingetreten.

Das Haus von Gerdas Eltern befand sich in einer klassischen Arbeitersiedlung. Dort wohnten fast ausschliesslich Fabrikarbeiter, in der Nähe waren viele Grossbetriebe angesiedelt, etwa die Henschel Flugzeugwerke AG oder die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft (AEG). Man könnte meinen, ein SS-Mann war nicht gerade das, was sich diese Familie für ihre Tochter vorstellte. Mein späterer Schwiegervater hat aber verstanden, dass mein Weg nichts als Soldatenschicksal war. Ich war nicht in der Partei, und wie es mich zur Leibstandarte und dann später gar zu Hitler verschlug, war ihm bekannt. Hitler und die Nazis standen nie zwischen uns. Ich war Soldat – das erklärte alles, auch für meinen zukünftigen Schwiegervater.

Manchmal nahm mich Gerdas Vater mit zu Onkel Paul, einem Nennonkel und sehr guten Freund der Familie. Onkel Paul war ebenfalls überzeugter Sozialdemokrat und – so lange das gefahrlos möglich war und darüber hinaus – aktiver Gewerkschafter. Ich sollte ihm später noch einmal behilflich sein können, als er Probleme mit dem Regime bekam.

Zwei Jahre siezten Gerda und ich uns. Als die Kameraden vom «Bratkartoffelverhältnis» frozzelten, korrigierte ich: «Tomatenverhältnis» – Gerdas Mutter machte einen hervorragenden Tomatensalat. Es war durchaus ungewöhnlich, aber meine Beziehung zu Gerda wuchs im Grunde im Schatten des immer engeren Verhältnisses, das ich zu ihren Eltern entwickelte. Ich war Waise, und Herr und Frau Lachmund waren weniger die Eltern meiner Braut als vielmehr meine Ersatzeltern.

Von der «Reichskristallnacht», der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, habe ich nichts mitbekommen. Es kann gut sein, dass wir Ausgangssperre hatten, damit wir keine Fragen stellten.<sup>16</sup> Hitlers Diener

Karl Krause<sup>17</sup>, der in dieser Zeit schon bei ihm tätig war, erzählte mir viel später einmal, dass Hitler sich masslos aufgeregt habe über die Vorgänge in dieser Nacht. «Was habt ihr denn da wieder angestellt!», habe er ausgerufen und sich auch nicht mit dem Hinweis, dass Goebbels die Aktionen billige, beruhigen lassen.<sup>18</sup> Mit Krause sei er dann zu einer brennenden Synagoge in München gefahren, um sich das Ganze aus der Nähe anzusehen. Danach habe er sich nach Hause bringen lassen und sei sofort wortlos auf sein Zimmer gestürmt. Krause blieb verdattert davor zurück. Hitler habe die Tür dann schliesslich noch ein

mal einen Spalt breit geöffnet und in knappen Worten mitgeteilt, wann er am nächsten Tag geweckt zu werden wünsche.

Die zwei Jahre vor Kriegsbeginn habe ich als sehr schön in Erinnerung. Der Einmarsch in die Tschechoslowakei im März 1939 wie die Besetzung des Sudetenlands ein halbes Jahr zuvor hatten für uns nichts mit einer kriegerischen Auseinandersetzung zu tun. Über die Berge gelangten wir in den slowakischen Teil der Tschechoslowakei bis nach Zilina. In den Bergen war es sehr kalt, es hatte geschneit. Als dann die Sonne herauskam, konnten wir kaum etwas sehen, so sehr blendete uns der Schnee. Unser Kompaniechef Wilhelm Mohnke verteilte Zinksalbe: «Hier – alles schmiert sich damit die Nasen ein. Sonst gibt das einen



*Ohne zu wissen, welche Bedeutung der Ort für ihn später haben würde: Rochus Misch verbrachte während der militärischen Ausbildung bei der Leibstandarte, 5. Kompanie, sechs Wochen auf dem Berghof; Foto von Rochus Misch, 1941*

höllischen Sonnenbrand.» Ich tat wie mir geheissen, und meine Nase war von der Paste nun genauso weiss wie der Schnee.

Von den Einwohnern in Zilina wurden wir freundlich empfangen.<sup>19</sup> Wir bezogen Quartier bei Zivilisten, und eine einheimische Familie gab mir zum Abschied sogar eine schöne Strickjacke mit aufwendiger Stikerei für meine Freundin mit. Gerda hat sie lange und gern getragen. Ich erinnere mich, dass mich die Besichtigung eines Walzwerks in Vitkovice sehr beeindruckte. Ich hatte noch nie zuvor gesehen, wie Stahl geformt wird.

Im Sommer 1939 kamen wir für etwa sechs Wochen nach Berchtesgaden in die Kasernen des Berghofs. Hitler hatte dort eine Art Sommersitz. Zum «Führerschutzkommando» am Obersalzberg eingeteilt, hatten wir Streifendienste zu verrichten, wurden militärisch weitergebildet. Noch immer ahnte ich nicht, unter welchen Umständen es mich schon bald in diese imposant-idyllische Bergwelt zurückführen sollte.

## KRIEGSBEGINN

Ende August 1939, ich war zwischenzeitlich zum Rottenführer befördert worden, wurden wir wieder einmal mit unbekanntem Ziel verladen. Es ging nach Schlesien an die polnische Grenze. Wir hielten alles bis zur letzten Sekunde für eine Übung. So begann der Polenfeldzug für uns ohne jede Vorahnung. Meine Kompanie wurde einer Wehrmachtseinheit<sup>20</sup> zugeteilt. Schwere Kämpfe habe ich nicht mehr erlebt. Die Kampfhandlungen waren weitgehend eingestellt, und wenn es Gefechte gab, wurden sie von den Wehrmachtseinheiten geführt.

Wir hatten ohnehin nicht die geringste Ahnung, dass mit dem Polenfeldzug etwas anfang, das mit den «Blumenkriegen» nichts mehr zu tun haben würde. Wir sahen darin keinen aufziehenden Weltkrieg, hielten die Intervention für ähnlich folgenlos wie den «Anschluss» Österreichs oder den Einmarsch in die Tschechoslowakei. Doch es kam ganz anders.

Während des Vorstosses auf Warschau rückten wir auf einer Obst-



plantage vor. Mit meinem Kameraden, dem Boxer Adolf Kleinholdermann als Schütze 4, war ich Munitionsträger und Schütze 3 eines vierköpfigen Maschinengewehrtrupps. Plötzlich wurden wir beschossen. Die Polen sassen in den Bäumen, und auf einmal ging es los. Kleinholdermann und ich blieben unverletzt, aber unseren Kameraden Kolditz, der vom Bodensee kam, erwischte es. Er sank nach einem Kopfschuss ins Gras. Alles ging so schnell, dass mir völlig aus dem Gedächtnis gelöscht ist, was unmittelbar nach dem Schusswechsel geschah. Ob Kolditz sofort tot war oder nicht, ich weiss es nicht. Es ist wie nach einem Unfall – die Erinnerung geht genau bis zu dem Zusammenprall und setzt dann erst zu einem späteren Zeitpunkt wieder ein. Jedenfalls wurde mir klar: Es braucht keine grosse Schlacht, um im Krieg umzukommen. Es passiert von einer Sekunde auf die andere, einfach so, auf einer schönen Obstplantage. Nur um ein Haar, nein, um zwei Zentimeter, entging ich wenig später diesem Schicksal.

Kurz vor Warschau, schon gegen Ende des Polenfeldzugs, am 24. September 1939, wurde ich mit drei anderen Kameraden von unserem Kompaniechef, Hauptsturmführer Mohnke<sup>21</sup>, dazu ausersehen, als Parlamentär die Übergabe der Festung Modlin<sup>22</sup> zu verhandeln. Mit Mohnke sollte mich mein späteres Schicksal noch verbinden.

Unser Kompaniechef nahm an, dass ich als Schlesier doch ein paar Brocken Polnisch sprechen müsste. Ich erklärte, dass meine Kenntnisse sich auf ein sogenanntes Wasserpolnisch beschränkten, und das war nicht mehr und nicht weniger als die wortschöpferische Umbildung deutscher in polnisch klingende Wörter. Mohnke zeigte sich von dieser Auskunft unbeeindruckt. Ich blieb ausgewählt.

Wir, neben mir Zugführer Lindner und zwei weitere Soldaten, marschierten also los. Mit weissem Tuch und ohne Waffen näherten wir uns über Schützengräben hinweg der alten Festung und gelangten bis in die Bunker der polnischen Stellungen. Zu den erhofften Verhandlungen kam es allerdings nicht. Die Polen hatten keinen Verhandlungsführer, die anwesenden Soldaten verwiesen darauf, nicht entscheidungsbefugt

zu sein. Uns erschien das Ganze als Hinhaltetaktik, und nachdem wir uns einige Stunden im Kreis gedreht hatten, beschloss unser Zugführer, unverrichteter Dinge zurückzukehren.

Auf dem Rückweg passierten wir mühsam die Sperren und Drahthindernisse. Wir waren kaum achtzig Meter von der Festungsanlage entfernt, da eröffneten die Polen in unserem Rücken plötzlich das Feuer. Wir waren unbewaffnet, und sie schossen aus allen Rohren hinter uns her. Ich spürte einen dumpfen, knallharten Schlag in meinem Rücken, den ich noch heute empfinde, wenn ich mich zurückerinnere. Von mehreren Kugeln getroffen, sackte ich zusammen. Die erste Kugel hatte meinen Rücken erwischt und sich zwei Zentimeter vom Herzen entfernt durch meinen Körper gebohrt. Ein glatter Lungendurchschuss. Zwei Zentimeter an meinem Leben vorbei. Eine weitere Kugel steckte in meinem Arm. Mein Kamerad wurde ebenfalls am Arm verwundet.

Ich merkte noch, wie mir das Blut in den Mund schoss, durch die Lippen quoll und den Hals hinunterrann. Mich erfasste Todesangst. Irgendwann wurde ich bewusstlos. Meine Kameraden schleppten mich zum Hauptverbandsplatz. Dort und später im Krankenhaus von Lodz erhielt ich mehrere Bluttransfusionen. Wie allen Angehörigen der Waffen-SS war auch mir meine Blutgruppe in den Oberarm eintätowiert. Allerdings steckte die zweite Kugel jetzt in eben jenem. Man konnte das «B» gerade noch erahnen. Wann ich wieder zu mir kam, was mir dann durch den Kopf ging – ich weiss es nicht mehr.

Nach mehreren Wochen im Feldlazarett wurde ich schliesslich in ein Lazarett nach Bad Berka in die Nähe von Weimar verlegt. Danach ging es für etwa sechs Wochen in ein Erholungsheim in die Alpen. Man kann es nicht anders sagen: Wir, die ersten Verwundeten dieses Krieges, hatten es noch richtig gut. Wir waren nicht sehr viele und erhielten die volle Aufmerksamkeit der Mediziner und des sonstigen Personals.

Bald schon besuchte mich Gerda. Wir merkten nun beide, dass zwischen uns mehr war als nur unser «TomatenVerhältnis». Es war hier auf dem Krankenlager in Bayrischzell, als es zum ersten Kuss zwischen uns kam.

Bald fiel mir auf, dass in der Kurklinik Häftlinge arbeiteten. Gegenüber der Klinik stand eine von Soldaten bewachte Baracke. Wir konnten von unserer Terrasse aus beobachten, dass die Bewohner dieser Baracke morgens und abends zum Appell antreten mussten. Eines Tages reinigte einer dieser Männer die Heizung in meinem Zimmer, und ich fragte ihn, was es mit der Baracke auf sich habe. Er erklärte mir, dass es sich dabei um ein Aussenlager des KZ Dachau handele, mit zweihundert Inhaftierten. Er selbst sei Bibelforscher – das, was man heute Zeuge Jehovas nennt. Auf meine Frage, warum er denn in einem Konzentrationslager sei, antwortete er, er werde so lange festgehalten, wie er nicht ein Papier unterschreibe, mit dem er sich von seiner Glaubensgemeinschaft distanzieren würde. Wenn er das unterzeichne, könne er wieder nach Hause, aber das werde er nicht tun.<sup>23</sup> Es war das erste Mal, dass ich von Konzentrationslagern nicht bloss hörte.

Zurück in der Kaserne in Lichterfelde, wurde ich der Genesungskompanie zugeteilt. Mehr als ab und zu einige Runden auf dem Gelände zu drehen, war nicht zu tun. In dieser Kompanie der Rekonvaleszenten traf ich auf Mohnke, den ich zuletzt beim Kampf um Modlin gesehen hatte. Der Kompaniechef war ebenfalls verwundet worden und wollte wissen, wohin ich denn als Nächstes gehen würde. Ich hatte erst keine Ahnung, worauf Mohnke hinauswollte, und zuckte mit den Schultern. Es hiess jedoch, ich müsse mit einer Verwendung im Nachschub rechnen, womöglich würde ich als Küchenkraft im rückwärtigen Gebiet der Front eingesetzt werden. So wenig ich an die vorderen Linien zurückwollte, danach stand mir der Sinn auch nicht.

Ob Mohnke mich davor bewahren wollte, ich kann es nicht sagen. Jedenfalls war ihm bekannt, dass ich Vollwaise bin. Und da hielt er wohl eine Aufgabe «mit Familienanschluss» für zunächst genau das Richtige. Es stellte sich nämlich heraus, dass der Bataillonskommandeur «Teddy» Wisch<sup>24</sup> jemanden suchte, der auf dem Hof seines Bruders aushelfen konnte. Der Bruder war gerade eingezogen worden und dessen mit dem vierten Kind schwangere Frau benötigte auf dem Hof dringend Arbeitskräfte. Das Gehöft lag in Schleswig-Holstein, in Dithmarschen, nahe dem damaligen Adolf-Hitler-Koog<sup>25</sup>.

Also verbrachte ich im Frühjahr 1940 etwa vier Wochen auf einem Bauernhof, den ich neben einem polnischen Kriegsgefangenen und einer Magd in Ordnung hielt. Es gab viel zu tun, und ich packte überall mit an, war gewissermassen Mädchen für alles. Es gab eigentlich nichts, um das ich mich nicht kümmerte. So brachte ich sogar eines Nachts die gebärende Hofherrin ins Krankenhaus und hob Schützengräben gegen englische Tieffliegerangriffe aus. Tatsächlich erlebte ich hier die ersten Bombenangriffe der Engländer. Das gegenüber dem Koog liegende Cuxhaven war ein wichtiger Marinestandort. Man konnte in der Ferne Flammen lodern sehen, und über unsere Köpfe sausten englische Jagdflugzeuge. Tiefflieger schossen gezielt auf Bauernhöfe, in unserer Nachbarschaft in Wesselburen brannten zwei Gehöfte ab. Da sass ich also wieder im Schützengraben. Ausgerechnet zusammen mit einem Polen! Meiner Tante Sofia in Berlin schrieb ich: «Tante – hier wird scharf geschossen. Ich wollte mich erholen, aber jetzt bin ich wieder im Krieg!»

Die deutsche Zivilbevölkerung wurde schlecht darüber informiert, dafür sorgte die nationalsozialistische Propaganda. Noch sollte sich niemand beunruhigen.<sup>26</sup>

## HITLER SUCHT EINEN KURIER

Etwa zwei Wochen nach meiner Rückkehr in die Kaserne Berlin-Lichterfelde – ich war weiterhin der Reservekompanie zugeteilt –, suchte man einen jungen Mann für das persönliche Begleitkommando des «Führers». Das bedeutete Telefonisten-, Kurier- und Leibwächterdienste für Hitler persönlich. Wilhelm Brückner, sein Chef adjutant<sup>27</sup>, hatte Bataillonskommandeur Teddy Wisch wissen lassen, dass man einen absolut zuverlässigen jungen Mann suche, einen, der keinen Ärger mache. Es sei dringend.

Wisch reichte die Anforderung weiter an den Kompaniechef, und Mohnke schlug mich dem Bataillonskommandeur vor. Ich sei schwer verletzt von der Front zurückgekehrt und ausserdem der letzte Sohn der Familie. Nach einer Verordnung des Oberkommandos der Wehrmacht sollte der letzte hinterbliebene Sohn einer deutschen Familie für die Zu-

kunft geschont und nicht an die Front geschickt werden. Er, Mohnke, schätze überdies mein Pflichtbewusstsein.

Der Bataillonskommandeur erinnerte sich, von seiner Schwägerin nur Gutes über meine Zeit auf dem Bauernhof in Schleswig-Holstein gehört zu haben, und nahm den Vorschlag an. Ich musste mich kurz beim Kommandeur vorstellen, dann teilte Teddy Wisch der Reichskanzlei auch schon mit, man habe einen geeigneten jungen Mann gefunden, mit dem es sicher keine Probleme geben werde.

Ich war also ausgewählt, und so sass ich alsbald neben Mohnke im Auto, Ziel: Reichskanzlei, Wilhelmstrasse 77, «Führerwohnung». Das war am 2. oder 3. Mai 1940.

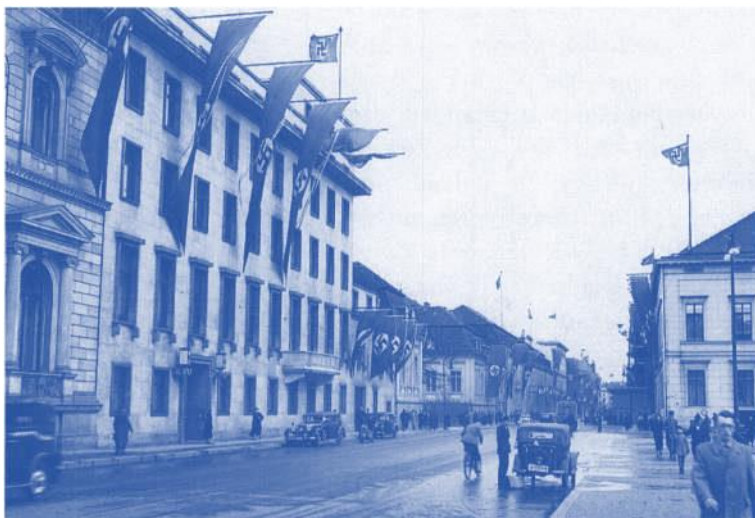
In der Reichskanzlei angekommen, sprach mein Kompaniechef kurz mit einer Wache und überliess mich dann meinem Schicksal. Der Wachmann begleitete mich in das obere Stockwerk, direkt in das Büro von Brückner, der übrigens Hitlers Regimentskommandeur im Ersten Weltkrieg gewesen war. Mein

Herz pochte vor Aufregung – vor mir stand immerhin Hitlers Chefadjutant. Brückner musterte mich von oben bis unten. Er hielt sich nicht mit Floskeln auf. Es sei beabsichtigt, erläuterte er knapp, mich als Läufer einzusetzen, zum Austeilen von Depeschen und Zeitungen im Adjutantenflügel. Jetzt solle ich aber sofort zurück in die Kaserne, meine persönlichen Sachen holen.

Anderthalb Stunden später stand ich – meinen Koffer fest umklammert haltend – wieder in der Halle der Reichskanzlei. Ein anderer Wachmann als beim ersten Mal bedeutete mir, ihm zu folgen. Er wies mir ein Zimmer an, mein Dienstzimmer im obersten Stock des Adjutantenflü-



*Wilhelm Mohnke, einer der ersten SS-Männer in Hitlers «SS-Stabswache Berlin» und Führer der 5. Kompanie der Leibstandarte: Er brachte Rochus Misch zu Hitler*



*So könnte Rochus Mischs erster Eindruck von der Wilhelmstrasse 77 gewesen sein: Anfang Mai 1940 beginnt der Soldat seinen Dienst bei Hitler in der Reichskanzlei; dahinter schliesst sich das Reichspräsidentenpalais an, in dem sich sein Zimmer befand (ungefähr unter dem mittigen, kleineren Fahnenmast)*

gels. Danach liess er mich allein. Vorsichtig, als könnte ich irgendetwas beschädigen, stellte ich den Koffer ab und sah mich um. Das Zimmer war sehr einfach eingerichtet. Zwei Betten, ein Militärschrank, ein Handwaschbecken.

Ich hier? In der Reichskanzlei? In der «Führerwohnung»? Wieso ich? Ich war doch gar nicht in der Partei. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen, sah vor meinem geistigen Auge die jubelnden Menschenmassen im Olympiastadion und Hitler mit ausgestrecktem Arm an mir vorbeifahren.

Ich musste erst einmal raus, trat auf den Gang hinaus und traf dort auf zwei ältere Wachmänner. Die beiden nahmen sich meiner an und führten mich herum. Ich wollte dringend die Örtlichkeiten kennenlernen; es sollte allerdings noch länger dauern, bis ich mich einigermaßen zurecht fand.

Vor allem machten mich die älteren Kameraden mit den Verhaltens-

regeln vertraut, die es hier im Allerheiligsten des Reichs einzuhalten galt. Die Wichtigste: «Wenn man dem Führer begegnet – zur Seite treten, nichts machen! Entweder er spricht einen von selbst an oder eben nicht.» Auf meine vielen Fragen, die ich natürlich hatte, hiess es nur: «Halte dich an deine Kameraden! Schau genau hin, was die machen, dann geht das von selbst.»

Am nächsten Tag begann meine Arbeit.

## IM BEGLEITKOMMANDO

Wir waren etwa zwanzig Kameraden und schoben in drei Schichten rund um die Uhr Dienst. Von 6 bis 14 Uhr ging die erste Schicht, von 14 bis 22 Uhr die nächste und von 22 bis 6 Uhr die Nachtschicht. Im Dienst waren wir folgendermassen eingeteilt: ein Diensthabender und drei Abkommandierte, ein Läufer und zwei Kameraden im Wachdienst. Um unsere Aufmerksamkeit zu erhöhen, wurde zwischen Wach-, Telefon-, Kurier- und Läuferdiensten abgewechselt.

Einer von uns hatte unten am Kücheneingang der Alten Reichskanzlei an einem kleinen Tisch Posten zu beziehen. Von hier aus führte eine Treppe direkt in Hitlers Wohnung, zweiundzwanzig Stufen waren es. Bewacht von nur einer Person. Schon in den ersten Tagen fielen mir die spärlichen Sicherheitsvorkehrungen auf. Wenn ich meinen Dienst antrat, machte ich nämlich einen riesigen Spaziergang durch die Neue und Alte Reichskanzlei und konnte genau beobachten, dass die Bewachung des Staatsoberhauptes nicht gerade grossgeschrieben wurde.

Mittlerweile wohnte ich im Haus von Gerdas Eltern, schlief, und das sollte so bleiben, bis ich mit Gerda verheiratet war, in einer winzigen Kammer. Hatte ich also nicht in meinem Dienstzimmer übernachtet, fuhr ich morgens von Rudow aus mit der Strassenbahn bis zum Potsdamer Platz, ging dann am Leipziger Platz in das Kaufhaus Wertheim, um es am zur Vossstrasse liegenden Lieferantenzugang wieder zu verlassen. Der nächstliegende Eingang in den Gebäudekomplex war dann der Zugang in die von Otto Meissner<sup>28</sup> geführte Präsidialkanzlei, Vossstrasse 6. Im Empfangsbereich sass zwar jemand in einem Glaskasten,

der hatte aber nur die übliche Informationsfunktion. Man musste sich nicht etwa ausweisen oder anmelden. Von dort aus ging es durch das Innere der Neuen Reichskanzlei. Ich marschierte endlose Gänge entlang bis hinüber in den Adjutantenflügel der Alten Reichskanzlei. Den Grossen Empfangssaal hinter mir lassend, durchmass ich zunächst langen Schritts die hundertfünfzig Meter lange Marmorgalerie, von der Hitlers Arbeitszimmer abging, das er allerdings als solches nie genutzt hat; es diente nur Repräsentationszwecken. Anschliessend gelangte man in einen Doppelflur mit den Büros der Mitarbeiter von Hans Heinrich Lammers, der während der gesamten Regierungszeit Hitlers Chef der Reichskanzlei war. Weiter durchschritt ich den Kuppel- und den Mosaiksaal bis zum Speisesaal und den Treppen, die hinunter zur Alten Reichskanzlei führten. Deren Erdgeschoss lag, im Gegensatz zu dem der Neuen Reichskanzlei, ebenerdig. In dem Übergang von der Neuen zur Alten Reichskanzlei befand sich die «Kanzlei des Führers»<sup>29</sup>, die Ecke hiess Borsigpalais<sup>30</sup>. Ich kann mich nicht erinnern, dass mir auf dem ganzen Weg überhaupt einmal eine Wache begegnet wäre. Keine Menschenseele war da zu sehen. Der Reichssicherheitsdienst machte Kontrollgänge, mehr nicht.

Mein Zimmer in der Alten Reichskanzlei mit Blick auf die Wilhelmstrasse lag im Adjutantenflügel, keine zwölf bis fünfzehn Meter von Hitlers Privaträumen entfernt. Neben meinem Raum war eine Wäschekammer; Toilette und Dusche befanden sich auf dem Gang. In den für Bedienstete in der Reichskanzlei errichteten Wohnhäusern an der Gartenseite der Neuen Reichskanzlei war zu der Zeit, als ich in das Begleitkommando aufgenommen wurde, kein Platz mehr.

In den fünf Jahren bei Hitler habe ich fünf seiner Diener kennengelernt: Hermann Bussmann<sup>31</sup>, Willy Arndt, Hans Junge, Fehrs und Heinz Linge. Karl Krause, sein erster Diener, hatte, als ich zum Begleitkommando kam, bereits eine andere Funktion. Hitler hatte nicht von Beginn an einen eigenen Leibdiener, zunächst wechselten sich mit dieser Aufgabe auch immer Mitglieder vom Begleitkommando ab. Es stellte sich dann aber heraus, dass es einen geben musste, der konsequent damit be-





*Innsbrucker Hauptbahnhof am 30. Juli 1940:  
Zwischenstopp auf dem Weg zu Mussolini; hinter Hitler ist der Gauleiter  
von Tirol, Franz Hofer, links von Hitler Leibdiener Heinz Linge*

schäftigt war, sich allein darum zu kümmern, dass der «Chef» immer die richtige Kleidung zur Hand hatte. So wurde also ein Leibdiener angestellt, und das war zunächst der Marinesoldat Krause, der nach einer Zeitrafferausbildung an der Dienerschule in München-Pasing seinen Dienst antrat.

Krause war eine recht lustige Nummer. Ich glaubte ihm sofort, wenn er erzählte, wie er mit Hitler vor dem Krieg umgesprungen sei. Einmal, so berichtete er, habe er sich vor ihm aufgebaut und in einem Ton, der keinen Widerspruch duldete, gesagt: «Mein Führer – heute müssen Sie die schwarzen Schuhe tragen, ich habe die braunen vergessen.» Als Hitler bei anderer Gelegenheit keine grosse Lust hatte, einer Einladung zu einem Opernbesuch zu folgen, fragte er Krause, was er machen solle. Der Diener schlug vor, eine Münze zu werfen. Hitler verlor. Krause holte den Ausgehanzug, und der «Chef» fügte sich wortlos.

Diese Gelassenheit verschwand mit Kriegsbeginn. Als Krause im Polenfeldzug Hitler einmal Brunnenwasser statt des immer mitzuführen-

den Fachingen Heilwassers reichte und auf Nachfrage auch noch log, fiel er in Ungnade. Martin Bormann<sup>32</sup> drang sofort auf Konsequenzen: Unzuverlässig sei Krause, nicht tragbar in der unmittelbaren Umgebung Hitlers, dieser hätte durch das Trinken des Brunnenwassers erkranken können. Krause schwor allerdings, es hätten ausnahmslos alle das Brunnenwasser getrunken, und er habe extra noch den Arzt gefragt, ob es in Ordnung sei, wenn er Hitler auch davon gebe. Er habe den «Führer» vergiften wollen, habe es dann plötzlich auch noch geheissen – so ein ausgemachter Unsinn. Schon immer sei er Blitzableiter gewesen, klagte Krause, und an jenem Tag während des Polenfeldzugs habe Hitler eine schlechte Nachricht<sup>33</sup> erhalten, und da habe er, Krause, bei der erstbesten Gelegenheit eben alles abbekommen.

Der Leibdiener wurde zunächst in die Küche der Reichskanzlei versetzt. Auf eigenen Wunsch kam er schliesslich wieder zur Marine. Irgendwann kehrte er aber zurück, nachdem Hitler sich bei der Ehefrau von Krause, die in der Reichskanzlei weiterhin beschäftigt war, nach dem Verbleib ihres Mannes erkundigt hatte. Diese wusste zu berichten, dass ihr Mann im Lazarett liege, nachdem der Zerstörer, auf dem er Dienst getan hatte, gesunken sei. Gleiches habe Krause nun insgesamt schon dreimal durchmachen müssen. Hitler holte ihn daraufhin wieder her, setzte ihn aber nicht mehr als Leibdiener ein.

Krause erzählte gern, der «Führer» hätte zu ihm beim ersten Gespräch nach der Rückkehr gesagt: «Krause – ich musste Sie da rausholen, jedes der Schiffe, auf denen Sie waren, ist abgesoffen, besser, Sie sind hier, als dass Sie meine ganze Flotte im Alleingang versenken.» Doch das Temperament des ehemaligen Leibdieners ging bald wieder mit ihm durch. Eines Tages prahlte er mit seinen Schiesskünsten herum, und die Kameraden – ich war nicht dabei – zogen ihn so lange auf, bis er aufsprang und mit der Dienstpistole die Lampen der Hängeleuchte in unserem Aufenthaltsraum, dem Bauernstübchen, kaputt schoss. Da war's dann endgültig vorbei mit dem Dienst bei Hitler. Später hörte man, dass Krause in der SS-Flak-Abteilung seiner Division enorm erfolgreich gewesen und hochdekoriert aus dem Krieg zurückgekommen sei. War wohl doch kein so schlechter Schütze, der Krause.

Ich selbst war auch ganz gut, wie schon die Platzierung beim Schützenfest 1936 belegt. Jedenfalls musste ich einmal auf dem Gelände der Kadettenanstalt meinem Kameraden Max Wünsche<sup>34</sup> Schiessunterricht geben. Das Wichtigste dabei ist die ruhige Hand. Ich liess Max immer einen Eimer gefüllt mit Sand anheben, dann abstellen und danach die Waffe zur Hand nehmen. Man hat dann das Gefühl, die Waffe ist federleicht und kann sie deshalb gut kontrollieren.

In meinen ersten Tagen in der Reichskanzlei hatte ich vor allem Botengänge innerhalb des Gebäudekomplexes zu erledigen. Meine Runde führte mich meistens zu Hans Heinrich Lammers, Otto Meissner, Walther Hewel, dem Verbindungsoffizier zum Auswärtigen Amt, das von Joachim von Ribbentrop geleitet wurde, und zu Otto Dietrich, dem Reichspressechef, für den Heinz Lorenz und Helmut Sündermann tätig waren. Seit Beginn des Krieges hatte sich der Schriftverkehr zwischen all diesen wichtigen Funktionsträgern deutlich erhöht, dies war auch mit ein Grund für meine Einstellung gewesen.

Doch was, wenn ich unvermittelt Hitler, dem «Chef», wie er hier nur genannt wurde, über den Weg lief? Der Gedanke liess mich nicht los. Ich konnte mir das Zusammentreffen überhaupt nicht vorstellen, war mir sicher, in diesem Moment bestimmt irgendetwas falsch zu machen – davor hatte ich panische Angst. Alles, aber bloss nicht dem «Führer» begegnen. Nun arbeitete und wohnte ich aber in seiner unmittelbaren Nähe.

Mein neuer Kamerad, Hauptscharführer Erich Kraut, konnte meine Furcht gut nachvollziehen und gab mir den Rat, möglichst die Vorhalle zu meiden. Der Weg über den Hof und den Personaleingang sei jedenfalls «sicher». Den Hinweis nahm ich dankbar an und jeden Umweg auf mich, um einer Begegnung zu entgehen. Dass diese früher oder später unvermeidlich sein würde, war mir zwar klar, aber ich redete mir ein, dass ich mich zunächst einmal in dieser neuen Umgebung ein bisschen einleben müsste, bevor ich mich dazu in der Lage fühlen würde. Tatsächlich hätte ich von mir aus nicht so bald den Mut gefunden, ein Zusammentreffen herauszufordern. Wie gut, dass es dazu dann schon bald völlig unvorbereitet kam.

## DER «CHEF»

Nur eine knappe Woche nach meinem Dienstbeginn, es muss der 8. oder 9. Mai 1940<sup>35</sup> gewesen sein, passierte es – endlich. Es war im Anschluss an ein freundliches Gespräch mit Chefadjutant Brückner. Wir hatten uns in seinem Arbeitszimmer über meine Kameraden und die Auszeichnungen unterhalten, die mir während des Polenfeldzugs verliehen wurden – Eisernes Kreuz II. Klasse und Verwundetenabzeichen, auch war ich zum Unterscharführer befördert worden. Ausserdem sprach er mich auf meine Kleidung an. Ich solle so schnell wie möglich mein Schuhwerk auswechseln. «Das sieht der Chef gar nicht gern» – er meinte die Abdrücke der schweren Militärstiefel auf dem edlen Teppich. Wir gingen schliesslich gemeinsam zur Tür, die ich – ganz gedrillter Soldat – zackig aufriss, um Brückner den Vortritt zu lassen. Der rührte sich allerdings nicht vom Fleck. Verwundert folgte ich seinem Blick. Direkt vor der Tür, einen Brief in der Hand haltend, stand Hitler.

Während Brückner mich als neuen Mann vorstellte, musterte Hitler mich nur einen kurzen Augenblick, schien dem, was Brückner über mich sagte, nicht zuzuhören. Den letzten, schon nahe der Tür geführten Teil unseres Gesprächs hatte er offensichtlich mitverfolgt. Mir wurde heiss, mir wurde kalt, mir wurde anders. Hitler wandte sich an seinen Chefadjutanten:

«Wo kommt denn der junge Mann her?» «Schlesien, denke ich», antwortete Brückner. Hitler sah mich an: «Stimmt das?»

Ich antwortete: «Jawohl» – «mein Führer» habe ich damals noch nicht gesagt –, «aus Oberschlesien, nahe Oppeln.»

Wieder an Brückner gewandt, fragte er weiter: «Haben wir noch mehr Leute aus Schlesien unter uns?»

«Ich glaube nicht», erwiderte Brückner.

«Na, dann kann der junge Mann ja gleich mal was für mich tun», fuhr Hitler fort.

Er gab mir einen Brief und sagte: «Den bringen Sie zu meiner Schwester Paula nach Wien.» Dann machte er kehrt und ging.

Mir fielen zentnerschwere Steine vom Herzen. Jetzt hatte ich es hinter mir. Für mich war er, wie für die meisten im Volk, «der Führer». Ich

weiss nicht, was ich erwartet hatte, aber es war alles ganz normal gewesen, keine Spur aussergewöhnlich. Ich hatte weder ein Monster gesehen noch einen Übermenschen. Dieser erste Eindruck bestätigte sich über die Jahre. Der Privatmann Hitler war ein normaler, ein einfacher Mann, der einfachste Mensch, den ich kannte. Nur nach aussen schlüpfte er in seine «Führerrolle», dann musste alles protokollgerecht ablaufen, die Inszenierung perfekt sein. Aber privat – und wir vom Begleitkommando gehörten zu seinem Privatleben – war er unkompliziert. Übergross und herrschaftlich, das war der Staatsmann und alles, was ihn in dieser Funktion umgab. Für sich selbst, als Privatperson, war Hitler jedoch äusserst bescheiden. Nach der ersten Begegnung mit ihm war ich jedenfalls erleichtert. Jetzt hätten zehn Hitlers kommen können, meine Angst war verflogen.



*Hitlers Schwester Paula – zu ihr nach Wien fuhr Rochus Misch kurz nach seinem Dienstantritt im Mai 1940, um ihr einen Brief des Bruders und ein Paket zu überreichen*

Zu dem mir von ihm übergebenen Brief erhielt ich noch ein Paket von Hausorganisator Artur Kannenberg. Irgendeine Süssigkeit oder Kaffee war darin. Nach Erhalt eines vorläufigen Ausweises mit Hitlers Unterschrift fuhr ich mit dem Nachtzug, im separaten Kurierabteil, nach Wien, ging in den vierten Stock eines Mietshauses und drückte einen namenlosen Klingelknopf. Paula Hitler<sup>36</sup> erwartete mich, sie war nett und zuvorkommend, reichte Tee und Kekse. Ich fand, sie sah Hitler ähnlich, dieselbe Reiternase.

Während ich leicht nervös am Tee nippte, fragte sie nach ihrem Bruder. Sie wollte etwas von ihm erfahren – durch mich, seinen Kurier. Stolz und ein wenig verlegen erklärte ich, dass ich erst kurze Zeit in Hitlers Diensten stünde, daher wenig Auskunft geben könne. Dennoch hielt

ich mich eine gute halbe Stunde bei ihr auf. Später habe ich Paula Hitler nur noch ein einziges Mal gesehen, als sie ihrem Bruder einen Besuch auf dem Berghof abstattete.

Hitlers Halbbruder Alois<sup>37</sup> sollte ich auch noch kennenlernen. Er führte die Gastwirtschaft «Zum Alois» am Berliner Wittenbergplatz, unweit vom 1907 eröffneten Kaufhaus des Westens (KaDeWe). Das Lokal passte zu Alois oder Alois zum Lokal. Er war ein bäuerlicher Typ, die Wirtschaft rustikal eingerichtet, alles sehr gemütlich. Ich hielt mich allerdings nur zweimal in meiner gesamten Dienstzeit dort auf, überbrachte im Auftrag von Albert Bormann<sup>38</sup> Briefumschläge, in denen sich vermutlich Schecks befanden. Ich blieb dann noch auf ein Bierchen. Heute befindet sich immer noch ein Lokal in den Räumlichkeiten – die Aufteilung des Schankraums mit dem Tresen an der hinteren Wand ist dieselbe.

Angela Hammitzsch, Hitlers Halbschwester, die alle, obschon sie zwischenzeitlich geheiratet hatte, weiterhin Frau Raubal nannten, musste ich gelegentlich in Dresden aufsuchen. Sie gab mir jedes Mal für den Bruder Obstkuchen mit, den ich bei Hausintendant Kannenberg ab-lieferte.

Nach Erledigung des Auftrags bei Paula Hitler hätte ich eigentlich in Wien übernachten sollen. Im vornehmen Hotel Imperial<sup>39</sup> waren ständig drei Zimmer reserviert, für Staatsbesucher und auch für Bedienstete der Reichskanzlei. Mir war das Hotel aber viel zu vornehm, ich traute mich nicht hinein.

Da Brückner mir vor der Abreise bedeutet hatte, ich könne an die Kurierfahrt noch drei Tage Urlaub bei meiner Grossmutter dranhängen, entschied ich mich, geradewegs zum Bahnhof zu gehen und den nächsten Zug in Richtung Breslau zu nehmen. «Sie haben es dann ja nicht mehr weit in Ihre Heimat», hatte Brückner gesagt. Diese Lockerheit war für mich als Soldat noch immer völlig ungewohnt. Aus meiner Ausbildung kannte ich nur eine straffe Organisation, klare Anweisungen und Befehle. Absoluter Gehorsam war oberste Dienstpflicht, und eigenes Denken, gar eigene Entscheidungen, gab es nicht. Das Denken, so wurde uns vermittelt, sollten wir besser den Pferden überlassen, die hätten einen grösseren Kopf. Jedenfalls musste ich die Kaserne vergessen. Das lief hier anders.

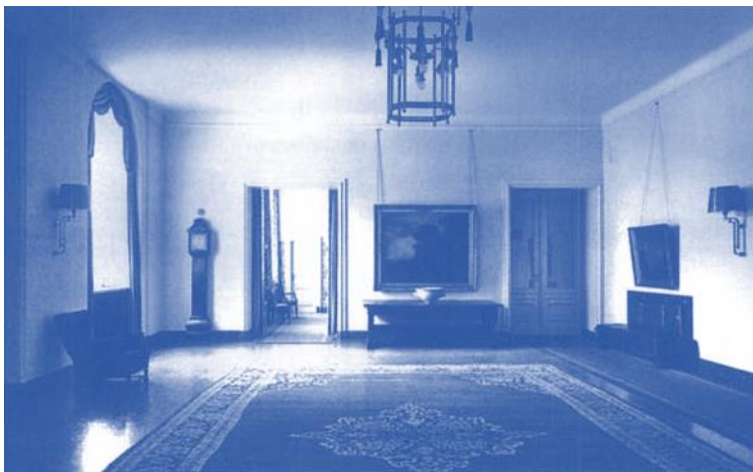
Ich verbrachte somit drei Tage bei meiner Grossmutter in Oppeln. Sie lebte jetzt allein, mein Grossvater war 1936 verstorben. Nach meiner Rückkehr von Wien samt Umweg erfuhr ich, warum ich diesen Kurzurlaub hatte machen dürfen: Hitler war gar nicht in Berlin. Unmittelbar nach unserem Zusammentreffen war er an die Westfront gefahren<sup>40</sup> und sollte über zwei Monate fortbleiben.<sup>41</sup> Genau in der Zeit, in der der Frankreichfeldzug, ein weiterer Blitzkrieg, stattfand, hatte ich die ruhigste Zeit meines Dienstes.

## WILHELMSTRASSE 77

Einer von Hitlers Dienern,<sup>42</sup> ich weiss nicht mehr, ob Bussmann oder Hans Junge, nutzte die Abwesenheit des «Chefs», um mir die «Führerwohnung» zu zeigen. Was ich schliesslich in Augenschein nahm, als ich sie vom Adjutantenflügel kommend über die Vorhalle betrat, war alles andere als das, was man von einem Mann in Hitlers Position erwartet hätte. Schon von der Wohnungsgrösse war ich enttäuscht. Mehr als hundert Quadratmeter hatten die vier Räume samt Badezimmer wohl nicht.

Im Wohnzimmer mit der kleinen Bibliothek, in der die Privatführung für mich begann, beeindruckte mich immerhin das unglaublich umfangreiche *Meyers Lexikon* mit seinen riesenhaften Bänden. Von dort aus kam man ins Arbeitszimmer, und, auf der gegenüberliegenden Seite, ins Schlafzimmer, das etwas kleiner war. In diesem stand ein Messingbett, darüber hing, genau mittig platziert, ein Bild von Hitlers Mutter. Links neben dem Bett befand sich ein stummer Diener; es gab zudem einen runden Tisch mit zwei Cocktailsesseln, einen Kleider- und einen Schrank – der ganze Raum mass nicht mehr als etwa fünf mal sechs Meter.

Vom Schlafzimmer aus gelangte man in ein schmales, grün gekacheltes längliches Bad, alles war sehr einfach, fast spartanisch ausgestattet. Die Wände hatte man in einem Eierschalenfarbton gestrichen. Als ich die Wohnung während Hitlers Abwesenheit im Mai 1940 besichtigte, lagen überhaupt keine privaten Dinge herum. Mir fielen nur allerlei



*Vorhalle von Hitlers Wohnung in der Alten Reichskanzlei mit dem Übergang zur Neuen Reichskanzlei*



*Arbeitszimmer von Hitler in der Alten Reichskanzlei*





*Hitlers privates Wohnzimmer vor dem Umbau mit der Tür zum  
Schlafzimmer in der Alten Reichskanzlei*



*Hitlers Wohnung in der Alten Reichskanzlei – Rochus Misch war enttäuscht von der Grösse und der Ausstattung der einzelnen Räume*

Zeichenmaterial wie Lineale und zahlreiche Stifte sowie eine ausgebreitete Wagner-Partitur auf. Es stapelten sich allerdings eine Menge offizieller Geschenke von Hitlers Geburtstag einen Monat zuvor, über deren weiteres Schicksal anscheinend noch nicht entschieden worden war.

Das Gästezimmer schien mir noch kleiner zu sein als das Schlafzimmer. Hier wohnte Eva Braun, wenn sie sich in Berlin aufhielt. Aber noch kannte ich sie nicht, und es war bislang auch nicht die Rede von ihr gewesen. Im Gästezimmer, vor dem Durchgang zum Schlafzimmer, stand ein kleiner Hocker, auf dem wir nachts die Depeschen ablegten. Die Fensterfront der Schlafräume lag zur Gartenseite.

Wenn Hitler privat jemanden empfing, etwa seine Halbschwester, tat er das im sogenannten Treppenzimmer, das – ausgestattet mit vier Sesseln um einen runden Tisch – der eigentlichen Wohnung etwas vorgelagert war und so hiess, weil von ihm aus gleich zwei Treppen abgingen. Eine davon führte zum Wirtschaftsbereich, die andere in den Adjutan-

tenflügel. Dort befanden sich auf der Etage mit Hitlers Privaträumen die Büros von Dietrich, Hewel und Lorenz. Von seinem Arbeitszimmer aus konnte Hitler direkt in den grossen Konferenzsaal gelangen, den die Militärs von der anderen Seite her, aus dem Wehrmachtsflügel kommend, betreten.

## DIE ALTEN

Meine Angst, Hitler zu sehen, war verflogen. Ich sollte ihm schon bald mehrmals täglich begegnen. Zunächst aber hatte ich während seiner über zweimonatigen Abwesenheit im Frühsommer 1940 Zeit, um mich in Ruhe einzuarbeiten.

Einer meiner ersten Wege führte mich zu Hitlers persönlichem Schneider in die Tauentzienstrasse. Bei diesem sollte ich mir eine neue Uniform massschneiden lassen – vom Aussehen her nicht viel anders als die alte, aber aus edlerem Stoff, eben eine Offiziersausführung. Auch die von Hitler ungeliebten Soldatenstiefel tauschte ich gegen ein teppichtaugliches Modell aus einem feinen Geschäft an der Friedrichstrasse.

Nach und nach entwickelten sich die ersten Gespräche mit Hitlers Dienern und Adjutanten. Die «Alten» – das waren diejenigen, die schon vor Hitlers Machtergreifung, in der sogenannten Kampfzeit, in seinen Diensten gestanden oder zu seinem Umfeld gehört hatten – machten es mir leicht, mich zurechtzufinden. Adi Dirr<sup>43</sup>, Hitlers langjähriger Gefährte, weihte mich in Interna ein. So etwa in die inflationäre Verwendung des Wortes «Wolf». Ich erfuhr, dass die Namensgebung



*Die «Neuen» – hier Joseph Graf, Kamerad von Rochus Misch – mussten in die Interna der Reichskanzlei eingewiesen werden; Aufnahme von Misch*

der «Führerquartiere» *Wolfsschanze*, *Wolfsschlucht*, *Werwolf* – es gab wenig, wo der «Wolf» nicht irgendwie auftauchte – auf frühere Wahlkampfzeiten zurückging. Entweder warben die Hotels, in denen Hitler Quartier bezogen hatte, mit seiner Anwesenheit, und es kam zu Volksaufläufen vor diesen Etablissements. Oder aber es hiess gleich bei der Reservierung, für Herrn Hitler sei leider kein Zimmer frei. Ob ein Gasthaus also den Nazis wohlgesonnen war oder nicht – es empfahl sich in jedem Fall, Hotelreservierungen auf einen anderen Namen vornehmen zu lassen. Fortan gab Hitler Anweisung, alle Zimmer auf den Namen «Wolf» zu reservieren.

Einige wiederum nahmen an, das habe etwas mit Johanna Wolf, einer Sekretärin von ihm, zu tun, aber der Name war schon vor deren Eintritt in Hitlers Dienste verwendet worden. Es war wohl auch so, dass Hitlers Vorname irgendeine Beziehung zum Wort «Wolf» aufwies. Doch wie auch immer, Hitler gefiel sich jedenfalls als Wolf. Seine Schwester Paula musste sich auf Anweisung ihres Bruders ebenfalls mit dem Nachnamen Wolf tarnen.

Die «Alten» im Begleitkommando, Parteimitglieder der ersten Stunde, freuten sich, dass sie ihre Erlebnisse von den Anfängen der Bewegung einem neuen interessierten Zuhörer erzählen konnten. Sie zeichneten sich durch eine niedrige Parteinummer und einen fast durchweg niedrigen militärischen Dienstgrad aus. Das hiess also: grosse Nummern in der Partei, militärische Nullen – Schmalspursoldaten. Mit einer Ausnahme: Max Amann<sup>44</sup>; er hatte mit Hitler im Ersten Weltkrieg gekämpft. Amann war beim «Putsch» 1923<sup>45</sup> mit dabei gewesen und hatte mit Hitler in Festungshaft gesessen. Gleich bei unserem ersten Zusammentreffen erzählte er von den alten Zeiten, mit grossem Vergnügen etwa davon, wie er mit Hitler an einen Baum gepinkelt hatte.

In Erinnerung geblieben ist mir auch die Geschichte vom Kaiserhof. Das Hotel lag schräg gegenüber der Reichskanzlei, und Hitler hatte dort in Wahlkampfzeiten eine Weile gewohnt.<sup>46</sup>

Später war er gern nachmittags zum Tee hinübergegangen. Man hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, dass eine kleine Kapelle aufspiele, die Truppe solle er sich mal ansehen. Nachdem er daraufhin eini-

ge Nachmittage hintereinander im Kaiserhof erschienen war, hatte er verwundert geäußert: «Das sind doch jeden Tag die gleichen Spinatwachteln, die mir gegenüber sitzen.» Nun, es stellte sich heraus, dass die Kellner dank ihres hohen Gasts einen schwungvollen Handel hatten eröffnen können: Sobald Hitler gegangen war, verkauften sie das von ihm benutzte Geschirr nebst Besteck. Und es ist zu vermuten, dass sich auch die Damen, die «Spinatwachteln», ihren Platz immer wieder aufs Neue erkaufen. Als Hitler davon erfuhr, soll er angeordnet haben, dass den Kellnern nichts passieren dürfe. Von weiteren Besuchen dieser Art hatte er seitdem aber Abstand genommen.

Es lag vor allem an den «Alten», dass es in der Reichskanzlei alles andere als soldatisch zugeht, eher wie in einer Behörde. Innerhalb des Gebäudes grüßte man nie mit ausgestrecktem Arm, wenn man einem Vorgesetzten über den Weg lief. Für mich waren die Umgangsformen nach all dem soldatischen Drill, wie schon gesagt, sehr ungewohnt. Nur Hitler gegenüber waren bestimmte Anrederitiale einzuhalten. Wir Jüngeren sprachen ihn mit «Mein Führer» an, die «Alten» sagten «Chef» zu ihm oder auch bloss «Herr Hitler». Untereinander war er allerdings für uns alle nur der «Chef» – niemand verwendete dann das Wort «Führer». Im Freien, wenn man die Wagentür öffnete, war der Hitlergruss Pflicht. Hitler war beim Aussteigen immer eine helfende Hand zu reichen, er hat sie aber nie genommen. Zurückgegrüßt, wenn man sich morgens begegnete, hat er selbstverständlich nie, er deutete auch kein Nicken an oder Ähnliches. Man hatte mir aber gesagt, ich solle nicht denken, dass er mich etwa gar nicht wahrnehmen würde. Ihm sei jederzeit jeder Einzelne, der in der Reichskanzlei arbeite, mit Gesicht und Namen bekannt. Sein erstklassiges Gedächtnis sei berühmt, Namen vergesse er nie. Ich sollte später feststellen, dass das stimmte.

Im engeren Mitarbeiterkreis um Hitler wurde ich schnell akzeptiert, wir waren bald ein eingeschworener Zirkel. Neben den schon erwähnten Dirr und Amann gehörten ferner Otto Hansen, Helmuth Beermann, Karl Weichelt, Hermann Bornholdt, Paul Holtz sowie die Kameraden Schlotmann und Rüss, an deren Vornamen ich mich nicht erinnere, dazu.

Otto Hansen war ein väterlicher Typ, einer von den «Alten», er war stellvertretender Kommandochef auf dem Berghof. Ich verstand mich gut mit ihm. Wir Jungen haben die «Alten» immer gesiezt, während man untereinander, zumindest bei gleichem Dienstgrad, schnell per Du war. Hermann Bornholdt gehörte ebenfalls schon sehr lange zur persönlichen Begleitung Hitlers. Genau wie er waren auch Schlotmann und Rüss recht stramme Nazis. Schlotmann war ein sehr ruhiger, sachlicher Typ; Rüss ein echt netter Kerl, der sich von mir gern mit Äpfeln meiner Tante Sofia versorgen liess. Helmuth Beermann, unser oberster Post- und Kurierdienstmann, hiess bei uns nur der «Versorger» – er kam an alles ran. Karl Tenazek, der nach mir ins Begleitkommando kam, war Einzelgänger wie ich, es brauchte zwischen uns nicht vieler Worte, wir verstanden uns auf Anhieb. Und Karl Weichelt gehörte weder zu den «Alten» noch zu uns Jungen, er war der Einzige, der altersmässig zwischen den beiden Gruppen stand und einer der wenigen, der unter all den «Schmalspursoldaten» der goldenen Parteiabzeicheninhaber soldatisch etwas vorweisen konnte.

Mit meiner Tätigkeit in der Reichskanzlei wurde mein Sold angehoben. Ich erhielt nun fünfzig Reichsmark mehr, den sogenannten «Führerzuschlag», insgesamt waren es dreihundertsiebenunddreissig Reichsmark. Die Reichskanzlei übernahm ausserdem die Wohnungsmiete und Telefonkosten, weiterhin gehörte eine Netzkarte der Reichsbahn zu den neuen finanziellen Annehmlichkeiten. Für die Gehälter im Begleitkommando waren sowohl die Reichskanzlei als auch das Innenministerium zuständig. Wir nahmen eine Zwitterstellung zwischen zivilem und militärischem Dienst ein.

## ALLTAG IN DER REICHSKANZLEI

Hitler kehrte Anfang Juli von seinem Aufenthalt in Frankreich nach Berlin zurück. Ziemlich genau zu der Zeit, als er am Anhalter Bahnhof ankam, ging mein Tagesdienst zu Ende. Auf der Strasse bereiteten ihm jubelnde Massen einen rauschenden Empfang. Ich sah zu, dass ich raus-

kam aus der Reichskanzlei und lief zur Strassenbahn am Potsdamer Platz, um so schnell wie möglich nach Hause zu fahren. Ich hasse Menschenansammlungen, und hysterische Massen sind mir ein Gräuel. Wer immer mich aus meiner Generation mit vorwurfsvollem Unterton auf meine Dienste bei Hitler anspricht, dem schleudere ich entgegen: «Ihr habt doch auch alle gejubelt!» Ja, das haben sie. Fast alle. Und wie.

Im August 1940, nach der Probezeit, erhielt ich meinen endgültigen Dienstausweis, ein etwa briefumschlaggrosses «Sesam-öffne-dich»:

*Herr Rochus Misch ist Mitglied meiner persönlichen Begleitung.  
Ich ersuche sämtliche militärischen, politischen und zivilen Einrichtungen, ihm bei der Ausübung seines Diensts jede mögliche Hilfe zu leisten.*

*Herr Misch ist berechtigt, alle Absperrungen zu passieren und hat Zutritt zur Führerwohnung.*

*Adolf Hitler*

An den genauen Wortlaut erinnere ich mich nicht mehr, aber in etwa stand dies dort zu lesen. Der Ausweis wurde jedes Jahr ausgewechselt und erhielt dabei eine neue Farbe. Zum Schluss war er gelb, zwischenzeitlich auch mal hellgrau.

Ich weiss, dass ich zumindest während meiner Probezeit durch den Reichssicherheitsdienst (RSD)<sup>47</sup> observiert wurde. Was diesbezüglich danach noch geschah, kann ich nicht sagen. Jedenfalls wurde meine Post teilweise geprüft. Einmal trat ein RSD-Mann auf mich zu, winkte mit einem an mich adressierten Brief und wollte wissen, wie ich dazu käme, Post vom Polizeipräsidenten von Düsseldorf zu erhalten. Nun, das liess sich zwar schnell, aber nicht ganz ohne Peinlichkeit auf klär en. Ich pflegte eine Brieffreundschaft mit einer Dame, die ich seinerzeit während meines Genesungsaufenthalts in Bayrischzell kennengelernt hatte. Nicht weit von dem Sanatorium befand sich ein Erholungsheim der Polizei, und dort verbrachte die Dame damals ihren Urlaub. Ich hatte sie einige Male zu kulturellen Veranstaltungen begleiten dürfen, unter anderem fuhr uns ihr Chauffeur nach Salzburg in die Oper. Ich wusste, dass sie die Ehefrau eines Polizeikommissars aus Düsseldorf war.



*Leben als Kurier 1941: Rochus Misch fotografierte seine Kameraden auf einem Flug von der «Wolfsschanze» nach Berlin*

Es erstaunte mich allerdings sehr, als ich ihren ersten Brief erhielt und sie dafür offizielles Briefpapier der Polizeibehörde verwendet hatte. Bevor ich den Zusammenhang erfasste, war mir zunächst ein ziemlicher Schrecken in die Glieder gefahren, als ich den aufgedruckten Absender las. Seither standen wir in lockerem Briefkontakt, und das konnte ich dem RSD-Mann auch klarmachen.

Kurz nach Ende meiner Probezeit begleitete ich Hitler am 4. September 1940 zum ersten Mal zu einer Rede im Sportpalast. Mit hinein nahm Hitler nur die «Alten»; wir, die Jüngeren vom Begleitkommando, warteten am Auto. Der Jubel drang ab und zu nach draussen, aber ich habe eigentlich nie bedauert, dass ich bei solchen Gelegenheiten nicht unmittelbar dabei sein konnte. Besprechungen mit den Generälen – sicher, da wäre ich gern öfter mal anwesend gewesen, der Kriegsverlauf interessierte meine Kameraden und mich natürlich brennend. Wir stürzten uns dann auf die Tischdiener, die in Abständen immer mal Tafelwasser hineinbrachten, und fragten sie aus, was sie hatten aufschnappen





*Rochus Misch (rechts) zusammen mit einem seiner Kameraden, dem Österreicher Joseph «Joschi» Graf, in der Ju 52; um 1941*

können. Aber Hitlers Reden – nein, da hatte ich nicht das Gefühl, etwas zu verpassen. Meist scharte sich nach einer Weile einiges Volk um uns Wartende und die Fahrzeuge, und so war es eigentlich nie langweilig.

Überhaupt empfand ich meinen Dienst als aufregend. Mit Flugkapitän Hans Baur und seinen Kuriermaschinen waren meine Kameraden und ich ständig unterwegs. Sämtliche Kurierdienste wurden von uns erledigt. Man muss bedenken\* dass es einen täglichen Nachrichtenaustausch vom jeweiligen «Führerhauptquartier» zur Präsidialkanzlei unter Otto Meissner gab, denn die Geschäfte eines Reichspräsidenten wurden separat geführt, obschon Hitler gleichermassen Reichskanzler wie Staatsoberhaupt war.<sup>48</sup>

Auch für die vielen kleinen Botengänge und Hilfsdienste waren wir vom Begleitkommando zuständig. Hitler äusserte seine Wünsche meist zunächst gegenüber seinen Adjutanten oder Dienern, manchmal sprach er uns aber auch direkt an. Es war immer etwas anderes zu erledigen. Mal ging es um die Auslieferung von Blumen und anderen Aufmerksamkeiten, dann mussten kurzfristig Fussbälle für ein Kinderheim orga-

nisiert werden, das Hitler eröffnen sollte. Ich erinnere mich, wie er von der bevorstehenden Verlobung Wolfgang Wagners<sup>49</sup> erfuhr, und in einem solchen Fall hiess es dann: «Misch – Blumen besorgen.» Das Zehlendorfer Geschäft «Blumen Rothe» hatte eine Filiale im Hotel Adlon, und da bestellte ich für derartige Gelegenheiten Blumenarrangements. Den Strauss für das Verlobungspaar brachte ich selbst in die Wohnung Wagners am Kaiserdamm.

Besonders viel zu tun, was das Ausfahren von Geschenken betraf, gab es natürlich in der Weihnachtszeit. Ich hatte dann eine richtige Tour durch Berlin und Umgebung zu absolvieren, brachte Geschenke etwa bei Wilhelm Furtwängler<sup>50</sup>, Josef von Manowarda<sup>51</sup>, Lida Baarovä<sup>52</sup> und Olga Tschechowa vorbei. Ein Diensthabender aus der Fahrbereitschaft der Reichskanzlei chauffierte mich. Ich erinnere mich noch, wie verloren ich in der grossen Halle der Villa von Furtwängler stand und mich wunderte, dass der Raum völlig kahl war – keine Bilder an den Wänden, nirgends ein Spiegel, nichts. In der Mitte befand sich ein prachtvoller Flügel – und sonst herrschte Leere. Ich war so beeindruckt, dass ich mich, als der Dirigent erschien, fast verhaspelte bei meinem üblichen «Der-Führer-Adolf-Hitler-freut-sich «-Sprüchlein. Wie nahezu alle Beschenkten erkundigte sich auch Furtwängler nach dem Befinden Hitlers. Mehr als ein paar Höflichkeitsfloskeln wurden meist nicht ausgetauscht, dann war ich wieder draussen. Anders erlebte ich es einmal unerwartet bei den Geschwistern Hedi und Margot Höpfner, jenen Tänzerinnen, die auch «Reichshupfdohlen» genannt wurden.<sup>53</sup> Deren Mutter bat mich, zum Tee zu bleiben, und wir haben uns dann recht lange unterhalten.

Diese Fahrten mit meiner wertvollen «Geschenke-Fracht» machten mir grosse Freude. Nicht immer allerdings hatte ich «Losglück»: Mein Kamerad bekam einmal eine Tour zu Max Schmeling zugewiesen. Ich habe gar nicht erst gefragt, ob er bereit wäre, zu tauschen. Die Präsente von höchster Stelle wurden fast nie eigens besorgt. Hitler liess meist aus den Beständen – also all jenem, was er selbst erhalten hatte – etwas auswählen. Was die Leute ihm alles an kleinen und grossen Aufmerksamkeiten zukommen liessen, man konnte es kaum glauben. Nicht etwa nur

zu bestimmten Anlässen, das ganze Jahr hindurch trafen aus allen Landesteilen Geschenke in der Reichkanzlei ein. Besonders beeindruckte mich eine Bauersfrau aus Westfalen, die jede Woche ein selbstgebackenes Brot schickte. Hitler hatte auf einer seiner Reisen zufällig auf ihrem Bauernhof Rast gemacht, vom hausgemachten Brot probiert und es sehr gelobt. Wir hatten Anweisung, den jedes Mal per Post eintreffenden Laib geradewegs in die Küche zu bringen. Erst kurz vor Kriegsende kam kein duftendes Päckchen mehr.

Häufig übernahmen wir die Zusammenstellung der Gästeliste für ein Abendessen. Das war meist schnell erledigt. Es galt, einige einfache Regeln einzuhalten, wie vor allem, niemals zwei Gäste gleicher Profession nah beieinander zu setzen. Zwei Rechtsanwälte, zwei Ärzte – das gab nur Streit. Eine Abendeinladung bei Hitler wurde nie abgeschlagen; auch die kurzfristigsten «Auffüllkandidaten» erschienen anstandslos. Drohte ein Platz leer zu bleiben, rief ich selbstständig die örtliche Gauleitung an und erkundigte mich, ob ortsfremde Gauleiter in Berlin weilten. Dann hiess es etwa: «Ja, der Sowieso befindet sich im Hotel Excelsior.» Also telefonierte ich dem Herrn Gauleiter ins Hotel Excelsior nach und sagte wieder den üblichen «Der-Führer-Adolf-Hitler-freut-sich»-Spruch auf. Der entsprechende Gauleiter war meist hochofregt, wähnte sich von Hitler persönlich eingeladen, obwohl jener nicht einmal Kenntnis davon hatte, dass der Gauleiter überhaupt in Berlin war. Schliesslich hatte ich das gerade erst herausgefunden. Bis unmittelbar vor dem Empfang der Abendgäste wusste Hitler meistens denn auch nicht, wer erscheinen würde. Ihm wurde erst kurz zuvor ein Zettel mit der Gästeliste zugesteckt. Einer Einladung nicht Folge zu leisten – das wagten einzig Dr. Goebbels und Albert Speer<sup>54</sup>.

Ungeschriebenes Gesetz bei diesen Abendessen war es, dass die Tagespolitik kein Gesprächsthema sein durfte. Die Unterhaltung kreiste meist um alte Zeiten. Hitlers private Gäste wurden durch uns, also sein persönliches Begleitkommando, nie irgendwelchen Sicherheitskontrollen unterzogen. Meine Kameraden und ich, etwa zwanzig Personen in Hitlers engster Umgebung, konnten uns ebenfalls völlig unbehelligt bewegen. Auch auf Reisen inspizierte niemand vom RSD unser Gepäck.

Hitler selbst habe ich niemals eine Waffe tragen sehen. Die goldene Pistole, die er angeblich besass, habe ich weder zu Gesicht bekommen noch hat mir je ein Kamerad davon berichtet. Die Innentaschen an seinen Hosen waren allerdings nicht aus Stoff, sondern aus Wildleder. Das wusste ich von seinen Leibdienern. Sollte er eine Waffe bei sich getragen haben, so war das bei ihm jedenfalls nicht erkennbar – im Gegensatz übrigens zu Hermann Göring, dessen Trommelrevolver seine Manteltasche deutlich ausbeulte.

Als Göring einmal seine Sachen bei mir am Empfang in der Vorhalle abgab, fiel der Revolver polternd auf den Garderobentisch. Mir kam das Ding vor wie so ein Colt aus den Wildwestfilmen. Sogar Hitler machte sich lustig über Görings Vorliebe für skurrile Aufmachungen. «Wenn es ihm gefällt...», pflegte er dann zu sagen, als spräche er über ein Kind, das zwei verschiedenfarbige Socken wählt.

Vornehmliche Aufgabe unseres Dienstes war auch der Empfang von Hitlers persönlichen Gästen und deren Begleitung. Wenn die Herrschaften noch warten mussten, leisteten wir ihnen Gesellschaft.

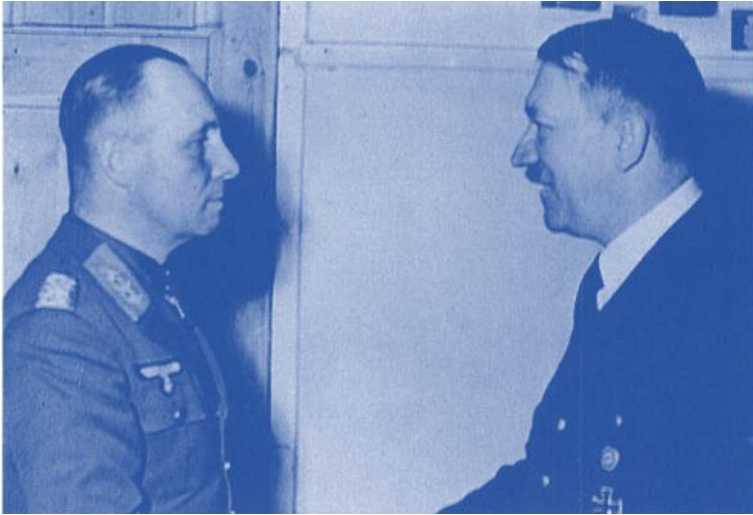
Ich erinnere mich an einen Besuch von Leni Riefenstahl<sup>55</sup>. Eine sehr attraktive Dame war sie. Als ich sie bei Julius Schaub meldete, dem Nachfolger von Wilhelm Brückner als Chef adjutant, brummte der in seinem urigen Bayerisch nur: «Will s' wieder mal Geld ha'm, hmm.» Ich servierte Frau Riefenstahl Tee, da ich annahm, Hitler, der um die Ecke in seinem Arbeitszimmer sass, würde sie nach einer kurzen Wartezeit hereinbitten. Nach einer Weile wurde mir aber bedeutet, dass er Frau Riefenstahl heute nicht empfangen wolle. Sie ging wieder. Eine Liaison zwischen Hitler und Leni Riefenstahl würde ich heftig bestreiten. Seine Zustimmung zum Filmen in der Reichskanzlei hat sie allerdings immer erreicht. Tagelang drehte ihre Crew für irgendeine Dokumentation jeden Türgriff und jedes Stuhlbein. Ich schaute gelegentlich dabei zu.

Hitler empfing zu Beginn des Krieges noch häufig Künstler und Filmschauspieler. Einmal war ein bekannter Komiker unter den Gästen, von dem ich einige seiner zum Besten gegebenen Kalauer, nicht aber mehr seinen Namen erinnere.<sup>56</sup> Er bemerkte, es sei doch gut, dass Hitlers

Nachname nicht «Kräuter» laute, denn dann hiesse es ja «Heil Kräuter!». Er erzählte auch den Witz von einem Mann namens Adolf Pflaumenmus, der einen dringenden Antrag auf Namensänderung stellte. Wie er denn lieber heissen wolle, habe man ihn auf dem Amt gefragt. «*Alfred Pflaumenmus*», lautete seine Antwort. Hitlers Reaktion auf diese Spässe ist mir nicht mehr präsent, er wird wie alle geschmunzelt haben.

Ich könnte nicht behaupten, dass er Humor hatte. Ich hörte ihn auch nie schallend lachen. Das mochte aber daran liegen, dass ich ihn erst nach Kriegsbeginn kennenlernte. Wie ich von den «Alten» wusste, war der Kriegsherr Hitler ein ganz anderer als der Hitler vor dem Krieg. Der «Chef» selbst hatte jedenfalls einen kleinen Fundus an Witzen, aus dem er einzelne immer wieder gern zum Besten gab. Sehr beliebt bei ihm war die bekannte Aufforderung an Blondi, seine Schäferhündin: «Na Blondi – wie machen denn die jungen Mädchen?» Blondi pflegte sich dann auf den Rücken zu legen, die Beinchen in die Höhe streckend.

Als Generalfeldmarschall Erwin Rommel<sup>57</sup> einmal über zwanzig Minuten auf Hitler warten musste, wurde er ein wenig ungehalten. Weil sein Adjutant schon zu uns in den Dienstraum gegangen war, nachdem er erfahren hatte, dass Hitler noch nicht empfangsbereit war, schickte man mich zu Rommel, um ihn zu besänftigen. Also fragte ich ihn nach Afrika, und es gelang mir, ihn abzulenken. Rommel verlangte seinen bereits an der Garderobe abgelegten Mantel noch einmal zurück, kramte in den Taschen und zog einen Stoss Fotos heraus. Er schwang sich auf den Garderobentisch und bedeutete mir, es ihm gleichzutun. Auf dem Tisch sitzend, breitete er seine Afrikafotos aus, die er Hitler schenken wollte. Wir sahen uns gemeinsam die Aufnahmen an. Als ich auf den Fotos Whiskyflaschen erkannte, wunderte ich mich: «Alkohol bei der Hitze, Herr Generalfeldmarschall?» – «Eine berechnete Frage», lobte Rommel und klärte mich auf, dass Alkohol als Blutverdünner bei hohen Temperaturen gute Dienste leiste. Nach einem Whisky mit Soda vermischt fühle sich der Körper viel leichter an. Ich habe es mir natürlich nicht nehmen lassen, dies an einem heissen Tag in München mit meinen Kameraden auszuprobieren. Nun, der Herr Generalfeldmarschall hatte zweifellos recht.



*Generalfeldmarschall Erwin Rommel (links) und Hitler, 1942.  
Rommel zeigte Rochus Misch in der Reichskanzlei seine Afrikabilder;  
Hitler zwang den Offizier später zum Selbstmord, weil er glaubte, dass dieser  
Verbindungen zu den Widerstandskämpfern vom 20. Juli 1944 hatte*

Hitlers Gäste, gleich um wen es sich handelte, begegneten uns vom Begleitkommando meist sehr freundlich. Uns war schon klar, dass das daran lag, dass wir so nah mit Hitler zusammen waren. Niemand konnte wissen, was von dem, was man mit oder vor uns jenseits von Belanglosigkeiten besprach, bis zu ihm dringen würde. Nun, wir Jungen hätten nicht gewagt, irgendetwas, das wir bei solchen Gelegenheiten aufschnappten, von uns aus an Hitler weiterzugeben. Aber die «Alten» taten das hin und wieder. Es war also durchaus ratsam, sich mit uns gut zu stellen und nichts zu tun oder zu äussern, was Hitler besser nicht wissen sollte.

Wenn die Gäste meinten, mit uns etwas Konversation treiben zu müssen, während wir sie zu ihm begleiteten, erkundigten sich die allermeisten nach seinem Befinden. Heinrich Himmler<sup>58</sup>, der allerdings einer der sehr seltenen Gäste war, pflegte zu scherzen: «Ist der Führer gesund? Ich hoffe doch, es geht ihm gut. Passt schön auf den Führer auf – ihr wisst ja, was sonst passiert.»

## MEIN REICH – DIE TELEFONZENTRALE

Um keine Langeweile aufkommen zu lassen, wechselten wir, wie schon gesagt, täglich unsere Dienste. Vorzugsweise liess ich mich als Telefonist einteilen. Es waren rund um die Uhr zwei Männer in dieser Funktion im Einsatz, alle acht Stunden war Schichtwechsel. In der ganzen Welt herumzutelefonieren – das machte mir Spass. Die Telefontechnik interessierte mich ebenfalls. Ich entwickelte schnell Ehrgeiz, meine Aufgabe perfekt zu beherrschen, und meldete mich eifrig für jede Fortbildung. Dass ich meine Sache wohl ausserordentlich gut machte, brachte mir dann viel später die zweifelhafte «Beförderung» zu Hitlers persönlichem Bunkertelefonisten ein.

Die Telefonanlage der Reichskanzlei, an der wir ausgebildet wurden, war eine hochmoderne Siemens-Anlage mit Tastenvermittlung, also keine Kabelsteckerei mehr. Sie war der ganze Stolz der Techniker. Ich hatte eine Bekannte bei der Reichspost, sie wollte das Prachtstück unbedingt einmal in Augenschein nehmen. In Absprache mit dem für das Personal der Reichskanzlei zuständigen Gruppenführer Albrecht lud ich sie zu einer Vorführung und weihte sie in die Geheimnisse der Tastenbedienung ein. Es gab verschiedenfarbige Tasten, weisse, grüne und gelbe. Eine Leitung war Hitler vorbehalten. Befand sie sich in Benutzung, leuchtete ein roter Knopf auf.

Dieser Knopf hatte seine ganz eigene Entstehungsgeschichte. Er wurde erst eingeführt, nachdem es mit Hitlers Nummer mehrfach Ärger gab. So hatte sich eines Nachts ein diensthabender Kamerad mit den internen Durchwahlen vertan und landete auf dem Apparat in Hitlers Privaträumen. «Hey Kamerad, wie spät ist es eigentlich?», fragte der Arme ahnungslos. «Wie ... wie spät ist es?» – «Na, wie spät ist es? Ich hab meine Uhr vergessen!» Als Hitler nur wenige Tage später erneut bei einem ähnlichen Vorfall aus dem Bett geklingelt wurde, musste etwas geschehen. Seither liefen alle Gespräche für ihn ausschliesslich über die Telefonzentrale. Nur von dort konnte in die «Führerwohnung» weitervermittelt werden, die direkte Anwahl eines dortigen Apparats war nicht mehr möglich.

Hitlers Anschluss, die Vermittlung unter der Nummer 120050<sup>59</sup>, das war also ich. Wer Hitler sprechen wollte, der landete bei mir. Ich meldete mich mit «Reichskanzlei» oder auch nur mit «Kanzlei». Die Telefonnummer, die im öffentlichen Fernsprechbuch von Berlin unter «Reichskanzlei» stand, das war die der Telefonzentrale in der Neuen Reichskanzlei. Die «Führerwohnungsnummer» stand also nicht im Telefonbuch, sie war allerdings auch keineswegs geheim. Ich wurde jedenfalls nicht angewiesen, sie nicht weiterzugeben. Das sollte sich später noch bitter auswirken. Da die Telefonleitungen in der Reichshauptstadt bis zum Ende des Krieges weitgehend intakt blieben, riefen gerade während der Schlacht um Berlin eine Menge aufgebracht Zivillisten an.

Ich hatte ebenfalls eine eigene Durchwahlnummer. In meinem Dienstzimmer war ich unter 120050-127 zu erreichen, und wenn es da klingelte, dann klingelte es auch bei mir in Rudow, im Haus meiner zukünftigen Schwiegereltern. Hermann Gretz, der Posttechniker der Reichskanzlei, hatte mir das so installiert, damit ich auch während Abwesenheitszeiten erreichbar war.

Jene Bekannte von der Reichspost, der ich die Siemens-Anlage vorgeführt hatte, wollte ich nach Besichtigung der Technik natürlich nicht gehen lassen, ohne ihr noch etwas mehr vom Allerheiligsten zu präsentieren. Ein Kamerad vom RSD, Michel Graf, sah da kein Problem und begleitete uns mitsamt seinem dicken Schlüsselbund auf dieser Privatführung durch die Neue und die Alte Reichskanzlei. Ganz zum Schluss, wir waren wieder im Bereich der «Führerwohnung», öffnete sich plötzlich eine Tür und meine Bekannte fiel Hitler buchstäblich in die Arme. «Mein Führer, ich darf Ihnen Frau Lehmann von der Reichspost vorstellen», beeilte ich mich zu erklären. «Sie informiert sich über unsere Telefonanlage.» Hitler musterte sie freundlich und gab ihr die Hand: «Ach so? Sehr gut. Ja, ja, lassen Sie sich hier nur alles zeigen.»

Auch meine Gerda hatte ich schon einmal in die Reichskanzlei mitgenommen. Auf Hitler waren wir nicht getroffen, aber das bedauerte Gerda kein bisschen. Sie war ohnehin nur etwas widerwillig mitgegangen, als ich sie dazu aufforderte. Ich lief mit ihr zusammen meine übli-



chen Wege im Gebäude ab, so wie ich sie täglich im Dienst in Erledigung all meiner Aufgaben zurücklegte. Gerda interessierte sich für mich und meinen Arbeitsplatz, nicht für Hitler. Sie hat ihn nie persönlich getroffen.

Als Telefonist war ich auch für die Tonqualität der Verbindung verantwortlich, die Lautstärke etwa regulierte ich am Schaltpult. Dazu war es nötig, in die Gespräche hineinzuhören. Wenn ich das Telefonat also durchgestellt hatte, setzte ich immer mal wieder die Kopfhörer auf und drückte den gelben Knopf, der mich der Leitung zuschaltete. Auf diese Weise konnte ich mich vergewissern, dass noch alles störungsfrei funktionierte. Ob den Gesprächsteilnehmern mein Hinzuschalten akustisch angezeigt wurde, kann ich nicht sagen. Es gab zusätzlich einen Entwerter, der abhörsicher verschlüsselt Gesendetes wieder zusammensetzte. Die mitverfolgten Gespräche habe ich selten inhaltlich erfassen können, ich bekam allenfalls Bruchstücke mit. War es einmal mehr, dann habe ich nie ein Wort darüber verloren.

Natürlich erreichten mich eine Menge Nachrichten lange bevor die Bevölkerung davon unterrichtet wurde, und sogar vielfach vor Hitler, worüber dieser gelegentlich scherzte: «Was fragen Sie mich? Ich bin doch hier der Letzte, der etwas erfährt!» Der Nachrichtenvorsprung, was den Kriegsverlauf betraf, sollte sich mit Blick auf die späteren Bombenangriffe auf Berlin für mich als äusserst nützlich erweisen. Ansonsten aber hätte ich es nie gewagt, irgendeine Information nach aussen zu geben.

Alle Depeschen für Hitler liefen bei uns auf, sie wurden gesammelt und dann zu ihm gebracht. Diejenigen, die ich ihm persönlich übergab, hat er meistens sofort gelesen. Dazu fingerte er nach einer Brille und trat einen Schritt zur Seite – ich wartete, bis er ausgewählt hatte, was er länger studieren wollte. Brillen mussten die Diener überall verstreut auslegen, damit der «Chef» schnell eine zur Hand hatte, ohne sie ständig bei sich tragen zu müssen. Nur äusserst selten setzte er überhaupt seine Brille auf, wenn Aussenstehende dabei waren. Auch eine Sehschwäche ist eine Schwäche – und das passte ihm nicht.

Während er die Papiere durchsah, verzog Hitler keine Miene. Unmöglich war es, an seinem Gesicht abzulesen, ob es sich um gute oder

schlechte Nachrichten handelte. Die Unterlagen, die ihn interessierten, klemmte er unter seine linke Achsel, die anderen riss er etwa zehn Zentimeter ein und gab sie mir zurück. Diese mussten dann direkt in die Papiermühle auf dem Flur gebracht und sofort vernichtet werden. Ich war nicht von Anfang an mit dieser Aufgabe betraut. Erst nachdem ich eine Weile da war, durfte ich die zusammengefassten Kurznachrichten über alle von den Presseleuten für wichtig erachteten Vorgänge zu ihm bringen.

Mein Kamerad Erich Kraut hatte eines Tages begonnen, einige dieser Depeschen mitzunehmen und zu sammeln. Ich wusste davon nichts, wunderte mich nur irgendwann, dass ich ihm nie mehr begegnete. Als ich daraufhin einen anderen Kameraden ansprach, hiess es: «Der kam weg.» Wer sich nicht der Position entsprechend verhielt, der «kam weg». Das hiess: Entweder wurde der Betreffende ins Konzentrationslager verbracht oder zur kämpfenden Truppe versetzt. Ich nehme an, Erich musste an die Front. Er war bei den Erschiessungen in der Kadettenanstalt Lichterfelde im Zusammenhang mit dem «Röhm-Putsch»<sup>60</sup> 1934 Trommler gewesen, hatte mir das aber von sich aus nie erzählt. Es wurde mir erst zugetragen, als die Sache mit den gehorteten Depeschen passierte. Ich hätte gern Genaueres gewusst, nachzufragen wagte ich jedoch nicht. Es hätte mich schon interessiert, aber in diesen Dingen war man vorsichtig. Warum er die Depeschen an sich nahm, konnte ich mir nicht erklären. Spionage? Ich weiss es nicht. Offiziell wurden wir über solche Vorgänge und die Folgen nicht informiert. Irgendwann fiel es eben auf, dass einer nicht mehr anwesend war. Wie wir vom Begleitkommando uns zu benehmen hatten und was uns im Fall eines Fehlverhaltens blühte, darüber wurden nicht viele Worte gemacht. «Ihr wisst ja, wo ihr seid», hiess es – das musste genügen, und das tat es im Allgemeinen auch. Was mich betraf, ganz sicher.

Niemals wäre ich auf die Idee gekommen, dienstliche Papiere heimlich aufzubewahren. Wieder raus in Matsch und Dreck auf die Schlachtfelder? Bloss nicht. Sicher, den einen oder anderen Blick auf eine Depesche habe ich schon mal riskiert, um zu wissen, was so los war in der Welt. Ich erinnere mich beispielsweise an eine Nachricht über den Stand

der Atombombenentwicklung. Da hiess es, die Forschungen der Amerikaner wären im Vergleich zu den deutschen mindestens ein Dreivierteljahr im Rückstand. Hitlers Einstellung zur Atombombe kannte ich: «Damit gewinnt man keinen Krieg.» Davon war er überzeugt. Die Westalliierten hatten gedroht, sich im Fall eines Einsatzes der Atombombe mit 15'000 Flugzeugen in Nordafrika zu versammeln, um dann ganz Deutschland mit Gas zu verseuchen. Gasangriffe hatte Hitler im Ersten Weltkrieg erlebt, er hatte eine panische Angst davor. Einen solchen Rückschlag werde er niemals verantworten können, betonte er, daher scheide der Einsatz einer Atombombe für ihn völlig aus.

Aber auch wenn ich ausnahmsweise einmal überflog, was ich an hochwichtigen Nachrichten zu Hitler brachte, wanderte jedes Fitzelchen Depesche, das durch meine Hände ging, ohne Umwege in die Papiermühle. Jeder Zettel, den ich vom «Chef» zur Vernichtung zurückerhielt, kam unverzüglich dort hinein. Hätte ich dergleichen auch nur kurz irgendwo herumliegen lassen, hätte jedes Stubenmädchen Zugriff darauf gehabt.

Weder auf diesem Weg noch durch meinen Telefondienst habe ich etwas über das erfahren, was später in den Konzentrationslagern voring. Ich kann mir das nur so erklären, dass ich den Nachrichten- und Befehlsfluss vornehmlich in einer Richtung erlebte. Ich wurde nur mit dem konfrontiert, was einging und was für Hitler bestimmt war. Wie in jedem Unternehmen oder in jeder Verwaltung dringt natürlich nicht alles bis nach ganz oben durch: «Sollen wir das dem Chef zeigen?» – «Kann der Chef hiermit belästigt werden?» – «Ist dies hier wirklich Chefsache?» Vieles wird vorher aussortiert. Ich habe oftmals beobachtet, dass der Stapel, der im Eingangsfach lag, um ein Vielfaches grösser war als das, was von Reichspressechef Dietrich schliesslich für Hitler zusammengestellt wurde. Manchmal entriss man mir noch auf dem Weg zu ihm irgendwelche Papiere. Umgekehrt wird vieles von dem, was er selbst anordnete, im persönlichen Gespräch unmittelbar über die Befehlskette gegangen sein. Von uns war dann niemand dazwischengeschaltet.

Eine einzige Depesche, die mit Konzentrationslagern zu tun hatte, fiel mir dann doch auf: Es handelte sich um eine Meldung der schwedi-

schen Zeitung *Svenska Dagbladet*, in der es um die Überprüfung eines deutschen Konzentrationslagers durch einen Inspektionstrupp des Internationalen Roten Kreuzes ging. Die Zeitung druckte einen Bericht an Graf Folke Bernadotte<sup>61</sup> ab, der die Ergebnisse der Untersuchung festhielt; die Depesche enthielt eine Übersetzung. Ich brachte diese Nachricht zu Lorenz in Dietrichs Pressestelle. Bevor ich sie abgab, habe ich sie verbotenerweise gelesen. Es stand dort nichts Beunruhigendes. Es habe «keine Beanstandungen» gegeben, hiess es da sinngemäss, Punkte wie «Verpflegung» und «Unterkunft» waren einzeln aufgelistet und bewertet. Ganz genau erinnere ich mich an den Satz: «Eine Anmeldung war nicht erforderlich.» Ob die Nachricht an Hitler weitergegeben wurde, weiss ich nicht.<sup>62</sup>

Konfrontiert mit den furchtbaren Geschehnissen in den Ostgebieten, ist mir erst viel später aufgefallen, dass Hitler, wenn er mit Himmler zusammentraf, eigentlich immer Vier-Augen-Gespräche führte. Von dem, was dann hinter verschlossenen Türen gesprochen wurde, habe ich nie etwas mitbekommen, weder direkt noch indirekt – wie es sonst schon mal möglich war, wenn man bei Gesprächen anwesende Adjutanten oder auch die Tischdiener nach Aufgeschnaptem fragen konnte. Mit Kameraden habe ich nicht ein einziges Mal über Konzentrationslager gesprochen. Dass man von diesem Thema besser die Finger liess, egal mit wem man es zu tun hatte, und sei er der beste Kamerad, das war völlig klar. «Auch mit den engsten Kameraden haben Sie nie darüber gesprochen?», werde ich immer wieder gefragt, und dann geben die Menschen die Antwort selbst: «Hatten Sie Angst?» Man hatte immer ein bisschen Angst.

## DER BERGHOF

Anfang Juli 1940 kehrte Hitler nach Berlin zurück, allerdings nur für wenige Tage. Dann hiess es, wir sollten alles fertig machen, es gehe nach Berchtesgaden.

Hitler fuhr im Wagen bis zum Flugplatz Gatow, von dem aus wir losflogen. Sein «Grosser Mercedes» Typ 770 K mit seinem Leibdiener

und zwei Adjutanten startete immer vorneweg, dann folgten wir vom Begleitkommando, ebenfalls im Mercedes; abgeschlossen wurde der Konvoi von einem Fahrzeug, in dem Angehörige des Reichssicherheitsdienstes sassen. Wir fielen gar nicht als Kolonne auf, fuhren ohne flankierende Motorradbegleitung und ohne Sirene. Lediglich an einer roten Ampel konnte es passieren, dass jemand Hitler erkannte.

Der Flugplatz in Gatow, gelegen in Berlin-Spandau, wurde allein von Regierungsmitgliedern genutzt. Hitler bevorzugte die Abgeschlossenheit des kleinen Flughafens und vermied es, vom belebten Tempelhof<sup>63</sup> aus zu fliegen. Bereit standen meistens zwei Ju 52, eine für ihn und seine engste Begleitung und eine für uns, nebst der Truppe vom Reichssicherheitsdienst.

Nach drei bis vier Stunden landeten wir auf einem kleinen Flugplatz nahe Salzburg, von wo aus es nur etwa vierzig Kilometer bis nach Berchtesgaden waren. Ein Wagen holte uns ab; von Hitlers Flugzeug war nichts zu sehen. Ich sah ihn an diesem Tag nicht mehr.<sup>64</sup>

Die Landschaft um den Berghof war mir aus der Zeit meiner Ausbildung bei der Leibstandarte noch gut bekannt. Entstanden war der Berghof aus dem ehemaligen «Haus Wachenfeld», das Hitlers Halbschwester Angela einst für ihn angemietet hatte. 1934 hatte er das kleine Haus gekauft und dann erweitern lassen. Erst 1939 wurde der Anbau eines Wirtschaftstrakts abgeschlossen.

Über eine grosse Freitreppe kam man zunächst in einen Flur, rechts ging es in die grosse Halle mit einem riesigen versenkbaren Fenster. Der Blick hinaus auf die Bergwelt war überwältigend. Vor diesem Panoramafenster befand sich ein mehrere Meter langer Marmortisch, auf dem Boden lagen wertvolle Perserteppiche.

Das Zimmer war im unteren Wandbereich mit Holz verkleidet und hatte eine Kassettendecke. Im Bereich oberhalb der Holzvertäfelung hingen Bilder und Wandteppiche. Zwei Sitzgruppen standen zur Verfügung, eine war vor dem grossen Kamin aufgestellt, eine weitere mit roten Sesseln in der Nähe des Fensters um einen runden Holztisch herum. In einem Ungetüm von Schrank, etwa fünf Meter lang und drei Meter hoch, bewahrte Hitler seine Schallplattensammlung und andere Privatsachen auf.

Obwohl dieses Zimmer eigentlich das schönste war, hielten sich weniger offizielle Hausgäste viel lieber in dem rustikal und einfach möblierten Wohnzimmer des ehemaligen «Haus Wachenfeld» auf. Der gemütliche Raum war durch einen schweren Samtvorhang von der Halle abgetrennt. Ein grüner Kachelofen wärmte im Winter und kühlte im Sommer die auf der umlaufenden Bank Sitzenden.

Im Erdgeschoss befanden sich ausserdem die Aufenthaltsräume für das Personal und die Adjutantur, ferner die Waschkammern und eine grosse Küche nebst Speisezimmer. Hitlers kleiner Privatbereich lag im ersten Stock. Räume für Gäste, das Personal, die Adjutanten und das Hausmeisterehepaar befanden sich ebenfalls dort. Eines der Gästezimmer mit angrenzendem Waschraum war nur durch einen Zwischenkorridor von Hitlers Räumlichkeiten getrennt. Man konnte also innerhalb dieses Trakts von Zimmer zu Zimmer gehen, ohne auf den Gang hinaustreten zu müssen. Hier, in diesem Gästezimmer, wohnte Eva Braun. Warum bedurfte es für die Wirtschaftlerin des Berghofs, als die uns Eva vorgestellt worden war, dieses besonderen Zugangs zum Schlafgemach Hitlers? Man dachte sich bald seinen Teil.

Im zweiten Stock gab es noch weitere Gästestuben, ausserdem waren dort die Sekretärinnen und einige Damen vom Hauspersonal untergebracht. Unten, im Keller, hatte Hitler eine Kegelbahn einbauen lassen. Dass er gern kegelte, behielt er aber lieber für sich. Diese Leidenschaft mochte ihm nicht recht zu einem grossen Staatsmann passen, und er hatte Sorge, dass ihm sämtliche Kegelvereine des Reichs, wenn sie von seiner Vorliebe gewusst hätten, den Ehrenvorsitz antragen würden. In diesen unteren Räumlichkeiten zog sich Eva häufig mit Freundinnen oder den Sekretärinnen zurück, um sich dort Filme anzusehen, wenn Hitler offiziellen Besuch empfing und ihre Anwesenheit deshalb nicht erwünscht war.

Eine Menge kostbarer Gemälde war über das ganze Haus verteilt. Sie gehörten Hitler, und er wollte sie, wie ich hörte, eines Tages in Linz<sup>65</sup> ausgestellt wissen, in einem eigens geplanten Museum, dem «Führermuseum».

Wir vom Begleitkommando waren nicht im Haupthaus, sondern in



*In zwei Ju 52 zum Berghof: Hitler bestieg mit seiner engsten Begleitung die eine Maschine, die zweite war für das gesamte «Führerbegleitkommando», auch die Angehörigen des Reichssicherheitsdienstes, reserviert; das Foto ist datiert vom 1. Juni 1943*



*Eine der vielen Abendgesellschaften in der Grossen Halle auf dem Berghof. Hitler und Eva Braun sitzen links auf dem hinteren Sofa; das Foto ist datiert auf den 1. Mai 1944*

einem etwa zwanzig Meter langen Holzanbau untergebracht. In unsere Diensträume gelangte man über einen zur Talseite hin offenen Gang, der mit Blumenkästen zwischen den Säulen immer hübsch hergerichtet war. In diesem Anbau lag auch das Zimmer unseres Kommandochefts, zudem befand sich hier der Arbeitsraum der Sekretärinnen und die sanitären Anlagen. Direkt neben uns hatte man die Zahnstation eingerichtet. Professor Hugo Blaschke, ein schon etwas älterer Herr, war nicht bloss Hitlers Privatzahnarzt, auch viele andere Herrschaften aus dem näherem Umfeld des «Chefs» liessen sich von ihm behandeln.

Von unserer Veranda sah man in der Ferne die Festung Hohensalzburg auf einem Hügel. Unten im Tal lag Berchtesgaden. Der Balkon bot ausserdem einen freien Blick auf die Terrasse des Berghofs, auf der sich die zahlreichen Gesellschaften und Empfänge abspielten. Hier hatte ich dann einen Logenplatz auf die Weltgeschichte oder auf eine sich auf der Sonnenliege räkelnde Eva.

Auf dem Obersalzberg herrschte immer eine ungezwungene Stim-



mung. Der Krieg jedenfalls wollte so gar nicht hierher passen. Viele, sogar hochrangige Vertreter nichtbefreundeter Staaten, schienen diesen auf dem Berghof durchaus zu vergessen. Ich erinnere mich an den Besuch eines amerikanischen Gesandten, mit dem Hitler in bester Laune plauderte. Das ging auch noch so weiter, als er ihm wie beiläufig ein Papier überreichte, was dieser Gesandte genauso beiläufig wegsteckte. Mein Kamerad meinte, das Schriftstück habe etwas mit dem Kriegseintritt Amerikas zu tun. Jedenfalls liessen sich beide in ihrer lockeren Unterhaltung nicht stören, und Hitler fuhr fort, dem Gast mit ausladenden Gesten die Gegend zu erklären.

Im Anschluss an unser Holzhaus gab es noch ein zweistöckiges kleines Gebäude. Die obere Etage bewohnte die meiste Zeit Hitlers Luftwaffenadjutant Oberst Nicolaus von Below, den ich als sehr angenehmen Menschen in Erinnerung habe.

Zusätzlich zum Berghof-Grundstück, das Hitler persönlich gehörte und das er angeblich aus dem Honorar für sein Buch *Mein Kampf* bezahlt haben soll, hatte Martin Bormann treuhänderisch für die NSDAP weitere Grundstücke aufgekauft, auf denen er Neubauten errichten oder vorhandene Bebauung abreißen liess.<sup>66</sup>



*Hitlers Arbeitszimmer auf dem Obersalzberg (Berghof)*

Irgendwann hatte fast jeder aus der Führungsriege ein Domizil auf dem Obersalzberg: Reichsluftfahrtminister Hermann Göring<sup>67</sup>, der Generalbaudirektor und spätere Reichsrüstungsminister Albert Speer, ebenso Hitlers Stellvertreter in der Partei, Rudolf Hess<sup>68</sup>, und viele andere mehr. Fast der gesamte Obersalzberg stand 1943 im Eigentum der NSDAP.

Schon 1933 hatte Bormann die oberhalb von Haus Wachenfeld gelegene Pension «Zum Türken» erworben. Auch der Platterhof, ein ehemaliges bäuerliches Gut, gehörte der NSDAP und war in ein Hotel umgebaut worden. Dort gab es eine Mehrzweckhalle mit etwa zweitausend Sitzplätzen, die von Hitler gelegentlich für Redeauftritte genutzt wurde. Bei diesen Anlässen war ich – anders als in Berlin und München – meistens mit im Saal. Der gesamte Obersalzberg war jedenfalls lange eine einzige Dauerbaustelle.

## **DIENST WIE URLAUB**

Ich genoss die Zeit auf dem Berghof sehr, da meine Kameraden und ich hier wenig zu tun hatten. Es gab einen festangestellten Telefonisten, der nur selten Verstärkung brauchte. Mit mir waren wir nur sechs Kameraden vom Begleitkommando, mehr Betten standen gar nicht zur Verfügung. Auf dem Obersalzberg kam ich deshalb vermehrt meiner Aufgabe als Leibwächter nach.

Staatsempfänge fanden in dem kleinen Barockschloss Klessheim bei Salzburg statt. Das Schloss diente ab 1942 als Gästehaus, ich verbinde mit ihm vor allem einem besonderen Wutausbruch Hitlers. Neben einer weiteren Begebenheit war dies eigentlich das einzige Mal, dass ich ihn extrem erregt gesehen hatte. Sonst erlebte ich ihn nie wild herumschreiend. Im Umgang mit den Generalitäten konnte er sich so etwas auch gar nicht leisten, da musste er sich zusammenreißen. Auf Schloss Kiessheim allerdings habe ich ihn beinahe rasend vor Wut gesehen. Er hatte sich mit dem ungarischen Gesandten Admiral Nikolaus von Horthy<sup>69</sup> getroffen, und ich konnte draussen vor der Tür des Raums, in dem die Besprechung stattfand, hören, wie sich laut unterhielten. Irgendwann ka-



*Zum Berghof gehörte der 20 Meter lange Holzanbau mit verschiedenen Diensträumen: Links befand sich das Arbeitszimmer der Sekretärinnen, danach folgte die Zahnstation von Dr. Hugo Blaschke, Sanitäranlagen, der Aufenthaltsraum des «Führerbegleitkommandos», das Eckzimmer des Kommandochefs (meistens Otto Hansen oder Franz Schädle), im hinteren Bereich waren die Schlafräume. Im ersten Stock, über die Treppe zu erreichen, wohnte Luftwaffenadjutant Nicolaus von Below; 1943*

men beide heraus, würdigten sich keines Blickes, Horthy stob in die eine Richtung davon, Hitler in die entgegengesetzte.<sup>70</sup>

Auf dem Berghof fand täglich mindestens eine Lagebesprechung statt, auch gab es zahlreiche Empfänge. Viele Gäste waren nahezu ständig anwesend: Eva Braun, Leibarzt Professor Theodor Morell und seine Frau Hannelore, Sepp Dietrich, Margarete und Albert Speer, Fotograf Heinrich Hoffmann<sup>71</sup> und seine zweite Frau Erna, Staatssekretär Hermann Esser<sup>72</sup>, die Ärzte Hanskarl von Hasselbach und Karl Brandt sowie noch weitere. Es hatte fast etwas Familiäres: ungezwungen sich sonnende Erwachsene, eine herumtollende Kinderschar, dazwischen kläffende Hunde.

Die Zeit auf dem Berghof war für mich die schönste. Der Dienstplan wurde immer einen Tag vorher festgelegt, aber welcher Kamerad wann welchen Dienst machte, das kümmerte den Kommandochef wenig. Die nähere Einteilung vermochten wir weitgehend eigenverantwortlich zu

zu regeln. Hauptsache, es war für alle Aufgaben jemand zuständig. So konnte man also mit Kameraden nach Belieben tauschen, wenn man mal etwas vorhatte. Oder man übernahm selbst einen längeren Dienst, um zu anderer Zeit kürzer zu arbeiten. Aber sogar im Dienst: Der Berghof war für uns wie ein Hotel.

Ich fühlte mich wie im Urlaub, wir konnten sogar ungehindert mit unseren eigenen Kameras fotografieren. Hitler und seine privaten Gäste mit dem Objektiv meiner Retina<sup>73</sup> einzufangen, das war möglich. Nur dann, wenn offizieller Besuch auf dem Berghof weilte, musste man an diesem Tag aufgenommene Bilder von Hitlers Leibfotograf Heinrich Hoffmann freigeben lassen. Aber das war Formsache. Ich habe damals gar nicht erkannt, was dies bedeutete. Eine Aufnahme machte ich von Hitler mit den Händen in den Hosentaschen – dass das ein aussergewöhnliches Foto war, wäre mir damals nicht im Traum eingefallen. Und so drückte ich einfach auf den Auslöser, wenn ich gerade Lust hatte, ohne mir gross den Kopf darüber zu zerbrechen, was vielleicht einmal eine «Nachwelt» interessieren könnte.

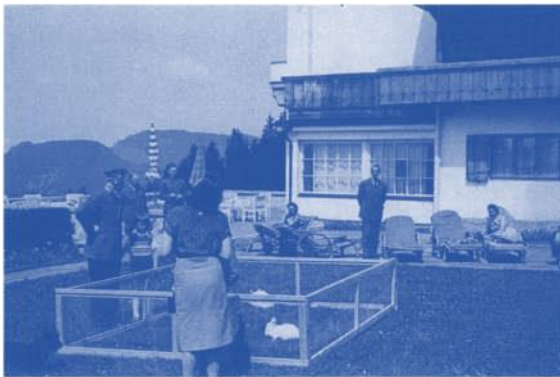
Von Hoffmann bekam ich auch den Prototyp eines technisch verbesserten Farbfilms, den ich testen sollte. Damit machte ich die erste Farbaufnahme von meiner späteren Frau, in einem geblühten Kleid auf einer Sommerwiese. Es ist bis heute mein Lieblingsbild von ihr.

Wenn ich keinen Dienst hatte, bin ich meistens hinunter nach Berchtesgaden spaziert. Auch längere Wanderungen gehörten zum Zeitvertreib. Gelegentlich ging ich mit einem Kameraden sonntags in die Kirche. Ich hätte gern regelmässig den Gottesdienst besucht, hatte aber keine Lust, dies ganz allein zu tun. So hingen meine Kirchenbesuche davon ab, ob der Kamerad, mit dem ich jeweils gerade zusammen auf den Berghof arbeitete, Kirchgänger war oder nicht. Eva besuchte übrigens sehr häufig den Gottesdienst.<sup>74</sup>

Während der Aufenthalte auf dem Berghof zwischen 1940 und 1944 begleitete ich Hitler als sein Leibwächter immer wieder auf seinen zahlreichen kleinen Wanderungen auf dem Obersalzberg, fast täglich zog es ihn allein oder mit seinen Gästen nach dem Mittagessen zum Teehaus,



*Rochus Misch fotografierte Gäste auf der Berghof-Terrasse 1942.  
 Von links nach rechts: Walther Hewel, Verbindungsoffizier zum Auswärtigen  
 Amt; Reichspressechef Otto Dietrich (auf der Mauer sitzend); Eva Braun  
 (filmend); Adjutant Fritz Darges (über den Tisch gebeugt); Hauptmann  
 Gerhard Engel (Rückenansicht); Frau Morell auf dem vorderen Liegestuhl;  
 Kommandant Sepp Dietrich (hockend, mit einem Speer-Kind, daneben  
 ein weiteres Sekretärin Gerda Christian; Theodor Morell, Leibarzt Hitlers  
 (lesend auf dem Liegestuhl); Sekretärin Christa Schroeder; ganz rechts:  
 Margarete Speer*



*Hitler setzte gern Eva Brauns Hunde zu den Hasen in den Stall. Er amüsierte  
 sich dann: «Was da wohl für eine Rasse herauskommt?» Von links nach  
 rechts: Hitler, im Hintergrund Leibarzt Theodor Morell und Adjutant  
 Hans Pfeiffer, im Liegestuhl meint Rochus Misch Margarete Speer zu  
 erkennen, daneben Staatssekretär Hermann Esser. Vor dem Hasenstall steht  
 Gretl Braun, Eva Brauns Schwester; 1942 von Rochus Misch aufgenommen*



*Die erste Farbaufnahme, die Rochus Misch von seiner Verlobten Gerda machte – es ist bis heute sein Lieblingsbild*



*Rochus Misch auf der Terrasse des Berghofs im Sommer 1941*

das er in den Jahren 1936 und 1937 hatte errichten lassen. Es waren zwar nur zwanzig Minuten dorthin zu gehen, aber häufig liess er sich auch bei gutem Wetter zu diesem Ort fahren. Meistens wählte er dafür einen Volkswagen, ein schwarzes Cabriolet.

Ich war einigermassen erstaunt, als man mir an meinem ersten Tag auf dem Berghof eine Krachlederne in die Hand drückte. Die sollte ich tragen, sofern Hitler zu einem Spaziergang in diesem Aufzug erscheine. Ich war sehr dankbar, dass dieser das Tragen von Lederhosen in Kriegszeit ablehnte und ich so nie in die Verlegenheit kam, mich in einem solchen Ding präsentieren zu müssen.

Bei gutem Wetter durfte Blondi, Hitlers Schäferhündin, ihr Herrchen begleiten. Allerdings nur an der Leine, denn das Land um den Berghof war ein Wildparadies. Blondi war im Übrigen eine Idee aus dem Begleitkommando gewesen. Vor Blondi hatte Hitler einen nahezu schwarzen Schäferhund besessen, der Muck hiess. Einen neuen schaffte sich Hitler nach dessen Tod zunächst nicht an, bis die «Alten» aus dem Be-

gleitkommando beschlossen, dass er unbedingt wieder einen haben müsse. Das Tier habe immer eine positive Wirkung auf Hitler gehabt, ihn abzulenken und aufzuheitern vermocht. Ein RSD-Angehöriger hatte gehört, dass die Schäferhündin von Gerdy Troost<sup>75</sup>, einer Architektin und Ehefrau des Speer-Vorgängers Paul Ludwig Troost, in München Welpen geworfen hatte. Aus diesem Wurf stammte die Hundedame Blondi, die ihren Namen ihrem sehr hellen Fell verdankte, also optisch das Gegenteil von Muck war.

Hitler mochte aber nicht nur Schäferhunde. Eines Tages lief ihm der kleine Hund der Köchin, Helene Marie («Marlene») von Exner, über den Weg. Sie hatte ihn als Geschenk von ihrem ehemaligen Arbeitgeber, dem rumänischen Ministerpräsidenten Ion Antonescu, erhalten.<sup>76</sup>

Hitler kniete sich zu dem Hund herunter: «Wo kommst du denn her, kleiner Racker?» Er versank ganz im Spiel mit dem munteren Tierchen. Auch Eva liebte Hunde. Sie hatte zwei Scotch Terrier, die auf die Namen Negus und Stasi hörten. Sie kläfften dauernd herum.

Das Teehaus lag auf einem kleinen Felsplateau. Man hatte von dort eine herrliche Aussicht auf das Tal. Für die Gäste wurde in der kleinen Küche meistens Kaffee gekocht und, im Winter, rechtzeitig der Kamin angefeuert. Hitler trank nie etwas anderes als seinen Apfel- oder Kümmeltee.



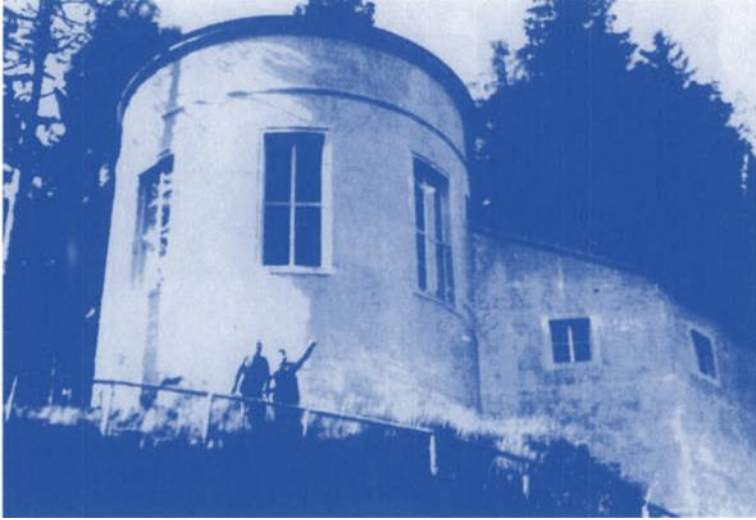
*Hundedame Blondi beim Spiel – ihren Namen verdankte sie ihrem hellen Fell*

Um seiner Leidenschaft für Kuchen und Gebäck zu frönen, bedurfte es allerdings für ihn keiner Kaffeetafel. Er verschlang den ganzen Tag über verschiedene Backwaren und Schokolade. Es konnte vorkommen, dass Hitler nach Verzehr des schweren Süßkrams in seinem Stuhl einnickte, aber an Tagen mit hohem Gästeaufkommen war Hitler immer besonders gut in Form, wirkte aufgekrazt und gesprächig. Für uns vom Begleitkommando gab es im Teehaus einen besonderen Aufenthaltsraum.





*Rochus Misch auf dem Berghof 1941, hinter dem Haupteingangstor*



*Das Teehaus am Berghof – hier trank Hitler mit seinen Gästen seinen Apfel- oder Kümmeltee; Aufnahme von Rochus Misch 1942*

Spätabends begannen auf dem Berghof die Kinovorführungen durch den Filmvorführer Erich Stein oder seinen Kollegen Ellerbeck. Hitler war ein grosser Kinonarr. Nicht selten sah er gleich mehrere Filme hintereinander an. Stein musste ständig Nachschub aus dem Propagandaministerium oder dem Reichsfilmarchiv organisieren. Meistens waren es amerikanische Produktionen. Auch in der Reichskanzlei war Stein für die Filme zuständig, die sich Hitler dort im Musikzimmer anschaute. Ich sah mir die Kinoproduktionen manchmal aus der Perspektive von Stein oder Ellerbeck mit an, allerdings mehr aus Langeweile. Da die Vorführungen auf dem Berghof in der grossen Wohnhalle stattfanden, gehörten wir vom Begleitkommando ganz selbstverständlich zum Publikum dazu. Der Projektor war neben der Freitreppe, und ich sass dann meistens auf den Stufen. Hitler liebte Chaplin-Filme. Leider weiss ich nicht mehr, welche er von dem englischen Schauspieler und Regisseur angefordert



*Obersalzberg Frühjahr 1944: Rückfahrt vom Teehaus zum Berghof – zu Fuss wären es zwanzig Minuten gewesen; im Fond Heinrich Himmler, neben Hitler ein Adjutant*

hatte, insbesondere nicht, ob die Anti-Hitler-Satire *Der grosse Diktator* dabei war.<sup>77</sup>

Besonders erinnere ich mich allerdings daran, dass wir mindestens dreimal *Vom Winde verweht* angeschaut haben. Nachdem Hitler dieses Epos zum ersten Mal vorgeführt worden war, zitierte er umgehend Goebbels herbei. Mit ihm sah er sich den Film dann in voller Länge erneut an. «So etwas», sagte er hinterher eindringlich zu Goebbels, «so etwas müssten unsere Leute doch auch auf die Beine stellen können!»

## EVA

Eva Braun war mir schon im Sommer 1940 häufiger aufgefallen. Der erste persönliche Kontakt fand in ihrem Münchner Haus in der Wasserburger Strasse<sup>78</sup> statt. Ich musste ihr etwas vorbeibringen, und sie hat sich gleich länger mit mir unterhalten. Über Belanglosigkeiten selbstver-

ständig, aber auch das hätte sie nicht tun müssen. Wir vom Begleitkommando haben nie von uns aus ein Gespräch begonnen. Wenn man gefragt wurde, antwortete man, sonst sprach man nur das Allernötigste.

Offiziell war Eva als Hauswirtschafterin vorgestellt worden. Schon die Anordnung der Räumlichkeiten in der Reichskanzlei und auf dem Berghof verriet etwas anderes. Wir sollten Eva Braun mit «Gnädiges Fräulein» anreden, daran hielt sich aber keiner, sie war einfach «Fräulein Braun». Und das war ihr auch völlig recht so. Eva entsprach nicht gerade dem Ideal eines deutschen Mädchens, wie man es vielleicht erwartet hätte. Natürlichkeit und Bodenständigkeit waren ihre Sache nicht. Sie zog sich mehrmals täglich um, war immer sorgfältig geschminkt und trug kostbaren Schmuck. Ich habe nie irgendwelche Intimitäten zwischen Hitler und Eva beobachtet. Meine Kameraden ebenfalls nicht, jedenfalls sprach nie jemand darüber. Ich hätte es auch nicht getan, wenn mir etwas aufgefallen wäre. Soweit ich das mitbekommen konnte, riefen sich beide, wenn Eva auf dem Berghof und Hitler in Berlin war, nicht allzu oft an, keinesfalls täglich. Kam ein Gespräch von Eva für Hitler, hiess es nur: «Der Berghof für die Wohnung.» Dann wusste man Bescheid.

Ziemlich zu Anfang meiner neuen Tätigkeit hatte ich eine ungewöhnliche Begegnung mit Eva. Eines Morgens, es war noch sehr früh, ging ich in der Alten Reichskanzlei gleich nach Dienstantritt gedankenlos in Hitlers Wohnräume, um wie so oft auf dem kleinen Hocker vor seinem Schlafzimmer Nachrichten abzulegen.

Der Nachrichtenfluss stoppte natürlich auch in der Nacht nicht, und so hatte unser Dienst rund um die Uhr Bereitschaft. Wenn die Diener und Adjutanten noch schliefen, brachten wir vom Begleitkommando die Depeschen sofort und ohne die üblichen Umwege über sie zu Hitler. Der Schlafraum konnte sowohl vom Arbeits- als auch vom Gästezimmer aus betreten werden, in beiden gab es daher jeweils einen kleinen «Nachrichtenhocker». Von der Treppe aus war der Weg durch das Gästezimmer etwas kürzer als der durch den Arbeitsraum, sodass ich mir angewöhnt hatte, den Hocker im Gästebereich als Ablage für die Depeschen zu benutzen. Ich öffnete also die Tür, tat einige Schritte hinein, und erst als

als ich an jenem frühen Morgen gerade dabei war, das Schriftstück abzulegen, bemerkte ich, dass jemand im Gästebett lag. Ich erschrak, dann erkannte ich Eva Braun, sie war nur mit einem sehr dünnen Nachthemd bekleidet. Das Blut schoss mir in den Kopf.

Eva hatte mich bereits bemerkt, daher traf mein Blick gleich ihre Augen. Sie sagte nichts, hob lediglich ihren rechten Zeigefinger an die geschlossenen Lippen. Ich machte sofort kehrt, schlich mit bis zum Hals klopfenden Herzen nebenan ins Arbeitszimmer, deponierte die Depesche auf dem dortigen Hocker und entfernte mich schnell wieder. Das war's jetzt mit dem Dienst beim «Führer», ging es mir augenblicklich durch den Kopf. Zum Kuckuck – wieso hatte sie nicht die Tür abgeschlossen? Ich war auch wütend auf meine Kameraden. Keiner hatte mich bei Dienstbeginn darauf hingewiesen, dass Eva eingetroffen war. In den folgenden Wochen rechnete ich täglich damit, dass die Sache ein Nachspiel haben würde. Nichts geschah.

Nachdem Hitler im Herbst 1940 zwischen Berlin und Berchtesgaden regelrecht pendelte, war auch ich im Oktober, nach einem vorübergehenden Aufenthalt zu Hause bei meiner Frau, wieder auf dem Berghof. Ende Oktober verliess Hitler den Obersalzberg, um sich mit General Francisco Franco an der französisch-spanischen Grenze zu treffen.<sup>79</sup>

Kaum war Hitler abgefahren, nahm Eva das Heft in die Hand. Sie war eine Frau mit zwei ganz unterschiedlichen Seiten. In Hitlers Gegenwart war sie zurückhaltend, ging bei Staatsempfängen in ihr Zimmer oder in den Kegelbahn-Kellerraum, sorgte in privater kleiner Runde für gute Stimmung und versuchte, es allen recht zu machen. Verliess aber Hitler den Berghof, änderte sich ihr Auftreten schlagartig. Man hätte die Limousinen noch die Serpentina hinabfahren sehen können, da wurden schon die ersten Vorbereitungen für mancherlei Amusements getroffen. Gerade noch sittsam wie eine Gouvernante, stellte sie nun alles auf den Kopf. Und fröhlich wurde sie dann, fröhlich und ausgelassen, beinahe kindisch.

An jenem Oktobertag, als Hitler nach Südfrankreich aufbrach, waren vom Begleitkommando nur mein Kamerad Karl Tenazek und ich zurück-



*Eva Braun auf der Terrasse des Berghofs, ihr Blick ist auf den Fotografen Rochus Misch gerichtet; neben ihr Sepp Dietrich (hockend), zwei von sechs Speer-Kindern und Hitlers Sekretärin Christa Schroeder; etwa 1942*

geblieben. Schon bald darauf erschien Eva bei Karl und mir und lud uns ein, zu den anderen in die Wohnhalle zu kommen. Die Mädels bräuchten Tanzpartner. Ungläubig und zögernd folgten Karl und ich ihr. Im Handumdrehen hatte sie eine kleine Party organisiert – mit Foxtrottmusik und kleinem Büfett. Wir naschten ein bisschen und unterhielten uns.

«Ihr müsst lustig sein», animierte Eva Karl und mich immer wieder. «Ihr müsst tanzen.» Eva wollte mich unbedingt mit einer Hausangestellten verkuppeln, die Gretl hiess. «Ihr seid's a schönes Paar», kicherte sie wie ein Backfisch. Beziehungen zwischen den weiblichen Bediensteten des Berghofs und den Kameraden aus dem Begleitkommando waren nicht selten. Irgendwann hatte sich auch das letzte Stubenmädchen einen Begleitkommando-Mann geschnappt, schien es. Auch von jenen, die – wie ich – vergeben waren, konnten nicht alle einem Techtelmechtel mit einem der Mädchen vom Berghof oder aus Berchtesgaden widerstehen. Viele waren lange von zu Hause weg. Ich hatte das Glück, Gerda wenigstens während der Aufenthalte in Berlin regelmässig sehen zu können. Diese von Eva immer wieder in meine Nähe bugsierte Gretl war auf dem Berghof das «Bar-Mädchen». Sie kümmerte sich bei Empfängen und Festen um den Spirituosenvorrat, konnte wunderbare Cocktails mi-

sehen und hatte den Überblick über den Getränkebestand. Das machte sie natürlich interessant.

Freundinnen von Eva waren, auch in Anwesenheit von Hitler, oft zu Besuch, Herta Schneider<sup>80</sup> etwa oder die Österreicherin Marion Schönmann<sup>81</sup>. Die Atmosphäre am Berghof war vor allem wegen Eva ungezwungen, fast heiter. Eines allerdings war für mich tabu: Getanzt habe ich mit Eva nie. Das ging nun wirklich nicht. Sie war das Mädchen des «Führers». Eva war lebenslustig – bis fast ganz zum Schluss. Ich mochte sie.

## MOLOTOWS BUNKER

Hitler kehrte von der Reise, die mit dem Treffen von Franco begonnen hatte, wider Erwarten nicht auf den Berghof zurück.<sup>82</sup> Karl und ich wurden daher nach Berlin zurückgeflogen, als man dort Mitte November 1940 den Besuch des russischen Aussenministers Wjatscheslaw Molotow<sup>83</sup> erwartete.<sup>84</sup> Ich hatte Dienst, als Molotow mit Hitler in der Reichskanzlei zu Abend ass. Der sowjetische Aussenminister hatte nach dem Essen die Absicht, in das Gästehaus Schloss Bellevue zurückzufahren, und ich brachte ihm noch eine Decke zur Limousine, die er sich um die Beine schlagen wollte. Es war empfindlich kalt draussen.

Wieder zurück in der Reichskanzlei, ging ich in das Rauchzimmer, in dem sich die weiteren Teilnehmer des Abendessens versammelt hatten. Ich versah Dienst am dortigen Telefonapparat. Alles unterhielt sich über Molotow, aber ich bekam nichts mit, da unaufhörlich Nachrichten eintrafen. Schliesslich übermittelte man mir die Luftlage: In der Nähe von Lüneburg sei ein alliierter Flugzeug mit Kurs Südost, also Richtung Berlin, identifiziert worden. Ich gab das gleich weiter an den neben mir stehenden Protokollchef Alexander Freiherr von Dörnberg<sup>85</sup>. Hitler befand sich nicht weit entfernt von uns und fragte sofort nach, worum es denn gehe. Als Dörnberg die Situation geschildert hatte, fand als Erster Botschafter Hewel die Sprache wieder: «Und was machen wir mit Molotow, wenn der Flieger tatsächlich bis Berlin kommt? Wir müssen ihn sofort ins Hotel Adlon bringen lassen!»

«Warum das?», fragte Hitler irritiert.

«Das Hotel Adlon verfügt über einen bombensicheren Bunker. «

Damit war die Diskussion um sichere Bunkeranlagen innerhalb der Reichskanzlei entfacht. Zwar existierte ein Luftschutzbunker, den manche Bunker nannten, aber einem Bombenangriff, das war bekannt, würde der nicht standhalten. So fiel Hitler an diesem Abend die Entscheidung, einen Bunker zu bauen: «Es wird Zeit, dass auch das Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches in der Lage ist, seinen Gästen einen mindestens so sicheren Ort zu bieten wie das Hotel Adlon den seinen.»

Der Bunkerbau zögerte sich allerdings noch hinaus. Erst 1943 begannen die Bauarbeiten, mitten im Garten der Reichskanzlei wurde plötzlich ein riesiges Loch gegraben. «Prima, jetzt gibt's auch noch einen Swimmingpool», scherzten die Kameraden. Der Bunker wurde nie richtig fertig. Bis zum Ende, das meinen Dienst, das Dritte Reich und Hitler genau dort ereilen würde, sollte das unterirdische Labyrinth nicht einmal richtig durchgetrocknet sein.

## HESS FLIEGT NICHT

Kurz nach dem Besuch des sowjetischen Außenministers war ich mit Hitler im November 1940 ein weiteres Mal auf dem Obersalzberg, diesmal für nur wenige Tage.<sup>86</sup>

Eines Abends forderte uns einer der Adjutanten auf, für das Abendessen noch einen weiteren Tischgast für Hitler einzubestellen. Auch auf dem Berghof speiste er gern in Gesellschaft, und wie so oft erreichte uns sein Wunsch nach Tischgästen sehr kurzfristig. Ein Kamerad wusste, dass Hess in seinem Haus am Obersalzberg weilte, und ich versuchte, ihn telefonisch zu erreichen. Er hatte an diesem Abend Zeit und machte sich umgehend auf den Weg zum Berghof.

Gegen Ende des Essens traf ein Kurier ein und übergab eine Depesche an Reichspressechef Otto Dietrich. Der überflog sie kurz und gab sie anschließend an Hitler weiter. Nachdem dieser die Nachricht im Ste-





*Dienstherr und Diensthabender: Hitler und Rochus Misch  
auf einer Fotomontage*

hen gelesen hatte, entfuhr es ihm: «Mein Gott, was soll ich denn noch alles anstellen? Ich kann doch nicht hinfliegen und mich auf die Knie werfen.»

Den näheren Hintergrund kannte ich nicht, aber da es danach recht laut wurde, konnte ich einige Brocken aufschnappen. Ich bekam mit, dass es um ein Treffen des Militärattachés Enno Emil von Rintelen, den wir nur «Hitlers Briefträger» nannten, mit seinem schwedischen Kollegen Graf Bernadotte in Portugal ging. Der genauere Anlass oder das Ziel des Ganzen erschloss sich mir nicht. Ich erfuhr erst später von den Gerüchten um Geheimverhandlungen mit den Engländern.

Jedenfalls erinnere ich mich, dass Hess irgendwann auf den Ausspruch Hitlers antwortend, aber nicht zu diesem, sondern zu seinem Adjutanten gewandt, etwas äusserte wie: «Er kann vielleicht nicht. Aber ich – ich schon!»

Hess entschuldigte sich nach diesem Vorfall relativ rasch und verliess die Gesellschaft. Mit Sepp – eigentlich Josef – Platzer, Hess' Diener, war ich recht gut befreundet, und er sollte viel später, als wir zusammen in russischer Gefangenschaft waren, genügend Zeit haben, mir von dem weiteren Verlauf des Abends und den Dingen, die dem folgen sollten, ausführlich zu berichten: Sepp fuhr mit Hess zurück in sein Haus, und der wiederholte im Auto den Satz: «Hitler kann nicht. Aber ich kann schon!» Dann weihte er Sepp in seinen Plan ein. Er hatte beschlossen, auf eigene Faust nach England zu fliegen. Niemand sonst durfte etwas wissen, zunächst auch nicht die Adjutanten. Zuallererst sollten zwei englische Geschichtsbücher von Sepp organisiert werden. Vor allem aber musste sich Hess Kenntnis über die Flugsicherheitszonen verschaffen, insbesondere über die täglich wechselnden Parolen, um die «toten Zonen» herauszufinden und somit zu verhindern, in eigenes Flakfeuer zu geraten. Sepp sprach wegen der Karte mit den verzeichneten Sicherheitszonen bei Flugkapitän Baur vor. Der lehnte das Ansinnen zunächst ab. Sepp liess nicht locker: «Sie kennen doch meinen Chef, der will über alles informiert sein.» Baur besorgte dann unter dem Vorwand, die Karte werde von seinem Vertreter benötigt, Hitlers zweitem Flugkapitän Georg Betz, eine zweite Ausgabe von Göring, dem Chef der Luftwaffe, persönlich.

Nachdem dies erledigt war, brauchte Hess noch einen Ort, an den er sich zurückziehen und auf das Unternehmen vorbereiten konnte. Ebenfalls über seinen Diener liess er sich durch einen Gauleiter einen Hof in Österreich zur Verfügung stellen. Hess war bisher noch nie mit einem Fallschirm abgesprungen. Sepp besorgte ihm spezielle Anfängerstiefel und Bandagen, mit denen die Fallschirmjäger zu Beginn ihrer Ausbildung trainierten. Die Karten heftete sich Hess in seiner Hütte in den österreichischen Bergen an die Wand und studierte sie vom Bett aus. Sepp hatte das selbst gesehen.

Das Fliegen übte er unaufhörlich mit einer Messerschmitt 110. Sogar für Kurierflüge liess er sich einsetzen. Als er eines Tages in Berlin auf Hitler traf – ich hatte gerade Dienst –, trat der ihm verwundert entgegen: «Was machen Sie denn hier?» Hess äusserte die Bitte, offiziell mit Kurierflügen betraut zu werden, doch Hitler lehnte ab. Er verbot Hess wie auch Göring als seinen Stellvertretern – Hess in der Funktion als Parteivorsitzender, Göring als Reichskanzler – das Fliegen überhaupt. Selbstverständlich hielt sich keiner von beiden daran.

Im Februar 1941 startete Hess seinen ersten «Englandflug»-Versuch. Sepp hatte ihm geraten, er müsse unbedingt Uniform tragen. Als Zivilist würden die Engländer ihn sofort erschiessen, da seien die ganz strikt. Hess übergab, kurz bevor er die Messerschmitt bestieg, seinen Adjutanten Karl-Heinz Pintsch und Alfred Leitgen einen Umschlag mit den Worten, dieser sei erst und nur dann zu öffnen, wenn er nicht binnen zwanzig Minuten zurückkehre. Hess war kaum zum Flugzeug gegangen, da bekamen die beiden es mit der Angst zu tun und rissen entgegen der strikten Weisung den Brief auf. In dem äusseren Umschlag befand sich ein weiterer, der an Hitler adressiert und mit der Aufschrift «Höchste Dringlichkeit» versehen war. Bevor die Adjutanten einen Gedanken fassen konnten, was zu tun sei, war Hess, nach nur sieben Minuten, schon zurück. Er hatte zwar abgehoben, war aber sogleich wieder gelandet. Anschliessend sprach er kurz mit dem Flugingenieur Neumaier, der – ebenfalls unter strengster Geheimhaltung dieser Aufträge – die Maschine mit Sprengstoff und Zusatztanks ausgestattet hatte, und stieg

dann wieder in den Wagen zu Sepp Platzer, den Adjutanten und dem Fahrer Rudi<sup>87</sup>, um zurück nach München zu fahren. Ob es tatsächlich ein technisches Problem mit dem Flugzeug gegeben oder Hess doch plötzlich Angst vor der eigenen Courage hatte – man weiss es nicht. Sepp und ich glaubten allerdings letzteres, denn mit der Maschine hatte Hess unablässig trainiert, da konnte eigentlich keine Störung aufgetreten sein.

Die Adjutanten rückten schliesslich mit der Sprache heraus und gaben Hess gegenüber zu, den Brief bereits vorzeitig geöffnet zu haben. Sie wussten also, dass ihr Chef etwas plante, das eine dringliche Nachricht an Hitler erforderlich machen würde. Hess sagte zunächst gar nichts. Stille. Sepp versuchte die Situation zu bereinigen und seinem Vorgesetzten Gelegenheit zu geben, sich über die weitere Vorgehensweise einen klaren Gedanken zu machen. Als man durch ein Waldstück fuhr, schlug er daher vor, Hess möge ein Stück spazieren gehen, er wandere doch so gern durch den Wald. «Platzer meint, ich soll ein wenig spazieren. Gut, spaziere ich!»

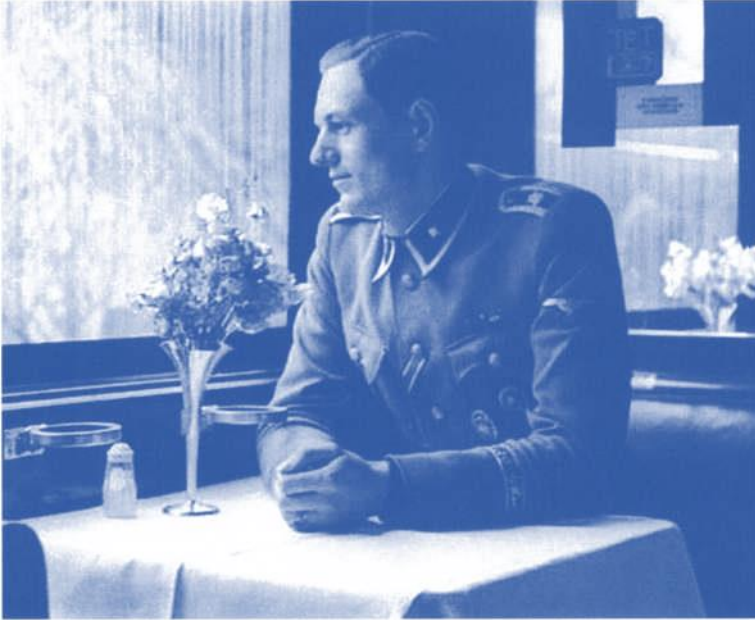
Hess liess den Fahrer Rudi den Wagen anhalten und lief etwa eine halbe Stunde umher. Zurück in der Limousine, sprach er dann zu den Adjutanten. Sie wüssten nun etwas, das unter allen Umständen geheim zu halten sei. Die Vorfälle, deren Zeugen sie gerade geworden seien, hätten nicht stattgefunden. Alle hielten sich daran.

Im Februar startete Hess einen neuen Versuch, brach ihn aber in der Maschine sitzend noch am Boden ab. Erst der dritte Versuch, es sollte bis dahin noch Mai werden, klappte.

## «AMERIKA»

Im Frühjahr 1941 unternahm Hitler viele Reisen. Nicht immer begleitete ich ihn. Es war die Zeit des Balkanfeldzugs.

In der Reichskanzlei gab es häufig hohen Besuch. Vor allem der japanische Aussenminister Yösuke Matsuoka wurde mit besonderen Ehren empfangen.<sup>88</sup> Die Japaner brachten immer die tollsten Gastgeschenke mit. In Erinnerung geblieben ist mir eine sehr alte Seekarte, auf



*Rochus Misch im Speisewagen des Sonderzugs mit dem Decknamen «Amerika», der während des Russlandfeldzugs 1941 in «Brandenburg» umbenannt wurde*

der zu sehen war, wie man noch trockenen Fusses vom Festland nach Grossbritannien gelangen konnte.

Wenn Staatsbankette anstanden, dann kochte nicht der Küchenchef der «Führerwohnung», Herr Lange, sondern es wurde eigens der Chefkoch des Hotels Kaiserhof geholt, er hiess Weigert oder Weigelt, genau entsinne ich den Namen nicht mehr. Auch die Tischdiener forderte man dann vom Kaiserhof an. Das waren altgediente Herren, die einstmals in Kaiser Wilhelms Diensten gestanden hatten, allesamt imposante Gestalten, gross und gut aussehend, keine Nazis, sondern Deutschnationale.<sup>89</sup> Die Tischdiener hatten im Keller der Reichskanzlei Garderobenschränke, in der ihre höchst elegante Arbeitskleidung untergebracht war, einschliesslich Spangenschuhen. Vor den Festivitäten zogen sie sich dort um. Auch auf Schloss Kiessheim kamen sie zum Einsatz.



*Vor dem Sonderzug «Amerika» (von links nach rechts):  
Aussenminister Joachim von Ribbentrop; Theodor Morell, Leibarzt Hitlers;  
Hitler; Gerhard Engel, Heeresadjutant; Karl Brandt, Begleitarzt Hitlers*

Anfang April begleitete ich Hitler zum ersten Mal in seinem Sonderzug, der «Amerika» hiess. Später, ab dem 1. Februar 1943, wurde er in «Brandenburg» umbenannt, aber von uns konnte sich keiner umgewöhnen, und so blieb es unter uns im engeren Kreis weiterhin bei «Amerika». Der Sonderzug war ein voll funktionstüchtiges «Führerhauptquartier» auf Rädern. Einsatzbereit gehalten am Anhalter Bahnhof, in einem Schuppen nahe der Bautzener Strasse und der Yorckstrasse, wurde er jeweils an den günstigst gelegenen Abreisebahnhof vorgefahren, wenn Hitler ihn nutzen wollte. Später stand der Zug im «Führerhauptquartier Wolfsschanze» in Ostpreussen.

Der Sonderzug bestand aus zwei Lokomotiven, zwei Flakwagen, einem Gepäckwagen, je einem Arbeits- und Wohnwagen für Hitler, dann kam unser Waggon vom Begleitkommando, an den sich der Speisewaggon, der meistens als Offizierskasino genutzt wurde, anschloss. Danach folgte der Wehrmachtswaggon und in die weiteren Abschnitte, diejenigen für die Sekretärinnen etwa, bin ich nie gekommen. Die Fenster waren meistens verdunkelt. Die Ausstattung war durchaus luxuriös, die einzelnen Abteile verfügten über Waschplätze mit warmem und kaltem Wasser sowie über eine Telefonverbindung zu den anderen Waggonen.

Im Begleitkommandobereich hatte ich ein eigenes Abteil für mich allein. Die Lagebesprechungen fanden im Konferenzwagen statt, in dem mittig ein grosser Holztisch stand. Für Besprechungen im kleineren Kreis wurde gelegentlich der «Führerwaggon» genutzt, den ich übrigens nie betreten habe. Einmal lehnte ich lässig aus einem Fenster, als mir jemand auf die Schulter tippte. Ich wandte mich um – es war Hitler, der vorbeiwollte. In solchen Situationen wurde kein unnötiges Wort gewechselt.

Man lebte ja zusammen. Gelegentlich sass er mir schräg gegenüber im Kasinowagen und trank zum Essen sein Holzkirchner Bräu. Betrieben wurde der Speisewagen von der Firma Mitropa. Die Mitropa hatte allerlei erlesene kulinarische Spezialitäten zu bieten, das reinste Schlaraffenland. Hier habe ich Hitler in den fünf Jahren, die ich bei ihm war, das einzige Mal Fleisch essen sehen.

Die Mitropa führte noch andere Reichtümer, etwa alles, was das



*Rochus Misch vor dem  
Bahnhof Mönichkirchen, nahe  
der Wiener Neustadt, 1941*

Herz einer Dame höher schlagen liess. Parfum, Strümpfe, Tücher aus Paris und solcherlei Dinge. Einmal musste ich, direkt nach dem Nachtdienst, mit dem Zug von Berlin nach Berchtesgaden reisen. Dabei lernte ich eine junge Dame kennen, mit der ich ins Gespräch kam.

Sie liess mir für die lange Fahrt das Buch *Gedanken nach zwei Uhr nachts* von Aribert Wäscher. Als sie ausstieg, wollte ich ihr das Werk zurückgeben, doch sie meinte, ich solle es ruhig behalten und zu Ende lesen. Ich bestand darauf, dass sie mir dann wenigstens eine Adresse nannte, wohin ich das Buch nachschicken könne. Sie kramte nach einem Stück Papier und schrieb mir

Name und Adresse darauf. Ich entfaltete den Zettel erst, nachdem die Reisebekanntschaft den Zug verlassen hatte – und ärgerte mich sofort darüber. Der Name war kaum zu entziffern, die Adresse genauso wenig. Das hätte ich mir denken können angesichts der schaukeligen Fahrt. Ursula Lüben, Rügen, Roben? Nun, ich dachte, die Kollegen vom RSD könnten auch mal was für mich machen und gab ihnen einen entsprechenden «Fahndungsauftrag». Sie fanden tatsächlich heraus, um wen es sich handelte und wo die Dame wohnte. In Lübben in Brandenburg – genau dort, wo sie zugestiegen war. Ich kaufte ihr bei der Mitropa ein Geschenk und schickte dazu noch ein Telegramm: «*Gedanken nach zwei Uhr nachts* folgen.» Der Mann von der Post schmünzelte beim Aufnehmen der zweideutigen Grüsse.

Die Reise im April 1941 ging in die Nähe von Wien, in ein mehr oder weniger improvisiertes Zug-«Führerhauptquartier», das man «Frühlingssturm» getauft hatte. Es befand sich an einem Tunneleingang bei



Mönichkirchen. Bei Fliegeralarm verschwand der Zug im Tunnel. Das Reisen mit dem Zug war nicht gerade die schnellste Art der Fortbewegung. Um den regulären Verkehr der Reichsbahn nicht zu stören und unbemerkt vorankommen zu können, wurde die Fahrt häufig unterbrochen. Die Reichsbahn hatte Vorrang. Wir nutzten oft Nebengleise abseits des Reichsschienenverkehrs. Teilweise hatten wir sehr lange Wartezeiten auf irgendeinem Abstellgleis, auf dem Weg nach Mönichkirchen etwa bei Hof. In dem «Führerhauptquartier Frühlingssturm» beging Hitler am 20. April 1941 seinen zweiundfünfzigsten Geburtstag. Ich war allerdings kurz vorher schon mit dem Flugzeug nach Berlin zurückgekehrt. Erst Ende April traf auch Hitler wieder in der Reichshauptstadt ein.

## EIN IRRFLUG UND SEINE FOLGEN

Nach einer Rede Hitlers im Reichstag Anfang Mai 1941 ging es wieder zurück auf den Berghof. In dieser Zeit kam es schliesslich zu dem von Hess so lange vorbereiteten «Englandflug».<sup>90</sup>

Am Abend des 10. Mai 1941 hob seine Maschine von der Startbahn der Messerschmitt-Werke in Augsburg ab. Diesmal war mit der Messerschmitt 110 alles in Ordnung, auch war wohl genügend Courage vorhanden. Hess landete nicht innerhalb der zwanzig Minuten, die abzuwarten er seinen Adjutanten aufgetragen hatte, bevor sie alles Weitere veranlassen sollten. Karl-Heinz Pintsch wurde – wie verabredet – am nächsten Morgen auf dem Berghof vorstellig, um den vorbereiteten Brief an Hitler abzugeben. Dieser war ausser sich. «Der Hess?! Der Hess?! Ausgerechnet der Hess soll das getan haben? Ausgerechnet der Hess? Warum nur tut er mir das an?» Hitler wurde nicht müde, sich zu wiederholen.

Die folgenden drei Tage erschien Hitler nicht zur Lage<sup>91</sup>. Vom 11. bis zum 13. Mai blieb er auf seinem Zimmer im ersten Stock. Die Generalitäten kamen zur Lagebesprechung und zogen unverrichteter Dinge wieder ab. Sogar Goebbels empfing Hitler am 12. Mai nur oben.

Hess habe in geistiger Umnachtung gehandelt, hiess später die offi-

zielle Sprachregelung. Ein entsprechendes Kommuniqué wurde mit Dietrich ausgearbeitet. Hess wollte zu Lord Hamilton, um eigenständige Friedensgespräche mit den Engländern zu führen. Douglas Hamilton stand angeblich eng zu Premierminister Winston Churchill. Unter uns Kameraden wurde schnell zum Thema, ob Hess tatsächlich im Alleingang gehandelt hatte. Wir waren uns einig, dass Hitler schon ein guter Schauspieler hätte sein müssen, um die Entrüstung lediglich vorzutäuschen, die die Nachricht von Hess' Aktion bei ihm erkennbar ausgelöst hatte. Allerdings muss sich Hess nach dem, was ich im November aufgeschnappt hatte, zumindest hinsichtlich des Ziels seines Unterfangens vollends im Einklang mit Hitler gewähnt haben. Dass eine von Hitlers Lieblingsutopien der Kampf Seite an Seite mit seinem hochgeschätzten England gegen den Bolschewismus war, das wusste man natürlich.



*Rudolf Hess, «Stellvertreter des Führers», flog am 10. Mai 1941 nach Schottland, um über einen Frieden zu verhandeln. Sein Flug wurde von der nationalsozialistischen Regierung als Verrat gewertet und Hess für geisteskrank erklärt*

Jedenfalls musste nun unter anderem die Parteiführung neu geordnet werden, und Hitler machte Martin Bormann zum Chef der Parteikanzlei.<sup>92</sup> Da hatte sich Hitler den falschen Mann ausgesucht, das war unsere Meinung. «Goebbels rein, Bormann raus», hiess es bei uns. Zwar war Martin Bormanns Umgang mit uns als einigermaßen verträglich zu bezeichnen, aber besonders leiden konnte ihn niemand. Sogar sein eigener Bruder war für Martin Bormann Luft, seit Albert eine in Martins Augen völlig inakzeptable Frau geheiratet hatte. Goebbels dagegen fanden wir sympathisch. Er war meistens guter Dinge, ausserdem war er Manns genug,



*Auf der Freitreppe zum Berghof am 7. Juni 1941: Hitler empfängt Zar Boris III. von Bulgarien (links neben ihm); ganz rechts steht Walther Hewel, Chef des persönlichen Stabs des Reichsaussenministers Joachim von Ribbentrop; zweiter von links: Albert Bormann; links im Hintergrund SA-Obergruppenführer Adolf Heinz Beckerle, Gesandter in Sofia; im grossen Mercedes 770 sitzt der Fahrer Erich Kempka*

Hitler auch mal zu widersprechen, und sei es nur, wenn es darum ging, eine Essenseinladung abzusagen. Das imponierte uns. Bormann stattdessen redete Hitler ausnahmslos nach dem Munde. Sicher, das taten fast alle, aber Bormann war ein Meister darin. Irgendetwas führte er immer im Schilde, um seine Position auszubauen. Die meiste Zeit war er mit Intrigen und Machtspielchen beschäftigt. Damit schaffte er sich keine Freunde. Ein offenes Wort zu führen, trauten sich überhaupt nur die alten Parteigefährten Hitlers, vor allem August Körber. Der versuchte später sogar, Hitler die wahre Situation an der Front vor Augen zu führen, nachdem er selbst dort gewesen war. Dieser nahm ihm seine

Vorstösse nicht übel, aber gelten liess er sie nicht: «Das mag sich für Sie ja so dar stellen ...» – mehr waren ihm die Schilderungen seines alten Kameraden nicht wert.

Hitler liess auf Veranlassung Bormanns alle Mitwisser von Hess' «Englandflug» verhaften und in das Konzentrationslager Sachsenhausen verbringen. So geschah es den beiden Adjutanten, dem Mechaniker Neumaier und auch meinem Freund Sepp Platzer. Sepp kam dann später an die Front und geriet, wie schon erwähnt, in der Folge in russische Gefangenschaft.

Nach der Aufregung um Hess erreichte uns Ende Mai auf dem Berg-hof noch eine weitere Hiobsbotschaft. Die «Bismarck», das leistungsfähigste Schlachtschiff der Welt, war kurz vor Erreichen des französischen Hafens St. Nazaire<sup>93</sup> von der englischen Marine versenkt worden. Das war der erste grosse Verlust auf deutscher Seite. Noch ahnten wir nicht, dass der Einmarsch in die Sowjetunion unmittelbar bevorstand.

## **DIE «WOLFSSCHANZE»**

Am Nachmittag des 22. Juni 1941, mit Beginn des «Unternehmens Barbarossa»<sup>94</sup>, verliess Hitler Berlin. Erstmals ging es in das neu errichtete «Führerhauptquartier Wolfsschanze», etwa zehn Kilometer östlich der ostpreussischen Stadt Rastenburg<sup>95</sup> gelegen. Das Barackenlager war von der Organisation Todt<sup>96</sup> gebaut worden. Es existierten bombensichere Bunker, und die gesamte Anlage war mit Tarnnetzen wie ein Dach überspannt, sodass die Bunker, Wege und Gebäude aus der Luft nicht eingesehen werden konnten. Fortwährend arbeitete man an weiteren Sicherungs- und Ausbaumassnahmen.

Die Anlage war ausgerüstet mit einer voll funktionsfähigen Logistik. Von hier aus konnte Hitler Staat, Partei und den Krieg führen. In die Präsidialkanzlei nach Berlin gab es täglichen Kurierverkehr.

Nahe Angerburg, etwa fünfundzwanzig Kilometer von der «Wolfsschanze» entfernt, war das Oberkommando des Heeres (OKH) stationiert. Zweimal täglich kamen Vertreter des OKH zur militärischen La-

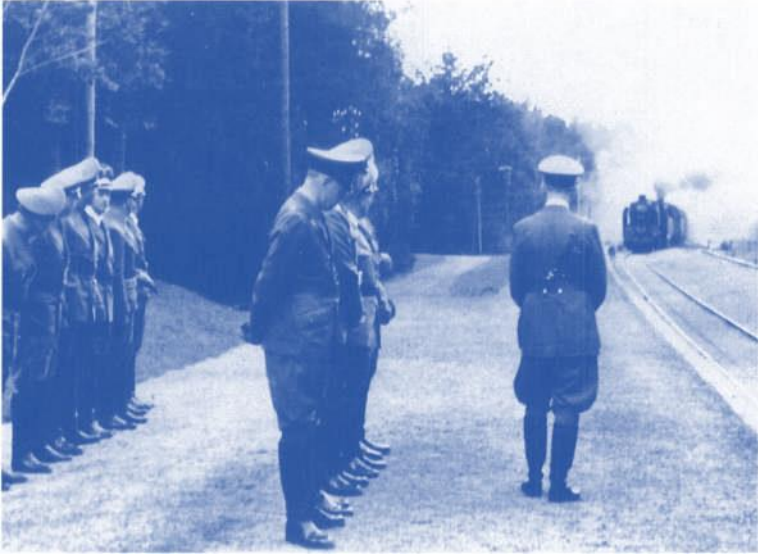


*Telefonzentrale in der «Wolfsschanze» 1942/1943 – bis ins Detail  
alles sorgfältig geplant*

gebepesprechung herüber. Meistens per Bahn, in einem alten Eisenbahnwaggon. Der hielt am eigens errichteten «Bahnhof Görlitz», im Sperrbezirk des «Führerhauptquartiers». Die «Wolfsschanze» hatte ein eigenes Bahngleis, und am grosszügig ausgebauten Bahnsteig wurden auch Staatsbesucher offiziell empfangen.

Die Anlage wurde durch zwei Sperrkreise gesichert. Es gab alle möglichen Sonderausweise, die jeweils nur einen beschränkten Zutritt gewährten. Ausserdem musste man die Tagesparole kennen. Der Ausweis mit den weitestgehenden Befugnissen war mit einem rotem Diagonalstreifen gekennzeichnet und erlaubte den Zugang zum Sperrkreis 1, dem «Führersperrkreis». Wir vom Begleitkommando mussten uns um all diese Dinge nicht kümmern. Wir hatten unser «Sesam-öffne-dich», und das wurde seinem Namen auch in der «Wolfsschanze» gerecht.

Während das Hauptquartier des OKH – wegen seiner Lage am Mauersee «Mauerwald» genannt – etwa 1'500 Soldaten, Offizieren und Ge-



*Warten auf Benito Mussolini am eigens für das «Führerhauptquartier Wolfsschanze» errichteten «Bahnhof Görlitz»: Der italienische Diktator und Freund Hitlers stieg mehrmals an diesem einzigen Gleis aus*

nerälen Platz und Schutz bieten musste und die Ausmasse eines kleinen Städtchens erreichte, nahm sich die «Wolfsschanze» äusserst bescheiden aus. Das betraf nicht nur die Grösse, sondern auch die Ausstattung. Wir vom Begleitkommando waren in Holzbaracken im inneren Sperrkreis untergebracht. Die Holzwände wurden erst im Lauf der Zeit durch Beton verstärkt. In unserer Unterkunft befand sich die einzige Stelle, in der man unkontrolliert die Schwelle zum «Führersperrkreis» überwinden konnte. Eigentümlicherweise stand die Baracke nämlich zum Teil im Sperrkreis 2 und zum Teil im Sperrkreis 1. Anders gesagt: In der einen Ecke des Gebäudes befand man sich im Sperrkreis 1, in der anderen im Sperrkreis 2.

Hitlers Bunker war hauptsächlich ein einfacher Arbeitsraum. Es gab daneben einen Schlaf- und einen Waschbereich sowie ein recht kleines mit einem Tisch und einigen Sesseln ausgestattetes Wohnzimmer.

Bormann, nach seiner Ernennung zum Chef der Parteikanzlei natürlich von noch gewichtigerem Rang, hatte seine Unterkunft gegenüber von Hitlers Räumlichkeiten. Göring wohnte nahe der Bahnleise, und Himmlers eigene Feldkommandostelle lag etwa eine halbe Stunde entfernt und nannte sich – der Gegend entsprechend – «Hochwald».

Wir sollten mit Hitler in der «Wolfsschanze» die längste Zeit des Krieges verbringen. Die ersten Tage in diesem Sommer 1941 waren nahezu perfekt, die Meldungen von der Ostfront grandios, und alle zeigten sich in bester Stimmung. Ich hatte zunächst einmal gar nichts zu tun. Der Telefondienst wurde von Wehrmichtsangehörigen erledigt, für die Post und Kurierdienste wurde mein Kamerad Helmuth Beermann als Verantwortlicher bestimmt, und die Begleitung von Gästen übernahm der RSD. Meine Aufgabe beschränkte sich darauf, mich in Hitlers Reichweite herumzudrücken, um mögliche Aufträge entgegenzunehmen.

Aufregendes spielte sich aber nicht ab, und die Stimmung wurde allgemein immer informeller. Um es rundheraus zu sagen: Wir haben gefaulenzt. Bald vertrieben wir unsere Langeweile da mit, in einem nahe-



*Die «Empfangshalle» am «Bahnhof Görlitz» für den Mussolini-Besuch*



*Faulenzen in der Nähe der «Wolfsschanze»: Rochus Misch (vorne)  
mit seinem Kameraden Karl Weichelt und einer Stenografin am Moysee*

gelegenen See, der Moysee hiess, schwimmen zu gehen. Dort badeten auch Zivilisten aus den umliegenden Dörfern. Sie hatten keine Berührungängste.

Mit dem Auto machten wir immer weitere Ausflüge in die herrliche Umgebung. Ich war begeistert von der Schönheit der Landschaft der Masurischen Seenplatte.

Abends sassen wir in unserer Baracke und spielten Karten, meist Tarock. Dabei nebelten mich die Kameraden mit Zigarrenqualm fürchterlich ein. Ich war zeit meines Lebens Nichtraucher, aber fast alle meine Kameraden pafften ausserhalb des Dienstes, was das Zeug hielt. Sehr zu meinem Leidwesen organisierte Helmuth Beermann unaufhörlich Nachschub von Tabakwaren aller Art, und zwar von der Mitropa. Selbstverständlich war es nicht erlaubt, dass wir vom Begleitkommando irgendwelche Luxusgüter aus den Mitropa-Beständen erwarben. Helmuth hatte unter den Mitropa-Leuten aber einen guten Freund, der ihn unter der Hand versorgte.

Es blieb auch Zeit, sich neben Hitler um ein kleines Rehkitz zu küm-



mern, das uns eines Tages zugelaufen war. Wir fütterten es mit Erdnüssen, und schon bald wusste das schlaue Tier sehr genau, wo wir die Leckerei aufbewahrten. Es bediente sich also selbst. Dazu lief es die Stufen zu unserer Baracke hinauf, schubste mit der Schnauze die Tür zur Stube auf und schleckte die Nüsse vom Boden. Meine Kameraden und ich liessen natürlich absichtlich die Türen auf, und manches Mal kam das Reh bis zu uns ans Bett heran, wenn es nicht gleich fand, wonach ihm gelüstete.

Weniger angenehme Erlebnisse hatten wir mit wesentlich kleineren Tieren: Mücken. Sie waren eine regelrechte Plage. Die Biester quälten uns entsetzlich. Ohne unsere Netze um den Kopf wären wir bei lebendigem Leib gefressen worden.

Für einen Kameraden hatte die Insektenplage noch ganz andere unerwünschte Folgen. Ordonnanzoffizier Fritz Darges<sup>97</sup>, vormals Adjutant von Martin Bormann, stand eines Tages mit den Händen in den Hosentaschen in der Nähe von Hitler und erwartete dessen Befehle. Dieser sah gerade einen Stapel Papiere durch, ich hielt mich nicht weit entfernt von den beiden auf. Plötzlich begann eine Mücke hartnäckig um Hitlers Kopf herumzuschwirren. Wütend und unbeholfen schlug er mit dem Papierstapel nach dem Tier. Ohne jeden Effekt jedoch. Das



*Um der Mückenplage Herr zu werden, wurden Netze um den Kopf gewickelt (von links nach rechts): Misch's Berliner Zimmerkamerad, der Filmvorführer Stein, August Körber, Rochus Misch und ein unbekannter Mitarbeiter des Reichssicherheitsdienstes*

verfluchte Ding zeigte sich völlig unbeeindruckt und landete nach der wilden Fuchtelei immer wieder genau auf der Stelle, von der Hitler es zu verscheuchen versucht hatte. Ich sah, wie Fritz Mühe hatte, sich das Lachen zu verkneifen. Der «Führer» – unterlegen im Luftkampf mit einer Mücke. Fritz hatte sich nicht vom Fleck gerührt, hielt die Hände weiterhin in den Hosentaschen vergraben und grinste. Hitler blieb das in seiner Erregung nicht verborgen. Er sah Fritz scharf an: «Wenn Sie nicht einmal in der Lage sind, mir ein solches Vieh vom Leibe zu halten, dann haben Sie in meinem Stab nichts verloren.» Fritz verstand sofort. Er packte seinen Koffer. Noch am Abend war er auf dem Weg an die Front. Im Herbst 2007 telefonierten wir miteinander, sprachen auch über diesen Vorfall. Fritz ist älter als ich, aber er erinnerte sich noch sehr genau.

Der Tagesablauf in der «Wolfsschanze» folgte bald einem ebenso eingespielten Ritual wie auf dem Berghof. Gegen Mittag empfing Hitler die Generäle Alfred Jodl und Wilhelm Keitel zu einer ersten Lage. Nach dem Tee, gegen 18 Uhr, war die zweite angesetzt, und gegen Mitternacht gab es noch eine weitere, ungefähr knapp halbstündige Besprechung. Dazwischen lagen die Mahlzeiten, um 14 Uhr das Mittagessen, um halb acht das Abendessen.

Nach der nächtlichen Kurzbesprechung setzte sich Hitler noch einmal mit den Adjutanten



*Der kleine Koch der «Wolfsschanze» unter Hünen: Otto Günther (Spitzname «Krümel», ehemals Hotel Kaiserhof in Berlin) vor dem Sonderzug «Amerika» mit Willy Arndt (ganz links) und Rochus Misch (ganz rechts)*

und Sekretärinnen zusammen. Er machte dann gewissermassen Feierabend, und es war strengstens verpönt, irgendein politisches oder militärisches Thema anzusprechen. Wir Kameraden zogen uns deshalb häufig ins Kasino zurück, um uns über die neuesten Meldungen von der Front zu unterhalten.

Hitler speiste im Kasino 1, wir im Kasino 2. Wäh-

rend der Aufenthalte des Sonderzugs in der «Wolfsschanze» versorgte uns die Mitropa mit Köstlichkeiten. Ansonsten wirkte hier Krümel, der Koch.<sup>98</sup> Er war ein sehr kleiner Mann, der neben uns Hünen vom Begleitkommando noch winziger erschien. In seinem Küchenreich hatte er einen Spruch aufgehängt: «Wer den Krümel nicht ehrt, ist des Kuchens nicht wert.» Was zuerst da war, der Spruch oder der Spitzname, weiss ich nicht mehr. Jedenfalls hätte der Name nicht besser passen können.

Immer wieder amüsierten wir uns auch über den Kameraden Jörg, dessen Nachname ich leider nicht erinnere. Er hatte durch eine Verletzung seinen Geschmackssinn verloren. Wenn wir uns einen Fernet-Branca genehmigten, gossen wir ihm mit unbewegter Miene Maggwürze ein und feixten hinter seinem Rücken wie Schulbuben.

## MODELLE UND MINIATURBAUTEN

Die gute Stimmung litt ein wenig, als im Spätsommer die Kette der Erfolgsmeldungen abbriss. Ich pendelte mittlerweile zwischen Rastenburg und Berlin. Zwei Wochen hier, drei Wochen dort, so ging es eine ganze Weile. Meistens flog ich mit der Kuriermaschine, einer Ju 52. Den Besuch Mussolinis in der «Wolfsschanze»<sup>99</sup> verpasste ich.

In der Reichskanzlei hatte man mir zwischenzeitlich ein anderes Dienstzimmer zugewiesen. Ich hatte schon länger darum gebeten, war ich doch recht unglücklich darüber, fernab der Kameraden so nah beim «Chef» wohnen zu müssen. Als ich gehört hatte, dass die zwei Nichten von Hausintendant Kannenberg ihren Raum verlassen würden, hatte ich daher gleich angeregt, ob ich das frei werdende Zimmer nicht übernehmen könne. Es war auch schöner als mein altes. Das hatte nun geklappt. Ich wohnte also jetzt im Erdgeschoss, nahe der Kantine vom Hausintendanten. Es machte mir nichts aus, dass ich das Zimmer mit dem Filmvorführer Stein teilen musste. Stein lebte ebenfalls privat in Berlin und fuhr wie ich nach dem Dienst meist nach Hause. Wir kamen uns nicht in die Quere. Hans Junge, Hitlers Diener und der spätere Ehemann von Hit-

lers Sekretärin Traudl Humps, hatte bis zu seinem Tod – er fiel, nachdem er sich auf eigenen Wunsch zur kämpfenden Truppe hatte versetzen lassen – das Zimmer nebenan. Auch Dr. Blaschke<sup>100</sup> betrieb in diesem Trakt seine Zahnstation. Einmal in der Woche kam er von seiner Praxis am Kurfürstendamm in die Reichskanzlei. So ergab es sich, dass ich des Öfteren Patienten, die einen Termin bei ihm hatten, zu seinem Sprechzimmer begleitete. Das waren im Übrigen seltene Gelegenheiten, bei denen die Herrschaften, etwa Frau Goebbels, mit mir ein paar Worte mehr wechselten als nur das Allernötigste. Vielleicht lockerte die Angst vor der Behandlung ihre Zungen. In Erinnerung geblieben ist mir von diesen Plaudereien aber nichts.

Ich war erleichtert, nicht mehr an Hitlers Wohnung vorbeigehen zu müssen, wenn ich mich auf mein Zimmer zurückziehen wollte. Man hatte mir gesagt, er sei sehr empfindlich, was Geräusche angehe, und höre einfach alles. Ich kam ja zu allen Tages- und Nachtzeiten zum Dienstantritt, und immer Mäuschen zu spielen, wenn ich an seinen Privaträumen vorbeilief, war mir durchaus lästig. Auch war ich dadurch leicht greifbar, und ich hatte keine Lust, seinen Diener zu ersetzen, wenn der nicht auffindbar war. Das geschah schon häufig genug, wenn ich an dem kleinen Tischchen am Wirtschaftseingang Posten bezogen hatte und Hitler nach seinem Leibdiener verlangte, dieser sich abends aber schon voreilig in den Aufenthaltsraum «Bauernstübchen» abgesetzt hatte. Merkte Hitler, dass der Diener auf sein Rufen und Klingeln hin nicht erschien, beugte er sich von oben über das Treppengeländer und rief: «Posten!» Ich meldete mich mit: «Jawohl, mein Führer?!» Nun schickte er mich nach dem Diener oder er äusserte seinen Wunsch gleich mir gegenüber. Nachts ging es häufig um seine Wärmflasche. Als das zum ersten Mal geschah, dachte ich zunächst, er hätte die ihn häufig plagenden Bauchbeschwerden, aber die Wärmflasche war für seine Füsse bestimmt. Die für ihn ausserordentlich wichtige Bettgenossin, die immer in ein blütenweisses Baumwollsäckchen gehüllt wurde, musste ich in einem solchen Fall flugs organisieren.

Mal abgesehen davon, dass man Hitler möglichst nicht mit unnötigem Lärm belästigen sollte, war es aber so, dass wir vom Begleitkom-

mando uns überall absolut frei bewegen konnten. Wir wurden diesbezüglich auch nicht eigens instruiert, wenn sich aussergewöhnliche Gäste angesagt hatten. Im November 1941 beeindruckte mich ein Besucher ganz besonders: der Grossmufti von Jerusalem. Ich begegnete Hitler auf dem Gang, als er gerade mit Mohammed Amin al-Husseini in seinem Arbeitszimmer verschwand. Verdutzt starrte ich dem Herrn mit dieser monströsen Kopfbedeckung hinterher – für mich war es das erste Mal, jemanden in diesem Aufzug leibhaftig zu sehen. Vom Anlass des Besuchs oder von den Gesprächsinhalten hatte ich keine Ahnung.<sup>101</sup>

Oft zog es mich in das Balkonzimmer, das diesen Namen trug, weil man von hier aus auf eine Loggia treten konnte, mit Ausblick zur Wilhelmstrasse, die Hitler nachträglich hatte anbauen lassen. In dem Balkonzimmer stand ein Billardtisch. An ruhigen Tagen schob ich dort so manche Kugel und versuchte mich selbst zu schlagen.

Den Modellsaal in der Neuen Reichskanzlei suchte ich ebenfalls häufiger auf. Ob es dort gerade etwas Neues zu sehen gab, konnte ich leicht auskundschaften, wenn ich gerufen wurde, um die Ablösung für eine Sekretärin zu holen. Hitler diktierte nämlich mit Vorliebe im Modellsaal, direkt in die Maschine, und das stundenlang. Alle halbe Stunde lösten sich die Sekretärinnen ab. Ich drückte mich gern herum zwischen all den Holz- und Gipsmodellen, technischen Prototypen und Miniaturbauten. Lange betrachtete ich etwa ein Modell vom Tempelhofer Flughafen. Den Plänen nach sollte sich das Gelände viel weiter nach Neukölln ausdehnen, als es dann realisiert werden konnte. Auch war der Flughafen laut Hitler «nicht für die Ewigkeit» gedacht. Er nahm an, der Flugverkehr werde sich so wandeln, dass die Kapazitäten eines solchen Stadtflughafens nicht länger ausreichen würden. Irgendwann sollte aus ihm eine riesige Sportanlage werden. Laufbahnen, Tennisplätze, ein Schwimmbad, daraus könnte man auch ein Gesundheitszentrum machen, meinte er, oder einen Vergnügungspark.

Mehr als für manche architektonische Spielerei Speers interessierte ich mich für alles, was mit Technik zusammenhing. So hatte es mir etwa der Entwurf eines Gezeitenkraftwerks angetan. Wie Hitler war ich fasziniert von der Idee der Nutzung von Ebbe und Flut zur Energiegewin-

nung. Ich war im Modellsaal zugegen, als zwei Ingenieure ihm einen langen und komplizierten Vortrag über die Nutzung von Strömungskräften hielten. «So etwas kann man aber nur auf europäischer Ebene regeln», gab Hitler allerdings zu bedenken.

Dass der Modellsaal so leicht zugänglich war, sollte er noch bedauern. Eines Tages wollte er sich die Prototypen des neuen «Tiger»-Panzers<sup>102</sup> ein weiteres Mal ansehen, doch die waren nicht aufzufinden. Der Verdacht fiel auf zwei Angehörige des Reichssicherheitsdiensts, bei denen die eigenen Kameraden umgehend eine Hausdurchsuchung vornahmen. Diese förderte – ausser den vermissten Panzern, die mittlerweile als Spielzeuge der Söhne dienten – noch einiges Weitere aus der Reichskanzlei zutage: Porzellan, Handtücher und Besteck. Die beiden, Wiebezick und Sander, hatten sich ordentlich bedient. Ich habe sie nie wieder gesehen.<sup>103</sup>

Mir war ein solches Verhalten vollkommen unverständlich. Den Arbeitsplatz hätte ich für ein bisschen Krimskrams aus der Reichskanzlei niemals aufs Spiel gesetzt.

Mein Dienstgrad war mir dabei herzlich egal, einen höheren Rang als den eines Oberscharführers erreichte ich nie. Es gab irgendwann eine Vereinbarung zwischen Reichsleiter Martin Bormann und dem Reichsführer SS Heinrich Himmler, dass es im Begleitkommando keine Beförderungen mehr geben sollte. Der Beschluss lautete, dass die gegebenen Dienstränge für die anfallenden Arbeiten ausreichen.

Das Begleitkommando war meines Wissens nach versorgungsbedingt dem Reichsinnenministerium unterstellt; hier war Hans Heinrich Lammers zuständig. Immer wieder meldeten sich Kameraden von mir freiwillig an die Front, um Beförderungen zu erhalten. Otto Günsche etwa, der diese als Voraussetzung für eine Karriere beim Auswärtigen Amt brauchte, die er nach dem Krieg anstreben wollte. Von fünf Kameraden, die diesen Schritt machten, fielen drei im Fronteinsatz. Mich hätten keine zehn Pferde mehr ins Feld gebracht. Nein, ich war nicht scharf auf einen höheren Dienstrang! Wozu denn? Ich war doch schon beim «Führer».

## MAGENSCHMERZEN

Der Alltag in der «Wolfsschanze» unterschied sich im neuen Jahr zunächst nicht von dem in den letzten Monaten des Jahres 1941. An der Ostfront schien die Lage stabilisiert, aber insgesamt waren die Berichte von den Fronten lange nicht mehr nur Erfolgsmeldungen. Das bekamen wir durchaus mit. Von der Wannseekonferenz am 20. Januar 1942 in Berlin, die die begonnene Vernichtung der Juden im Detail «organisieren» sollte, hörte ich allerdings nichts. Wie schon gesagt, das Thema Juden und Konzentrationslager gab es bei uns nicht. Weder drang irgendetwas zu uns, über das wir uns unterhalten hätten, noch hatten wir von uns aus irgendeinen Anlass, über diese Dinge zu reden. Wir wussten von der Existenz der Konzentrationslager als Arbeitslager. Von dem, was für die Insassen der KZs in den Ostgebieten beschlossen worden war und umgesetzt wurde, ahnten wir nichts. Wäre Hitler einmal in ein solches gefahren – dann hätten wir Dinge erfahren, denn unser Kommando war ja rund um die Uhr an seiner Seite. Wo er hinging, gingen auch wir hin; wo er hinkam, da kamen auch wir hin. Die Kameraden hätten dann schon berichtet, wenn ich nicht selbst dabei gewesen wäre. Wie konnten Untaten solchen Ausmasses nur ein so gut gehütetes Geheimnis bleiben?

Hitler reiste im Februar und März 1942 immer mal wieder kurz nach Berlin, auch in den letzten Tagen des April waren wir wenige Tage dort. Es ging dann aber bald weiter über München auf den Berghof, wo sich Hitler mit Mussolini auf Schloss Kiessheim traf. Die Stimmung war ausnehmend gut.



*Rochus Misch heim Sonnenbaden in der «Wolfsschanze», Winter 1941*



*10. April 1943: Treffen von Hitler und Mussolini auf Schloss Kiessheim (Nähe Salzburg) im Gästehaus der Reichsregierung (von links nach rechts vordere Reihe): General Kurt Zeitzler, Chef des Generalstabes des Heeres; Benito Mussolini; Hermann Göring; Hitler; von links nach rechts hintere Reihe: Dino Alfieri, italienischer Botschafter; Giuseppe Bastianini, Unterstaatssekretär im italienischen Aussenamt; Paul-Otto Schmidt, Chefdolmetscher des Auswärtigen Amtes; ganz rechts: Hans Georg von Mackensen, deutscher Botschafter in Rom*

Hitler freute sich offensichtlich, den italienischen Ministerpräsidenten wiederzusehen. Er war ganz in seinem Element, redselig und aufgedreht. Nach den auf Schloss Kiessheim stattfindenden Banketten ging es zurück auf den Berghof, wo uns der Duce am nächsten Tag besuchte. Eva Braun hielt sich wie immer bei solchen Anlässen unsichtbar. Anfang Mai waren wir wieder zurück in der «Wolfsschanze».

In diesen Tagen ging es mir gesundheitlich nicht besonders gut. Ich hatte immer wieder mit Magenproblemen zu tun, und manchmal kamen regelrechte Schübe, ich litt dann unter ziemlich schmerzhaften Krämpfen. Das sah man mir anscheinend auch an, und zu meinem grossen Erstaunen war das sogar Hitler aufgefallen.



Eines Morgens sprach er mich an. Er war schon an mir vorbei in seine Baracke gegangen, trat anschliessend aber wieder ins Freie und musterte mich: «Misch – Sie sehen nicht gut aus.» Etwas zögerlich klärte ich ihn über meine Beschwerden auf, und Hitler nickte seufzend, als ich zu Ende geredet hatte. «Ich kenne das. Gehen Sie mal zu Morell, der kriegt das schon wieder hin.» So erhielt Professor Morell, der Leibarzt Hitlers, den Auftrag, mich wieder fit zu machen. Das war keineswegs dahergesagt. Wenn Hitler der Meinung war, ich würde nicht gut aussehen, dann musste Morell etwas unternehmen und ich mich seiner Entscheidung fügen: Der Arzt schickte mich umgehend zur Erholung in den weltberühmten Kurort Karlsbad<sup>104</sup>.

Im Zug dorthin lernte ich eine junge Dame kennen, mit der ich mich angeregt unterhielt. Als ein älterer Herr mit Vollglätze das besetzte Abteil betrat, sprang ich auf und wollte ihm meinen Sitzplatz anbieten. Er winkte ab: «Ich möchte Ihr nettes Gespräch nicht stören.» Noch beschwingt von der gar nicht, wie befürchtet, langweiligen Zugfahrt, traf ich im Sanatorium in Karlsbad ein. Ich hatte bezahlte Erholung verordnet bekommen – und weg von der düsteren Stimmung im «Führerhauptquartier Wolfsschanze» begann ich mich langsam auf den Kuraufenthalt zu freuen. Meine heitere Stimmung bekam allerdings einen Dämpfer, als ich hörte, was mich erwarten würde.

Bei einem kleinen Begrüssungsempfang der Neuankömmlinge wurde mit grossem Nachdruck über die Inhalte der Kur aufgeklärt. Diätkost sei der wichtigste Teil der Behandlung, das Salzverbot sehr ernst gemeint. Wer mit einem Salzstreuer gesehen werde, könne umgehend die Heimreise antreten – ohne Ansehen von Person, Rang oder Ehrenzeichen. Anschliessend kündigte man beinahe feierlich den leitenden Arzt an, und als dieser den Raum betrat, erhob



*Theodor Morell, Hitlers  
Leibarzt seit 1936, hier in  
der «Wolfsschanze» 1942*



*Rochus Misch kurte im Juli 1942 für vier Wochen im mondänen Karlsbad, verordnet von Hitlers Leibarzt Theodor Morell*

sich alles. Überrascht stellte ich fest: Es war der Glatzkopf aus dem Zug. Die Neuankömmlinge defilierten an ihm zur Begrüssung vorbei. Als er mich sah, bedeutete er mir mit einem kurzen freundlichen Nicken, dass er sich erinnere und ich also nicht nach vorn zur offiziellen Begrüssung schreiten müsse. Es war jedenfalls ein Vorteil, dass ich beim leitenden Arzt einen Stein im Brett hatte. Ich wusste das auszunutzen. Mit einer Leidensgenossin, einem harmlosen Kurschatten, verbrachte ich manch erquickliche Stunde. Einmal gastierte Charlie Rivel mit seiner Nummer «Akrobat – schööön» in der Nähe, und wir erlebten einen unvergesslichen Abend.

### «WERWOLF»

Nach meiner Rückkehr nach Berlin Ende Juli 1942 wurde ich mit der täglich verkehrenden Kuriermaschine direkt in das «Führerhauptquar-



*Frische Gänse gegen Nähadeln: Reger Tauschhandel von  
«Werwolf»-Leuten mit ukrainischen Zivilisten*

tier Werwolf» geflogen. «Werwolf» war die grösste von drei Anlagen in den damals eroberten Gebieten der Sowjetunion, die mehr oder weniger provisorisch als Hauptquartiere ausgebaut worden waren. Es lag an einer Strasse, die von Shitomir in der Ukraine zu der Stadt Winniza am Bug führte. Das Gebiet war mit Birken bewaldet, in der Nähe gab es ein Dorf namens Kalinowka. Die Anlage setzte sich aus zwei Bunkern und einer grösseren Anzahl von Blockhäusern und Baracken zusammen.

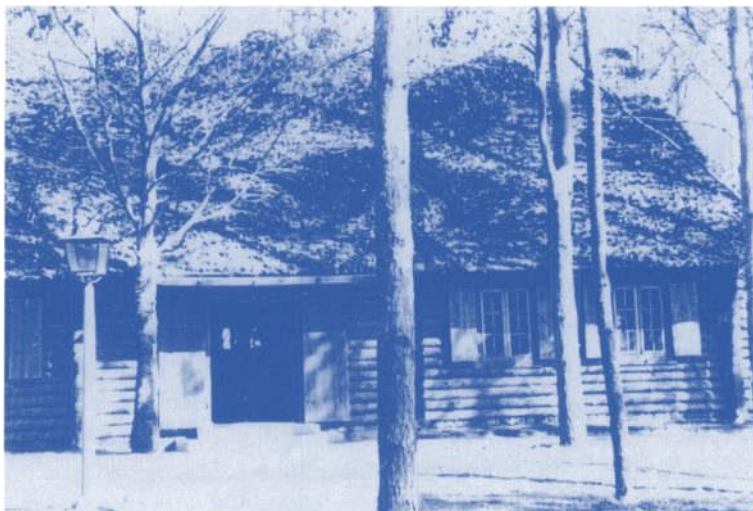
Meine Aufgabe im «Führerhauptquartier Werwolf» bestand hauptsächlich darin, mich in der Nähe Hitlers für Aufträge bereitzuhalten. Auch hier hatte ich keinen Telefondienst. Die meiste Zeit des Tages war ich mit Mückenabwehrfragen beschäftigt. Man glaubt es nicht, aber hier schwirrten noch mehr Mücken herum als in der «Wolfsschanze».

Im Dienst war nicht viel zu tun, und in der Freizeit – nun, es war halt Landleben. Für mich war das kein Problem, ich kam vom Land. Meine

*Hitlers Arbeitszimmer in  
einer Holzbaracke des  
«Führerhauptquartiers  
Werwolf»,  
aufgenommen von  
Rochus Misch 1943*



*«Führerhauptquartier  
Werwolf»: die grösste von  
drei Anlagen in den  
damals eroberten Gebieten  
der Sowjetunion*



Kameraden und ich liehen uns oft einen Wagen aus und fuhren in das Dorf nahe dem Hauptquartier, um Tauschgeschäfte zu tätigen.

Die Einheimischen produzierten nämlich herrliches Öl, das ich Gerda schicken liess. Ich gab dafür allerlei Weiberzeugs her, etwa von der Mitropa organisierte Nähadeln und Feinstrumpfhosen, aber auch Salz. Gerda holte die Pakete in der Reichskanzlei ab, vorher schickte ich ihr ein Telegramm: «Heute zur RK – Paket.» Nach unserer Hochzeit erhielt Gerda einen Ausweis, der ihr genau wie mir überall unproblematisch Zutritt verschaffte, sogar in den Bereich von Hitlers Wohnung.

In der Zeit im «Führerhauptquartier Werwolf» bekam ich erstmalig tiefere Einblicke in die aktuelle Kriegslage. Im September entbrannte ein gewaltiger Streit unter den Teilnehmern der täglichen «Führerlagebesprechung». General Franz Halder, der Stabschef vom OKH, soll bei einer Lagebesprechung gewagt haben, Hitler darauf hinzuweisen, die Soldaten an der Front seien mit seinen Zielvorgaben überfordert.

Hitler brüllte Halder an, woher er wissen wolle, was einem Frontsoldaten zumutbar sei. Er selbst könne auf vier Jahre Fronterfahrung im Ersten Weltkrieg zurückblicken. Halder wurde umgehend durch den frisch zum General der Infanterie ernannten Kurt Zeitzler ersetzt.<sup>105</sup>

Nach dem nicht zu überhörenden Streit zwischen Hitler und dem Wehrmachtsführungsstab hörte ich laute Musik aus Hitlers Arbeitsraum. «Dein ist mein ganzes Herz, wo du nicht bist, kann ich nicht sein ...» – Joseph Schmidt<sup>106</sup> war seinerzeit ein sehr bekannter jüdischer Kammer­sänger.

Als ich den schönen Gesang vernahm, schaute ich von draussen ungläubig durch die geöffneten Fenster in Hitlers Zimmer. Nachdenklich in sich zusammengesunken, sass er wie der einsamste Mensch in seinem Sessel. Hier habe ich den traurigsten Hitler gesehen.

Die zunehmenden Auseinandersetzungen mit dem Wehrmachtsführungsstab führten zur Anordnung Hitlers, dass ab sofort alle Besprechungen mitstenografiert werden mussten. Er selbst hatte ein enorm gutes Gedächtnis. Wann immer es bei einem Wortgefecht darum ging, was er irgendwann einmal befohlen oder geäussert hatte – er behielt, sofern man es nachprüfen konnte, am Ende immer recht. Es mochte Jahre her sein, er erinnerte alles. So es sie gab, liess er sich dann alte Papiere heraussuchen und konnte sie seinem verblüfften Gegenüber triumphierend präsentieren.

Hitler hatte ein fotografisches Gedächtnis, auch Lesestoff bewältigte er im Handumdrehen. Gab es keine Unterlagen, konnte Hitler nicht beweisen, dass er sich richtig entsann. Mit der Anordnung zum Mit-Stenografieren wollte er nun verhindern, dass man ihm das Wort im Mund herumdrehte, und ein für alle Mal die lästigen und endlosen Diskussio-



*«Wolfsschanze Mückenheim»: Rochus Misch beim Wachdienst im Winter 1942, im Sperrkreis 1, dem sogenannten «Führersperrkreis»*

nen darüber beenden, wer was wann in welchem Zusammenhang gesagt hatte. Uns wurde der Befehl so weitergegeben: «Und wenn Schütze Arsch von der Front kommt: Es wird mitstenografiert!» Die Entscheidung Hitlers sollte den Stenografen<sup>107</sup>, der bei der Lagebesprechung am 20. Juli 1944 Dienst tat, das Leben kosten.

## STALINGRAD

In den letzten Oktobertagen 1942 wurde das Hauptquartier wieder in die «Wolfsschanze» zurückverlegt. Sämtliche Unterredungen kreisten um die Kämpfe bei Stalingrad.

Eines Morgens, mein Dienst hatte bereits angefangen, kam ich an Hitlers Räumen vorbei. Er frühstückte allein am Tisch. Bussmann, sein Diener, kam auf mich zu. Ich solle Generaloberst Friedrich Paulus<sup>108</sup> suchen, sagte er mir. «Er soll sofort zum Chef kommen.» Ich vermutete



*Der Kreis der Mächtigen in der «Wolfsschanze» 1942/1943:  
General Erhard Milch, Albert Speer, Hermann Göring, Heinrich Himmler  
und Oberst Nicolaus von Below (von links nach rechts)*

Paulus bei Keitel, traf dort aber nur auf einige seiner Ordonnanzoffiziere. Wahrscheinlich sei er im Kasino, meinten diese. Paulus hielt sich tatsächlich im Kasino auf, und ich sprach zunächst einen seiner Adjutanten an. Er liess mich zu Paulus vor. «Herr Generaloberst, würden Sie mir bitte folgen, der Führer erwartet Sie.» Es herrschten draussen längst Minusgrade, Paulus warf sich deshalb in seinen sehr langen Mantel. Anschliessend brachte ich ihn zu Hitlers Arbeitsbunker. Bussmann hatte während des Gesprächs im Raum zu tun und bekam alles mit, ein Stenograf war nicht zugegen. Hitlers Diener und ich hatten ein gutes Verhältnis. Er kam zwischendurch immer mal wieder heraus und berichtete mir.

Paulus hatte Hitler wohl zu überzeugen versucht, seine Truppen bis zur Armee von Generalfeldmarschall Ewald von Kleist zurückziehen zu dürfen, die sich im Kaukasus neu formierte. Hitler war zunächst dagegen, schien den Argumenten des Generalobersts aber dann doch irgend-

wann zu folgen, denn Bussmann kam zu mir gelaufen und flüsterte: «Paulus zieht sich zurück bis an den Kaukasus!»

Da sich die Unterredung hingezogen hatte, begann die Mittagslage an diesem Tag erst gegen halb eins. Ausser Keitel, Jodl und Paulus waren Göring, Admiral Erich Raeder und ich glaube auch Karl Dönitz, Oberbefehlshaber der deutschen Kriegsmarine, Walter Warlimont, der Stellvertreter von Jodl, und Zeitzler anwesend.

Ich tat vor der Besprechungsbaracke noch bis zwei Uhr mittags Dienst, machte danach eine zweistündige Pause und stellte fest, als ich um sechzehn Uhr wieder an meinen Platz zurückkehrte, dass die Besprechung noch immer im Gange war. Ab und zu erbat ein Teilnehmer ein Glas Wasser oder eine Kleinigkeit zu essen. Ich erfasste schnell, worum die Beratung vornehmlich kreiste. Es ging immer noch um Paulus' Rückzug bis zur Armee Kleist und es hatten sich wohl zwei Lager gebildet: Göring vertrat die Ansicht, man könne die Wolga auf keinen Fall verlassen. Der Fluss müsse abgesperrt bleiben, um den Russen die Nachschubwege abzuschneiden. Ohne die Wolga komme kein Tropfen Öl vom Kaspischen Meer in den Norden, dann sei die Lebensader Stalins abgeschnürt. Paulus dagegen beehrte die Erlaubnis, seine Stellungen, die die 6. Armee bei Stalingrad hielt, eines taktischen Rückzugs wegen zunächst aufzugeben. Er sah sich in ungesicherter Position und hatte grosse Verpflegungsprobleme. Görings Argument aber, Stalin von den Ölreserven des Kaspischen Meeres abzuschneiden und den Krieg voranzutreiben, gab den Ausschlag. Hitler schloss sich Görings Meinung an: «Paulus, Sie bleiben in Stalingrad.» Damit war das stundenlange Hin und Her beendet – und das Schicksal der 6. Armee besiegelt.

Paulus nahm die letztendliche Niederlage ohne grosse Gemütsregung hin. Er machte einen ernsten, aber keineswegs niedergeschlagenen Eindruck, als er unmittelbar nach der Lage an mir vorbei in sein Auto stieg, um zum Wehrmachtshauptquartier «Mauerwald» zurückzufahren. Es war das letzte Mal, dass ich Paulus sah.

Am 7. November fuhren wir mit dem «Führersonderzug» nach München, damit Hitler am nächsten Tag seine alljährliche Rede zum Helden-



gedenktag im Löwenbräukeller halten konnte. Anschliessend weilten wir einige Tage auf dem Berghof. Dort erreichte uns schliesslich die Nachricht von der Einkesselung der 6. Armee.<sup>109</sup> Hitler plante die Versorgung durch die Luft. Er verbot jegliche Ausbruchsversuche, die Stadt sei unter allen Umständen zu halten. Die Hiobsbotschaften von der Lage um Stalingrad zwangen ihn zur Rückkehr in die «Wolfsschanze».

Ich weiss, dass viele Hitler nach Stalingrad als verändert wahrnahmen. Mir ist das nicht so ergangen. Ich konnte jedenfalls nach aussen hin nichts feststellen, was mir als Wesensänderung aufgefallen wäre. Er schien mir weiterhin absolut überzeugt von dem, was er tat und vorhatte, selbstsicher und entscheidungsstark. Auch plötzlichen körperlichen Verfall vermochte ich nicht festzustellen. Die zitternde linke Hand, gealterte Gesichtszüge – das verbinde ich erst mit den allerletzten Wochen im Bunker. Aber ich kann auch da keinen Zeitpunkt ausmachen, von dem ab Derartiges gewissermassen von einem auf den anderen Tag festzustellen war. Wenn man mit jemandem täglich zusammen ist, bekommt man solche Entwicklungen nicht so eindrücklich mit. Sicher, es gab seit Stalingrad vielleicht vermehrt Momente der Einsamkeit, in denen sich Hitler allein und grüblerisch in sein Arbeitszimmer zurückgezogen hat, aber auf mich machte er weiterhin den Eindruck, der Alte zu sein. Einzig die Reisen nach Berlin wurden seltener, und Hitler stellte auch die abendlichen Filmvorführungen ein.

## FLITTERWOCHEN

Weihnachten 1942 verbrachte ich in Berlin. Am Silvestertag heiratete ich Gerda. Sie war zu dieser Zeit Reichsbedienstete für den Aussenhandel im Reichswirtschaftsministerium und lernte gerade Englisch und Spanisch. Später wechselte sie ihren Arbeitsplatz und wurde an der Berliner Humboldt-Universität Sekretärin eines Medizinprofessors. Gerda war ehrgeizig und erfolgreich, erhielt immer nur exzellente Beurteilungen und Zeugnisse. Besonders viel Zeit hatten wir in den Monaten vor

unserer Hochzeit nicht miteinander verbringen können, wir sahen uns nur regelmässig, wenn ich in Berlin war.

Zur Hochzeit erhielten wir von der Reichskanzlei zwei Kisten Wein, je zwanzig Flaschen roten und weissen. Ausgesucht hatte ihn der haus-eigene Kellermeister Herr Fechner, der – mittlerweile sechsun-derschzig Jahre alt – schon den Weinkeller von Kaiser Wilhelm II. betreut hatte. Er war höchstpersönlich in den Lagerraum mit den Wein-vorräten, der sich in Potsdam befand, hinabgestiegen und hatte die Auswahl zusam-mengestellt. Einige Flaschen waren laut Etikett von 1921 – ein ganz be-sonderer Jahrgang, wie Fechner mich aufklärte. Eine Sonderzahlung in Höhe von 1‘500 Reichsmark kam hinzu, sowie eine Karte, auf der hand-schriftlich zu lesen war: «Herzlichen Glückwunsch – Adolf Hitler». Al-berth Bormann hatte den «Chef» über meine bevorstehende Hochzeit in-formiert, wie Fechner mir verriet. Meine Trauzeugen waren meine Ka-meraden Karl Tenazek und Helmuth Beermann. Helmuth hatte sich mal wieder als «Versorger» bewährt und über die Mitropa sowohl Eheringe wie auch den Brautschleier besorgt, beides aus Paris. Das Festessen für die Hochzeitsgesellschaft, Rehrücken, bereitete eine Köchin aus der Reichskanzlei für uns zu.

Vom Wein leerten wir auf der kleinen Hochzeitsfeier im Garten mei-ner Schwiegereltern nur zwei Flaschen, den Rest vergruben wir später. Als wir bald nach der Hochzeit umzogen, wiederholten wir die Prozedur und versenkten den Schatz im neuen Garten. So sollte das Geschenk von Hitler im wahrsten Sinn des Wortes bombensicher sein. Ob es das letzt-lich war, weiss ich nicht. Wir haben nie wieder nach der Kiste, die übri-gens auch meine Medaille und die Urkunde vom Schützenfest im Olym-piajahr enthielt, gegraben. Die Stelle ist heute zubetoniert, es stehen Ga-ragen darauf.

Die neue Bleibe in Karlshorst hatten wir nehmen können, weil wir durch die Hochzeit ein Anrecht auf eine grössere Wohnung hatten. Die Miete in Höhe von siebenundachtzig Reichsmark übernahm die Reichs-kanzlei. Eigentlich hatten wir nach Lankwitz in die Nähe der Wohnung meiner Tante Sofia ziehen wollen, aber dort hatte es kurz zuvor schwere



*Aus dem «Tomatenverhältnis» wurde Liebe: Gerda und Rochus Misch heirateten Silvester 1942. Die Reichskanzlei schickte zwei Kisten Wein, dazu gab es eine Sonderzahlung von 1'500 Reichsmark für den Leibwächter*

Zerstörungen durch Luftangriffe der Alliierten gegeben. Es stand kein Stein mehr auf dem anderen.

In der Nähe der Reichskanzlei gab es einen Polizeiabschnitt, und ich kannte einen der Beamten, der bei uns immer Streife lief, ganz gut. Diesen Mann, er hiess Herr Friedrich, suchte ich eines Tages nach den Angriffen auf und fragte ihn, wo in Berlin noch eine schöne Wohnung zu finden sei. Er selbst hatte sein Zuhause in Karlshorst und nannte uns in dieser Gegend einige in Frage kommende Adressen. So entschieden wir uns für eine Wohnung in jenem Berliner Stadtteil, in dem im Mai 1945 Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel die Kapitulationsurkunde unterzeichnen würde.

Ich war sehr froh, anlässlich meiner Hochzeit der schlechten Stimmung um die Jahreswende in der «Wolfsschanze» entflohen zu sein. Während die Katastrophe um Stalingrad dort alles beherrschte, brachen Gerda und ich mit dem Schlafwagen in die Flitterwochen auf. Es ging in den Schwarzwald, in das Hotel Zur Sonne in Bad Herrenalb. Die Schwester meines Kameraden Bussmann war dort Köchin, so hatte sich das ergeben. Schon kurz nach unserer Hochzeit wurde ich zum Oberscharführer befördert und meine Frau erhielt dann auch jenen Ausweis von der Reichskanzlei, der den Zutritt zur «Führerwohnung» erlaubte.

## **DIE OSTFRONT AUF DEM WEG NACH WESTEN**

Mitte Januar 1943 musste ich zurück in die «Wolfsschanze». Ende Januar kapitulierte Paulus im Kessel von Stalingrad.

Im Zuge der immer ernster werdenden Kriegslage breitete sich unter uns Kameraden eine unruhige Stimmung aus. Einige zog es an die Front. Sie konnten es nicht aushalten, mit verschränkten Armen dazusitzen, während andere sich dem Feind entgegenstellten. Sie wollten kämpfen.

Hitler war davon gar nicht begeistert. Er beschwerte sich bei dem Chef der Leibstandarte, Sepp Dietrich: «Sie nehmen mir meine besten Männer!» Eines Abends, Hitler sass mit den Sekretärinnen zusammen, fragte er in die Runde hinein: «Wie kommt das? Was mache ich nur

falsch? Mir laufen alle Mitarbeiter weg!» Dara, wie wir die Sekretärin Gerda Daranowski<sup>110</sup> nannten, meinte: «Sie machen nichts falsch, mein Führer. Sehen Sie, zu Ihnen kommt man zur Belohnung. Nur: Die Jungs sind Soldaten! Sie wollen nicht in Lackschuhen rumlaufen. Sie wollen Soldat sein. Nehmen Sie doch Leute aus dem Begleitkommando als Adjutanten.» Sie schlug anschliessend ganz unverhohlen Otto Günsche vor, und der wurde, nachdem er an der Front gekämpft hatte und von dort im Januar 1943 zurückkam, tatsächlich Hitlers persönlicher SS-Adjutant.<sup>111</sup> Günsche und die Dara waren sich besonders zugetan. Dara heiratete allerdings den SS-Offizier Eckhard Christian.

Abgesehen von sehr wenigen Unterbrechungen – Kurzaufenthalten in Berlin, auf dem Berghof oder in der Ukraine – hielt sich Hitler nun nur noch in der «Wolfsschanze» auf. Im Februar 1943 brachen wir von dort zu einem Ostfrontbesuch bei der Heeresgruppe Süd auf. Sie wurde von General Erich von Manstein geführt, und es ging in sein Hauptquartier bei Saporoshje, gelegen im Donezbecken.<sup>112</sup> Es waren insgesamt fünf Flugzeuge, die uns begleiteten. Dort angekommen, erlebte ich einen regelrechten Temperatursturz. Ich fror ständig und begann zu ahnen, was sich in Stalingrad abgespielt haben musste.

Hitler traf Manstein wegen der heftigen Kämpfe um die Stadt Charkow, in der mal die deutsche Seite, mal die Rote Armee die Oberhand gewann.<sup>113</sup> Ursprünglich hatte Hitler für den Aufenthalt fünf Tage vorgesehen. Überraschend stiess aber am dritten Tag die russische Artillerie bedrohlich nahe vor und erreichte den Flughafen bei Saporoshje. Überstürzt musste Hitler daraufhin zu einem Feldflughafen in etwa vierzig Kilometer Entfernung gebracht werden, um von dort aus in das sichere «Führerhauptquartier Werwolf» zu fliegen. Mein Kamerad Paul Holtz und ich hatten noch einen weiteren Tag auszuharren. Man liess uns zurück, damit wir überprüften, ob in der Eile des Aufbruchs im Quartier nichts vergessen worden war. Die sowjetischen Panzer hatten sich glücklicherweise in ihre Stellungen zurückgezogen – und die Russen keine Ahnung, wem sie da bis auf Sichtweite auf den Pelz gerückt waren.

Paul Holtz und ich entdeckten nichts, was wir noch hätten nachbringen müssen. Am nächsten Tag waren wir nicht sicher, was uns schlimmer erschien: auf Tuchfühlung mit den russischen Panzern zu bleiben oder auszufliegen. Es herrschte nämlich ein furchtbarer Schneesturm. Mir war schon flau, als ich allein das Flugzeug bestieg, das uns zum «Führerhauptquartier Werwolf» bringen sollte. Die Kameraden von Mansteins Truppe hatten uns am Abend zudem noch heftig abgefüllt. Der Flug war dann auch entsetzlich. Luftlöcher liessen unsere Maschine immer wieder absacken. Nur mit einer Riesenportion Glück kamen wir da heil wieder raus.

Im März kehrten wir erneut nach Ostpreussen in die «Wolfsschanze» zurück.

## HITLERS SCHATZKAMMER

Ich freute mich, als mein Dienstplan bald danach endlich mal wieder einige Tage Aufenthalt in Berlin vorsah. In meiner Karlshorster Privatwohnung hingen mittlerweile zwei Gemälde, die eigentlich Hitler gehörten. Sie waren eine Leihgabe aus der Schatzkammer. Nachdem Gerda und ich nach der Hochzeit umgezogen waren, hatte ich nämlich gegenüber Albert Bormann bemerkt, die neue Wohnung sei sehr schön, allerdings störten mich die noch nackten, weissen Wände. «Na, dann suchen Sie sich doch was Schönes aus», hatte Bormann erwidert und mich schnurstracks in die sogenannte Schatzkammer der Alten Reichskanzlei geführt. Hier bewahrte man alle möglichen wertvollen Dinge auf, insbesondere Gastgeschenke an Hitler. Zwischen den vielen herrlichen und scheusslichen Kostbarkeiten befand sich auch ein handschriftliches Schreiben von Wilhelm Prinz von Preussen, dem Sohn des 1941 verstorbenen ehemaligen deutschen Kaisers, Wilhelm II. Sinngemäss stand da im schönsten Sütterlin zu lesen, dass er den Reichskanzler vom Tod seines Vaters unterrichtete und bekanntgebe, dass nunmehr er das Oberhaupt der Hohenzollern sei. Der Reichskanzler könne versichert sein, dass das Haus Hohenzollern unter seiner Führung weiterhin zur

Regierung stehen werde. Mir fiel auf, dass das Schreiben ausdrücklich an den «Herrn Reichskanzler» gerichtet war, nirgends war vom «Führer» die Rede, auch das «Heil Hitler» fehlte. Wahrscheinlich hatte man das Papier deshalb in der «Schatzkammer» verschwinden lassen, anstatt es irgendwo ordnungsgemäss abzuheften.

Nun, Albert Bormann regte tatsächlich an, ich möge mir zwei Gemälde aussuchen, mit denen ich leihweise mein Heim schmücken könne. Ich wählte ein grosses und ein kleineres Bild. Auf dem grossen sah man eine aufgewühlte See mit hochschlagenden Wellen. Das andere, es zeigte drei springende Pferde, soll ein sehr wertvolles Bild von einem berühmten Maler gewesen sein, dessen Namen ich leider vergessen habe; irgendein Professor war es jedenfalls. Albert Bormann schärfte mir noch ein, dass ich die Gemälde sofort wieder herbringen müsse, wenn es gewünscht werde. Er vertraute mir, das merkte ich auch an anderen Dingen. So zeigte er mir eines Tages sogar einige Vorgänge, die er in der Privatkanzlei Hitlers gerade bearbeitete, etwa einen Unterhaltsfall, in dem es um Alimente für drei Kinder von einem Soldaten ging, der während eines einzigen Aufenthalts in einem Privatquartier in Westfalen gleich drei Frauen, nämlich Mutter, Tochter und die Tante, geschwängert hatte. Genauso knifflig war die Frage, wer für das aus einem Inzest hervorgegangene Kind in der Familie eines Kabinettsmitglieds, dessen Namen Bormann mich lesen liess, aufkommen musste. Über derlei Dinge musste Hitler entscheiden. Albert Bormann wusste, dass er sich auf mein Stillschweigen verlassen konnte. Auch mein Kommandochef und Hitlers Chefadjutant Schaub schätzten meine Zuverlässigkeit. So bin ich einmal als Kurier mit einem Koffer, den ich vom Postscheckamt abholen sollte, ganz allein durch Berlin gefahren. Schaub lachte über mein erschrockenes Gesicht, als er mir den Inhalt mitteilte: 100'000 Reichsmark – eine für die damalige Zeit ganz enorme Summe.

Die beiden Bilder aus der Schatzkammer zierten also fortan unser Wohnzimmer. Hitler bekam sie nicht mehr zurück. Als meine Frau gegen Kriegsende wieder zu ihren Eltern nach Rudow zog, liess sie sie in unserer Wohnung in Karlshorst. Entweder haben sich die Nachbarn irgendwann ihrer bemächtigt oder die Russen.

Die Gemälde waren nicht die einzigen Stücke aus der Reichskanzlei,

die sich in meiner Wohnung befanden. Auch eine Deckenlampe aus dem «Bauernstübchen», dem Aufenthaltsraum in der Reichskanzlei, baumelte – und baumelt noch heute – über dem heimischen Küchentisch. Als ich eines Tages den Haustechniker Johannes Hentschel beim Abschrauben der Leuchte beobachtete, fragte ich ihn, was er damit machen wolle. «Wegschmeissen», hatte er achselzuckend geantwortet. Da sie noch funktionierte und äusserlich auch noch einwandfrei war, nahm ich sie an mich. Eine weitere Lampe aus Hitlers Empfangszimmer, die mir sehr gut gefiel, liess ich mir von dem Lieferanten aus Berlin-Neukölln nachbauen.

## ONKEL PAUL IM KZ

Das Verhältnis zu meinen Schwiegereltern war, wie gesagt, sehr gut. Mein Schwiegervater mit seiner SPD-Vergangenheit liess zwar keinen Zweifel darüber aufkommen, was er vom Regime hielt, aber das trübte unsere Beziehung nicht. Zu Menschen, die wie Gerdas Vater äusserst links standen, hatte ich, bevor ich meine Frau kennenlernte, nie Kontakt gehabt. In meinem Umfeld bezeichnete man sie als «Proleten». Im engsten Familienkreis sprachen wir oft über die früheren SPD-Zeiten. Nennonkel Paul<sup>114</sup>, der schon erwähnte enge Freund meiner Schwiegereltern, war lange eine grosse Nummer bei den Sozialdemokraten gewesen.

Zufällig geschah die Sache mit Onkel Paul gerade, als ich mich in Berlin aufhielt. Aufgeregte Kumpane von ihm waren zu meiner Frau Gerda geeilt, um ihr zu berichten, dass die Gestapo ihn abgeholt, ins KZ Sachsenhausen nahe Oranienburg transportiert und dort inhaftiert habe. Gerda rief mich umgehend in der Reichskanzlei an. Sie klang verstört. Mir war sofort klar, dass man sich von mir Hilfe erhoffte. Ich wusste, an wen ich mich wenden musste – und habe keine Sekunde gezögert. Unverzüglich suchte ich Obergruppenführer Karl Wolff<sup>115</sup> in dessen Büro im Prinz-Albrecht-Palais auf. Von der Reichskanzlei war es nicht weit zum Sitz des Reichssicherheitshauptamts.<sup>116</sup> Wolff war Chef des persönlichen Stabes von Himmler und fungierte zeitweise als Verbindungs-



offizier der Waffen-SS im «Führerhauptquartier». Mir war Wolff bislang nicht unangenehm aufgefallen. Er agierte immer sehr ruhig und sachlich.<sup>117</sup>

Wolff empfing mich sofort, und ich erklärte ihm, dass ein Anverwandter meiner Familie fälschlicherweise verhaftet worden sei. Ich räumte ein, dass Onkel Paul früher einmal SPD-Mitglied und in der Gewerkschaft aktiv gewesen sei. All das sei aber doch lange vorbei. Ich beteuerte, er habe jetzt mit irgendwelchen verbotenen oppositionellen Gruppierungen nichts zu tun. Die Lüge fiel mir leicht. Ich setzte noch eins drauf: Für Onkel Paul könne ich meine Hand ins Feuer legen. Solchermaßen aufgeplustert, fügte ich hinzu, ich würde das Zimmer nicht verlassen, bis ich sicher sein könne, dass er, Wolff, sich der Sache annehmen werde. Wolff versprach dies ohne viel Aufhebens, notierte sich den Namen, und drei Tage später war Onkel Paul wieder daheim. Er und seine Frau kamen bei mir zu Hause vorbei, um sich zu bedanken. Ich fragte ihn nach seinen Erlebnissen im KZ, doch er wich aus, meinte nur, das Schlimmste für ihn seien die Papierhemden gewesen, die die Häftlinge tragen mussten. Trotz mehrfacher Nachfragen war nichts von ihm zu erfahren. Nie hatte er in meiner Gegenwart über irgendetwas, was ihm dort widerfuhr, gesprochen. Nicht kurz nach seiner Rückkehr, nicht später.

## HANDSCHLAG MIT MUSSOLINI

Von April bis Juli 1943 hielt ich mich auf dem Berghof auf. Ganz so unbeschwert wie im letzten Jahr verging die Zeit diesmal nicht. Hitler umgab sich nur noch mit seinem engeren Kreis, traf die wichtigsten verbündeten Staatsmänner vornehmlich auf Schloss Kiessheim. Neben Mussolini und Horthy empfing er Vertreter Norwegens, der Slowakei, König Boris von Bulgarien, Ion Antonescu aus Rumänien und den französischen Politiker Pierre Laval. Die Zeiten, in denen eine weitläufige Schar von Gästen, auch aus Evas Bekanntenkreis, den Berghof bevölkerte, waren vorbei. Gern gesehene Besucher blieben allerdings die Speers. Hitler liebte weiterhin die Gespräche mit Albert Speer über ar-

chitektonische und städteplanerische Fragen. Man konnte meinen, die alliierten Luftangriffe seien nichts weiter als nur der willkommene Auftakt für all die wunderbaren Neugestaltungen der Städte, die die beiden entwickelten. In Speer fand Hitler eine ideale Ergänzung, jemanden, der fähig war, genau die Visionen zu erfassen und umzusetzen, die er auf diesem Gebiet hatte. Wenn Hitler sich gemeinsam mit dem Generalbauinspektor in Plänen und Zeichnungen vergrub, war er meistens guter Laune. Für diese Fähigkeit, den «Chef» aufzuheitern, schätzten wir vom Begleitkommando Speer, ansonsten aber kam er uns immer recht eigentümlich vor, ein wenig spinnert eben, wie Künstler zu sein pflegen.

Anfang Juli trat Hitler die Rückreise in die «Wolfsschanze» an. Zur gleichen Zeit begann unter dem Decknamen «Zitadelle»<sup>118</sup> die gross angelegte Sommeroffensive im Osten – und für mich der Urlaub.

Die Wahl des diesjährigen Ferienortes hatte ich schon vor einiger Zeit getroffen: Niedersee in Masuren. Ich traf in Berlin meine Frau, und wir fuhren mit dem Nachtzug nach Rastenburg. Zuvor hatte ich die Kameraden über unsere Ankunft informiert, jemand von der Fahrbereitschaft der «Wolfsschanze» holte uns vom Bahnhof ab und brachte uns nach Niedersee. Der Chauffeur fuhr zurück ins «Führerhauptquartier», und Gerda und ich verbrachten zwei Wochen Urlaub in der Gegend, die ich auf den zahlreichen Autotouren mit den Kameraden für uns erkundet hatte. Wir unternahmen Bootsfahrten, gingen viel schwimmen und genossen die Annehmlichkeiten des Hotels, in welchem zufällig auch eine Reihe bekannter deutscher Schauspieler weilte, unter ihnen der grosse René Deltgen. Wie wir herausfanden, wurde in dieser Gegend gerade ein UFA-Spielfilm<sup>119</sup> gedreht.

Nach zwei Wochen war unser Urlaub in Masuren vorbei – und die Sommeroffensive gescheitert. Den russischen Einbruch in die deutsche Südfront, den Kursker Bogen, hatte man nicht rückgängig machen können. An allen Fronten auf sowjetischem Gebiet begann der Rückzug. Ich fuhr mit Gerda zunächst zurück nach Berlin, verbrachte dort noch die letzte Woche meines Urlaubs und feierte meinen sechsundzwanzigsten Geburtstag.

Anschliessend ging es zurück in die «Wolfsschanze». Ich liess mir

berichten, was während meines Urlaubs vorgefallen war. Ausnahmslos schlechte Nachrichten. In Sizilien waren alliierte Truppen gelandet («Operation Husky»), Mussolini war abgesetzt und auf Befehl von König Viktor Emanuel III. festgenommen worden, ein Umsturz hatte in Italien stattgefunden, dazu ein vernichtender Luftangriff<sup>120</sup> auf Hamburg, bei dem die Stadt mit rund eintausend Bombern in Schutt und Asche gelegt wurde. Die Stimmung war gereizt. Hitler schimpfte unablässig auf die Luftwaffe, forderte die sofortige Verstärkung von Flak und Luftabwehr.

Anfang September kapitulierte Italien.<sup>121</sup> Am italienischen Soldaten hatte Hitler nie ein gutes Haar gelassen. Er pflegte zu sagen: «Der beste Soldat hat sich mit dem schlechtesten zusammengetan.» Deutsche und französische Soldaten hielt er für die fähigsten. Den Engländern gestand er jedoch zu, als einzige Nation Kolonien führen zu können. Ich bekam nur am Rande mit, wie Hitler Prinz Philipp von Hessen, den Schwiegersohn des italienischen Königs, verhaften liess.<sup>122</sup>

Mussolini konnte schliesslich durch ein SS-Sonderkommando<sup>123</sup> befreit werden, später wurde er als «Führer» der Italienischen Sozialrepublik<sup>124</sup> von Hitler wieder ins Amt gerufen. Am 14. September 1943 empfing Hitler den befreiten Mussolini in der «Wolfsschanze». Alle waren zur Begrüssung auf dem Flugfeld bei Rastenburg versammelt, und der Duce war anscheinend sehr ergriffen von den ganzen Geschehnissen. Jedenfalls schüttelte er sogar uns vom Begleitkommando herzlich die Hand, wie alten Bekannten, die er lange nicht gesehen hatte. Die Atmosphäre war ohnehin immer besonders gewesen, wenn Mussolini Hitler besuchte. Das waren keine Treffen, die mit denen mit anderen Politikern vergleichbar waren. Die beiden Männer pflegten tatsächlich einen fast freundschaftlichen Umgang. Der als Mussolini-Befreier gehandelte Offizier Otto Skorzeny war an diesem Herbsttag in der «Wolfsschanze» ebenfalls dabei. Er liess sich ausgiebig feiern. Ich traf auf ihn, als er das Kasino verliess und sich händeschüttelnd durch einige Kameraden arbeitete. Auch meine Hand ergriff er freudig.

Mussolinis Befreiung gab allerdings nur einen kurzen Anlass zum Feiern. Die Russen hatten an der gesamten Ostfront die Initiative über-

nommen – und gaben sie nicht mehr ab. Die Lage wurde immer bedrohlicher. Meine Kameraden diskutierten heftig über sämtliche Meldungen von der Front.

Die Berliner Bevölkerung erlebte ab November 1943 schwere Bombenangriffe.<sup>125</sup> Durch meinen Dienst im «Führerhauptquartier» konnte ich meine Lieben oftmals frühzeitig vor bevorstehenden Luftangriffen warnen. Über einfliegende Bomberverbände wurden wir in der «Wolfsschanze» durch Görings Leute selbstverständlich zuerst informiert. Manchmal wussten wir schon von bevorstehenden Luftschlägen, bevor die Flieger in England überhaupt gestartet waren. Wir informierten uns untereinander sofort, und ich konnte Gerda in Berlin vor dem herannahenden Unheil warnen. Dieser Informationsvorsprung war natürlich viel wert. Vor allem aber gab er einem ein natürlich recht trügerisches, aber in der Angst um die Lieben doch tröstendes Gefühl der Sicherheit.

Manche Begebenheiten erschienen wie kleine Ausflüge in Friedenszeiten. Auf dem Weg zum Mittagessen ins Kasino traute ich in diesen Tagen meinen Augen nicht: Kam da nicht Heinz Rühmann auf mich zu? Quax, der Bruchpilot?<sup>126</sup> Ja, sicher, das war er. Ich hatte keine Ahnung, was er in der «Wolfsschanze» tat, die Kameraden wussten es auch nicht. Es war nicht so, dass wir vom Begleitkommando besonders informiert wurden über solche Besuche. Erst später erfuhr ich, dass Rühmann seinen neuen Film *Die Feuerzangenbowle* vorgeführt hatte, weil das Propagandaministerium damit ein Problem hatte und die Sache jetzt von höchster Stelle abgesegetnet werden musste. Ob Rühmann den Film Hitler persönlich vorgeführte, weiss ich nicht, zusammen gesehen habe ich beide jedenfalls nicht.<sup>127</sup>

Anfang November 1943 fuhren wir von Rastenburg aus mit dem «Führer Sonderzug» nach München. Hitler hielt am 8. November dort seine alljährliche Gedächtnisrede im Bürgerbräukeller zu Ehren der «Märtyrer» der Bewegung. Diese sollte seine letzte Rede zum Jahrestag des Putsches sein.

Der Glaube an den «Endsieg» war nun nicht mehr unerschütterlich. «Der Krieg ist verloren» – das entwich im Herbst 1943 sogar Hitlers Mund. Ich habe es selbst nicht gehört, aber es sprach sich wie ein Lauf-

feuer herum. Der Kamerad, der mir davon berichtete, erklärte, Hitler habe das keineswegs im Gespräch geäussert, sondern mehr in sich hinein, wie zu sich selbst gesagt. Es gab aber immer wieder Strategien und technische Neuentwicklungen, an die man grosse Hoffnungen knüpfte. Besonders beeindruckt war ich von einer Vorführung neuer Flugzeuge auf dem Flugplatz in Insterburg (heute Tschernjachowsk, in der Nähe der «Wolfsschanze» gelegen). Hitler wurden in Anwesenheit von General Jodl und dem Konstrukteur Ernst Heinrich Heinkel<sup>128</sup> Kampfflieger vorgestellt.<sup>129</sup> Mit Jodl und Heinkel zusammen bezog Hitler Posten oben auf dem Hangar, ich stand mit zwei meiner Kameraden unten nahe dem Rollfeld. Die Flugschau wurde eröffnet mit der sechsmotorigen Ju 390 und einigen viermotorigen Blohm & Voss-Maschinen. Die Ju 390 hatte eine Reichweite von weit über 10'000 Kilometern, bevor sie wieder aufgetankt werden musste.<sup>130</sup> Die Flugzeuge vollführten am Himmel ihre Kriegsspiele und wurden schliesslich abgelöst von ein paar Nachtjägern. Danach stiegen zwei Düsenflieger in die Lüfte. Nur kurz konnte man ihren Flug verfolgen, dann verschluckten sie die Wolken.

Schliesslich kam der Höhepunkt der Vorführung: ein Raketenjäger<sup>131</sup>. Ein Major verabschiedete sich bedeutungsvoll von Hitler und stieg in eine Kapsel an einer Abschussrampe. Klappe auf, Klappe zu. Meine Kameraden und ich starrten fasziniert und erwartungsvoll auf die Kapsel. Dann vernahmen wir plötzlich eine Explosion, einen ohrenbetäubenden Knall, und weg war das Ding. Eine Zeit lang geschah nichts. Irgendwann gab es einen gewaltigen Donner, doch in der Richtung, aus der er kam, war nichts zu sehen. Ein grosses dreieckiges Etwas schwebte längst dem Donner voraus an uns vorbei und langsam hernieder. Es schaukelte nach rechts und links und sah aus wie eine riesengrosse Fledermaus. Keine fünfzig Meter von uns entfernt setzte es auf Kufen auf und neigte sich leicht zur Seite. Die Kapsel wurde nicht gleich geöffnet, sondern es fuhr ein Traktor heran und schleppte das Gefährt samt Major in den Hangar. Ich war beeindruckt. Irgendwelche besonderen Hinweise auf die Geheimhaltung gab es auch bei solchen Gelegenheiten nicht.

## HEILIG, ABEND UND ZWEI RENDEZVOUS

Um die Weihnachtszeit herum war es verhältnismässig ruhig. Hitler hielt sich im «Führerhauptquartier Werwolf» auf, ich schob in Berlin Dienst in der Reichskanzlei. Heiligabend 1943 waren wir zu dritt in der Telefonzentrale und langweilten uns. Es war nicht viel los, und wir hatten die Information erhalten, dass keine alliierten Luftangriffe für die kommenden Stunden zu erwarten waren. Wir begannen ein bisschen herumzualbern, scherzten und trieben einigen Unsinn mit der Telefonanlage. Plötzlich schnappte sich Karl Weichelt das Telefonbuch: «Ich hab da eine weihnachtliche Idee.» Er wuchtete es über meinen Kopf hinweg auf den Tisch und wies mich an: «Such mal Heilig.» – «Wieso?» – «Such!»

Eifrig blätterte er selbst in einem weiteren Telefonbuch. Ich fand eine Menge Namenseinträge unter «Heilig». Karl zeigte mir, was er aufgeschlagen hatte, tippte auf den Eintrag «Abend». Wir grinsten. Es brauchte einige Anläufe, ehe sich die Angerufenen so meldeten, dass das erhoffte «Heiligabend» zustande kam. Irgendwann klappte es. Eine Männerstimme: «Hier Heilig», dann eine Frauenstimme: «Abend.» Herr Heilig reagierte brummig: «Was wollen Sie denn?» – «Aber Sie haben doch angerufen» – «Nein Unsinn, Sie haben mich angerufen!» Zunächst waren beide etwas ungehalten, doch dann fiel dem Mann auf, dass man sich wohl einen Scherz erlaubt hatte. Wir lauschten diskret und wurden Zeugen eines kleinen telefonischen Flirts. Karl konnte es gar nicht fassen: «Mensch, die telefonieren immer noch.» Die beiden unterhielten sich fast eine halbe Stunde lang, und zum Schluss verabredeten sie sich sogar. Herr Heilig kündigte an, zum Treffen die Lebensmittelration mitzubringen, die eigentlich für den Bruder in Frankreich vorgesehen sei, und Frau Abend versprach, Zutaten zu sammeln, um einen Kuchen zu backen. Wer sie verkuppelt hatte, konnten die zwei nicht ahnen. Wir fanden, wir hatten eine gute Tat vollbracht. Dass es streng verboten war, Privatgespräche zu führen – daran dachte an diesem heiligen Abend niemand.

Mit der Weihnachtsstimmung war es schnell wieder vorbei. Unablässig schlechte Nachrichten. An der Ostfront sah es von Tag zu Tag be-

sorgniserregender aus. Der Befehl von Hitler: «Halten um jeden Preis» war nicht umzusetzen, die Russen konnten im Süden bis zum Bug durchbrechen. Nun waren von dort auch noch Truppen abgezogen worden, um eine Invasion der Alliierten in Italien zu stoppen. Er wollte mit aller Macht den Vormarsch der bei Anzio in Italien gelandeten alliierten Verbände verhindern.

Mitte Februar siedelten wir auf den Berghof um. Die «Wolfsschanze» wurde derweil weiter ausgebaut, die Bombensicherheit verbessert. Diese Arbeiten führten wieder Mannschaften der Organisation Todt aus. Es entstanden neue Bunker, und die Betondecke des «Führerbunkers» wurde auf sieben Meter verstärkt.

Bevor wir den Berghof erreichten, machte Hitler Station in München, um Gerdy Troost zu treffen. Wir fuhren also zum «Führerbau»<sup>132</sup> und Frau Troost führte Hitler durch eine Ausstellung. Sie kümmerte sich bei vielen Regierungsbauten um innenarchitektonische Fragen. Hitler wohnte in München am Prinzregentenplatz 16 in einem Haus, in welchem er bei einer Frau Winter noch immer zwei Zimmer einer von ihm früher einmal angemieteten Sechszimmerwohnung zur Verfügung hatte. Die Räume lagen im zweiten Stock. Wir vom Begleitkommando hielten uns zwei Treppen tiefer auf. Anders als die Vorführungen von Panzern, Flugzeugen oder Autos, interessierte mich das Tätigkeitsfeld von Frau Troost nur wenig. Ich machte daher keine Anstalten, ihr und Hitler in die Ausstellungsräume zu folgen, sondern blieb im Empfangsbereich stehen. Die Zeit vertrieb ich mir bei einem Plausch mit der dort tätigen Garderobenfrau. Irgendwann meinte die junge Dame, sie würde sich nach meinem Dienst gern mit mir auf ein Glas Wein treffen. Ich lehnte bedauernd ab. Leider hätte ich Dienst, und der «Führer» werde heute Abend sicher abreisen wollen.

Schliesslich kam Hitler wieder heraus, und gerade als er an ihr vorbeiging, sprach sie ihn zu meinem grossen Schrecken einfach an: «Ich würde gern mit dem da» – sie deutete auf mich – «heute ausgehen, aber er sagt, er hat Dienst.» Hitler sah sich suchend um und rief nach dem Kommandoführer: «Gesche, Gesche – der Misch hat heute Abend frei.» Nachdem mich also der «Chef» selbst dazu gedrängt hatte, führte ich das

Mädchen tatsächlich zum Abendessen aus und stiess erst danach wieder zu den Kameraden. Ich war natürlich überrascht von Hitlers Reaktion, noch mehr als von der grosszügigen Geste allerdings davon, dass er spontan meinen Namen gewusst hatte. Seit meinem Dienstantritt 1940 hatte er mich vielleicht zweimal mit «Misch» angesprochen. Aber vergessen hatte er meinen Namen – seinem bekannt guten Gedächtnis entsprechend – nie.

## SCHÜRZENJÄGER

Am nächsten Tag trafen wir auf dem Berghof ein. Zum Schutz vor alliierten Luftangriffen hatte man sich dort inzwischen etwas Besonderes ausgedacht. Wurde in Bayern Fliegeralarm ausgelöst, vernebelte man das gesamte Berchtesgadener Tal künstlich. Flächendeckend waren Nebelfässer aufgestellt worden, die das ganze Gebiet innerhalb von Minuten in eine dicke Suppe tauchten.

In den folgenden Wochen versammelte sich auf dem Berghof noch einmal die übliche Clique. Zu dieser gehörten SS-General Sepp Dietrich, Professor Morell, Botschafter Hewel, die Speers und natürlich Martin Bormann. Von diesen Personen mochte ich eigentlich nur Hewel. Er war immer gut gelaunt und hatte ausgezeichnete Umgangsformen.

Hitler «zabelte» wieder – wir nannten das so, weil das ansässige Kurheim Zabel die nach Professor Werner Zabel benannte Diätkost für Hitler zubereitete. Er war, was seine Ernährung anging, absolut eisern. Nichts und niemand konnte ihn von seinem Haferschleim und dem ganzen widerlichen Zeug abbringen, das er sich selbst gegen seine Magenprobleme verordnete. Ich selbst – durchaus mit solcherlei Problemen vertraut – hatte diese Disziplin jedenfalls nicht. Ich brauchte etwas Anständiges zu essen.

Auch ausserhalb der speziellen Zabel-Kuren sah der Speiseplan Hitlers nicht wesentlich abwechslungsreicher aus. Er beschäftigte eine eigene Diätköchin. Um Marlene von Exner, eine etwas herb aussehende, aber attraktive junge Dame in meinem Alter, gab es 1944 einige Aufregung. Hitler hatte sie bei Antonescu abgeworben, der ihm bei einem Be-



sich berichtete, dass nur diese Wienerin seine Magenprobleme in den Griff bekommen habe. Fortan ersetzte Frau von Exner Hitlers frühere Köchin Scharfitzei, die Hausorganisator Kannenberg eines Tages entlassen hatte, da ständig Essenvorräte aus der Küche verschwanden. Da für die Bevölkerung die Lebensmittel schon lange rationiert waren, hatte die Scharfitzei es vor allem auf die Butternorräte abgesehen. Nun ja – auch ich bediente mich ab und zu aus der grossen Wanne mit Eiswasser, in der viele kleine Butterstückchen herumschwammen. Das glich sich bei mir allerdings wieder aus, versorgte ich Hitler doch mit Äpfeln. Ich hatte eines Tages einen Korb Äpfel von meiner Tante Sofia dabei, als ich noch einmal in die Reichskanzlei musste. Tante Sofia arbeitete zu dieser Zeit in einem Baumveredelungsbetrieb. Als ich das Obst in der Küche kurz abstellen wollte, kam der Koch, Herr Lange, gleich angelaufen und freute sich: «Die lass mal gleich hier.» Seither war ich bis in die späten Kriegstage hinein auch noch Hitlers Apfelleverant. Zum Ende des Krieges gab es allerdings kein Frischobst mehr.

Kurz nach der Entlassung von Frau Scharfitzei hatte Hitler übrigens angeordnet, dass nunmehr zu jedem Essen pro Gedeck nur zwei Stückchen Butter ausgegeben werden sollten. Herr Lange führte später ein eigenes Restaurant am Berliner Kurfürstendamm. Als ich es mit meiner Frau lange nach dem Krieg besuchte, erinnerte er sich sofort: «Leber mit Zwiebeln!» Ja, das war mein Leibgericht, und Lange bereitete es mir an diesem Abend aus Wiedersehensfreude höchstpersönlich zu.

Die Diätköchin Frau von Exner war, wie erwähnt, eine sehr hübsche Frau. Das war natürlich vor allem Martin Bormann nicht entgangen. «Bock Bormann» – der Spitzname kam nicht von ungefähr. Jedenfalls stellte Bormann Marlene von Exner heftigst nach, wenn auch völlig erfolglos. Als sie uns 1944 verliess, war unter uns Kameraden klar, dass das im Zusammenhang mit diesen Werbungsversuchen stehen musste. Es hiess, Frau von Exner habe selbst um ihre Entlassung gebeten, und das konnte nur daran liegen, dass es ihr zu bunt geworden war. Zwar hatte sie wohl auch keinen lupenreinen Ariernachweis, aber ihr Weggang hatte damit nichts zu tun.<sup>133</sup> Jedenfalls wohnte sie nach dem Ende

ihrer Tätigkeit als Köchin noch mehrere Monate in der Reichskanzlei. Ich habe später oft darüber nachgedacht, ob ich an Hitler persönlich je bemerkte, dass er Juden hasste. Dann erinnere ich mich an Frau von Exner – und weiss keine rechte Antwort.

## VERMÄHLUNGEN UND VERRAT

Am 3. Juni 1944 heiratete Eva Brauns Schwester Gretl den SS-Gruppenführer Hermann Fegelein. Gefeierte wurde auf dem Obersalzberg. Fegelein war seit Jahresanfang Verbindungsoffizier der Waffen-SS bei Hitler und hatte sich, wie man hörte, an der Front sehr ordentlich geschlagen.<sup>134</sup> Vor allem aber war Fegelein ein männlich-verwegen daherkommender, angeberischer Lackaffe, auf den die Frauen reihenweise hereinflügelten. Eva, selbst nicht ohne spürbare Sympathie für den Herzensbrecher, verkuppelte ihn mit ihrer jüngeren Schwester Gretl.

In der Nacht vom 5. auf den 6. Juni begann die Invasion in der Normandie. Hitler wurde erst am Mittag des 6. Juni über die Landung der Alliierten informiert. Er glaubte noch lange, dagegenhalten zu können. Als sich aber rasch abzeichnete, dass die Küstenabschnitte nicht wieder freigekämpft werden konnten, war Hitler felsenfest davon überzeugt, dass die ganze Operation mit Verrat zusammenhing.

In dieser Meinung sah er sich bestätigt, als uns einige Wochen später Fotos über Schweden zugespielt wurden, auf denen zu sehen war, wie ein deutscher Oberst, der eine Festungsbunkeranlage der Abwehr an der Invasionsküste befehligte, mit einem Glas Sekt mit zwei englischen Offizieren ansties. Ganz offensichtlich, ohne einen einzigen Schuss abgegeben zu haben. Verdammte – wieso hatte der kampfflos aufgegeben? Die hatten dort Geschütze, die hätten bis Plymouth schießen können, wie man bei uns so sagte. Nichts, aber auch gar nichts hatte geklappt auf deutscher Seite im Zusammenhang mit der Invasion. Es gab also nur eine Erklärung: Verrat und Sabotage. Hitler vermutete Entsprechendes hinter fast jeder gescheiterten Aktion. Tatsächlich liessen die bei uns zusammenlaufenden Informationen erkennen, dass dergleichen immer öf-

ter im Spiel war. So bekamen wir jetzt auch häufiger Meldungen darüber, dass Teile der Rüstungsproduktion absichtlich beschädigt wurden. Mit dem Wehrmachtsführungsstab gab es ständig Auseinandersetzungen, und Hitler nahm sogar Keitel und Jodl nicht von seinen Mutmassungen über Manipulationen aus. Ich kannte mittlerweile viele Gesichter Hitlers, doch mir gegenüber blieb er gleichbleibend freundlich. Mit der immer schwieriger werdenden Kriegslage glaubte allerdings auch ich nicht mehr an den «Endsieg».

Unter dem Eindruck dieser von Misstrauen geprägten Stimmung hielt Hitler am 22. Juni 1944 eine Rede auf dem Platterhof vor zweihundertachtzig hohen Offizieren und Generälen. Es war sehr bewegend. Hitler beschwor den Zusammenhalt und die Loyalität der deutschen Offiziere. Wenn sie ihn im Stich liessen, nicht mehr an den Sieg glaubten, sich nicht mehr voll einsetzten, dann sei Deutschland verloren. Sieg oder Niederlage, das läge doch in ihrer, nicht in seiner Hand. Wenn sie die Sache verloren gäben, wie solle er allein da noch das Ruder herumreisen? Hitler war mehrfach den Tränen nahe. Die Rede bewegte mich sehr, Hitler hat mir regelrecht leid getan. Am Abend dieses Junitages sah ich den beliebten Generaloberst Eduard Dietl auf dem Berghof, der Hitler über die aktuelle Lage in Norwegen und Finnland unterrichtete. Am darauffolgenden Tag ging bei mir die Meldung ein, dass Dietl mit seinem Flugzeug am Semmering nahe bei Wien verunglückt sei und alle Insassen den Tod gefunden hätten. Ich war sehr bestürzt.

Hitler wollte wegen der Lage an der Ostfront zurück nach Rastenburg, verschob die Abreise aber immer wieder, da sich irgendwelche Umbauarbeiten an seiner Baracke in der «Wolfsschanze» hinzogen. So waren wir am 7. Juli 1944 immer noch in Berchtesgaden, und Hitler liess sich auf Schloss Kiessheim neue Uniformen vorführen. Erst viel später erfuhr ich, dass Generalmajor Hellmuth Stieff an diesem Tag ein Attentat auf Hitler geplant hatte.<sup>135</sup>

Es sollten Hitlers letzte Tage auf dem Berghof folgen. Durch eine Dummheit musste ich den Obersalzberg schon früher verlassen: Zusammen mit Karl Tenazek traf ich auf einem Spaziergang eine junge Dame,

die uns, nachdem wir ein Stück miteinander gewandert waren, für den Nachmittag in den «Berchtesgadener Hof» einlud. Karl kam dann nicht mit, ich ging alleine und fühlte mich schon deshalb, aber auch wegen der Anwesenheit einiger Generalitäten in dem Lokal, nicht ganz wohl in meiner Haut. Zwei, drei Tische weiter sass Hitlers Fahrer Erich Kempka mit seiner Frau, der Witwe unseres gefallenen ehemaligen Kameraden Rudi Mumme. Sie war eine attraktive Frau, und meine Begleiterin machte eine Bemerkung über ihr gutes Aussehen. «Ja, ja, schön ist sie schon, aber nichts zum Heiraten», rutschte es mir daraufhin heraus. Ich wusste einige despektierliche Dinge über die ehemalige Frau Mumme und machte den Fehler, sie meiner Tischdame zu erzählen.

Diese stellte sich dann als eine Sekretärin im Oberkommando des Heeres heraus, die spätere Ehefrau<sup>136</sup> von Alfred Jodl. Sie hatte noch vom «Berchtesgadener Hof» aus auf dem Berghof angerufen, um von den brisanten Neuigkeiten zu berichten. Als ich dort ankam, lief mir schon Albert Bormann entgegen. «Misch – was hast du für einen Mist gebaut?», brüllte er mich an. «Kempka will gleich morgen zum Chef. Sieh zu, dass du abhaust.» Albert Bormann mochte mich. Ich erledigte für ihn immer auch irgendwelche privaten Dinge, um die er mich bat. Er war sehr dankbar, als ich etwa einmal ein Geschenk zu seiner Mutter brachte. Nach dem Krieg sollte ich unbedingt bei ihm arbeiten, das war sein Wunsch. Jedenfalls hatte Albert Bormann bereits veranlasst, dass ich den Berghof gleich am nächsten Morgen mit der regulären Kuriermaschine um neun Uhr verlassen konnte, damit sich die Wogen zunächst einmal glätten konnten.

In Berlin wartete ich angstvoll auf das Nachspiel. Dies wohl ahnend, rief mich mein Kamerad Beermann am nächsten Tag vom Berghof aus an: «Scheiss dir nicht in die Hosen. Die Ehe wird aufgelöst.» Auf Veranlassung Hitlers wurde Kempka von der Dame mit der den damaligen moralischen Ansprüchen nicht entsprechenden Vergangenheit geschieden.<sup>137</sup>

Ich denke, man drängte Hitler zu dieser Intervention, denn eigentlich war es nicht seine Art, in diesen Dingen besondere Strenge walten zu lassen. So sind Männer in seinen engeren Stab aufgenommen worden,

die Admiral Raeder aus der Marine wegen unstandesgemässen Verhaltens hatte entfernen lassen. Ein Mitarbeiter Bormanns, Alwin-Broder Albrecht, war zuvor seines Postens bei der Marine enthoben worden, nachdem er eine in Raeders Augen unstandesgemässe Dame geehlicht hatte.

Nur wenige Tage nach meiner überstürzten Abreise hatte auch Hitler am 14. Juli 1944 den Berghof verlassen. Kurz danach, wieder in der «Wolfsschanze», musste ich zum Auto und ihm die Tür öffnen. Dabei traf ich auf Kempka. Er nickte mir zu. Vergeben, vergessen. Der Fahrer blieb trotz der erzwungenen offiziellen Trennung mit seiner Exfrau verbunden. Nach dem Krieg half sie ihm durch ihre Beziehungen zu den amerikanischen Besatzern. Die beiden heirateten dann ein weiteres Mal.

Mein unrühmlicher Abgang vom Obersalzberg sollte überhaupt meine unbeschwerten Berghof-Zeiten beenden. Das wurde mir aber erst später klar.

## 20. JULI 1944

Für Hitlers persönlichen Schutz sorgten wir, das Begleitkommando des «Führers», und der Reichssicherheitsdienst (RSD), der ausserdem für die Sicherheit der Minister zuständig war. Die Kameraden vom RSD stammten fast ausnahmslos aus München, denn der Reichssicherheitsdienst war aus einem Kommando von Münchener Kriminalbeamten hervorgegangen. Seit 1933 stand er unter der Leitung des Leutnants der bayerischen Landespolizei, Johann Rattenhuber. 1944 verfügte der RSD über etwa zweihundertfünfzig Mann.<sup>138</sup> In seiner unmittelbaren Nähe duldeten Hitler aber nur einen von uns, also einen Angehörigen seines persönlichen Begleitkommandos. Der zum «Führerschutz» abgestellte RSD-Mann musste etwas entfernt von Hitler und dem Kameraden von uns laufen. Letztlich gab es damit nur einen «echten» Leibwächter, und der war ein eher schwacher Beschützer, wenn man unsere Bewaffnung betrachtete. Anders als die besser ausgestatteten Kameraden vom RSD, trugen meine Kameraden und ich nur die zur üblichen soldatischen Aus-

rüstung gehörende kleine Walther-Polizeipistole («PP») Kaliber 7,65 bei uns, weiter nichts. Dafür blieb das handliche Stück unser ständiger Begleiter. Wir gaben es nie ab, auch nicht im Bereich der «Führerwohnung».

Wir selbst wurden nicht durchsucht, und wir nahmen auch keine Durchsuchungen nach Waffen vor. Notwendige Kontrollen führte der RSD durch. Das Ganze wurde eher lasch gehandhabt. Die wichtigeren Leute hatten ihre Waffenträger dabei, und die kannte man mit der Zeit.

Die «Führerwohnung» in der Alten Reichskanzlei war lange Zeit faktisch unbewacht, die Pforte am Wirtschaftseingang der Reichskanzlei mit nur einem Posten besetzt. Ich habe dort oft Dienst getan. Manchmal kamen irgendwelche Leute, die man nicht kannte, und wollten jemanden vom Hauspersonal sprechen oder besuchen. War das der Fall, habe ich die jeweilige Person von der Pforte aus angerufen und Bescheid gegeben. Dass Unbekannte vorsprachen, war also nicht ungewöhnlich. Es wäre wohl ein Leichtes gewesen vorzugeben, einen der Bediensteten besuchen zu wollen, den Diensthabenden mit einem Betäubungsspray oder Ähnlichem schnell auszuschalten und über die zweiundzwanzig Stufen, die vom Wirtschaftseingang hinauf in Hitlers Wohnung führten, ins Allerheiligste vorzudringen. Freien Lauf hätte man gehabt. Da gab es keinen weiteren Posten mehr.

Johann Rattenhuber machte ich einmal auf eine andere Möglichkeit aufmerksam: «Wetten, dass jemand in zwei Minuten von der Strasse in Hitlers Schlafzimmer kommen kann?», forderte ich ihn heraus. Dabei dachte ich an den Wirtschaftseingang, aber auch an die Lage des Auswärtigen Amts: Von einigen Fenstern aus waren es keine drei Meter bis zur Wohnung von Hausintendant Kannenberg in der Alten Reichskanzlei. Man hätte vom Nebengebäude aus nur ein längeres Brett hinüberlegen müssen, und mit ein bisschen Allerweltsakrobatik wäre man über einen kleinen Balkon an Hitlers Bett gelangt. Man glaubt es nicht, aber es war so: Seine Wohnung wurde nicht eigens bewacht.

Auch die Sicherheitsvorkehrungen bei Fahrten Hitlers durch Berlin hatten mich anfangs sehr verwundert. Noch eine Weile nach Kriegsbeginn fuhren er und seine Begleiter in zwei Volkswagen<sup>139</sup> quer durch die

Reichshauptstadt etwa zu einem Essen bei Magda Goebbels oder Inga Ley<sup>140</sup>. In seinem Vorläufer des Käfers sassen sein Diener, der Adjutant und der Chauffeur Kempka, in dem anderen der Fahrer Martin Schmiedel und zwei meiner Kameraden. Das war alles an Begleitschutz. Ich selbst habe erlebt, wie sich, wenn wir aus irgendeinem Grund kurz anhalten mussten, sofort eine Menschenmenge um unser Fahrzeug sammelte. Wir hatten dann grösste Mühe, die Leute auf Abstand zu halten.

Hitler war einige Male sehr verärgert über uns, wenn wir die Personen seiner Ansicht nach zu forsch zurückgedrängt hatten.

Dabei war seine Umgebung durchaus darauf bedacht, funktionsfähige Sicherheitsstrukturen auszuarbeiten und umzusetzen. Es lag an Hitler selbst, dass es bei den Personenschutzmassnahmen erstaunliche Lücken gab. Wenn man ihn darauf ansprach, reagierte er regelmässig äusserst gelassen: «Mir passiert schon nichts.»

Am späten Abend des 19. Juli 1944 sass ich im Nachtzug von Insterburg nach Berlin, und zwar in meinem Kurierabteil. Ich musste den täglichen Postsack der «Wolfsschanze» in die Reichskanzlei bringen. Im Zug verzehrte ich meine Marschverpflegung. Die belegten Brote besonders erlesener Art hatte ich von einer hübsch errichteten Brote-Pyramide gemopst, die für die Teilnehmer der Lagebesprechung gedacht gewesen war. Zunächst hatte ich nicht gewusst, wo ich sie hineinpacken sollte, doch der Zufall wollte es, dass Bussmann gerade ein Tablett aus dem Arbeitszimmer des «Chefs» abräumte. Auf diesem lag eine von Hitlers Servietten. Bussmann machte eine wegwerfende Bewegung, als ich ihn fragte, ob



*Im Juli 1944 liess sich Rochus Misch vor dem Eingang der Lagebaracke in der «Wolfsschanze» fotografieren – wenige Tage später missglückte in dieser das Sprengstoffattentat Stauffenbergs auf Hitler. Ursprünglich diente der Holzbau Albert Speer als Büro*

ich die haben könne: «Sicher, davon haben wir genug.» Sie trug Hitlers Initialen und war nur für ihn bestimmt. Die übrigen Servietten waren mit den Buchstaben «RK» für Reichskanzlei bestickt. Meine Frau verbrannte später, bei Eintreffen der Russen, alles, was für uns gefährlich hätte werden können – die Serviette hat sie vergessen.

Nachdem ich die Post am frühen Morgen des 20. Juli bei Otto Meissner in der Präsidialkanzlei abgegeben hatte, fuhr ich nach Hause. Abends sollte ich schon wieder den Nachtzug zurück nach Rastenburg nehmen, da wollte ich mich noch etwas ausruhen und meine Familie sehen.

Vor wenigen Monaten, am 11. April 1944, war unsere kleine Tochter Brigitta geboren worden. Eva Braun hatte uns einen ganzen Berg Babysachen, darunter auch einen Kinderwagen überlassen. «Aus dem Bestand», hatte sie abwinkend die überaus nette Geste heruntergespielt, als ich zu Bedenken gab, das alles könne ich doch gar nicht annehmen.

Ihre erste Autofahrt hatte Brigitta in einer Staatskarosse aus dem Fuhrpark der Fahrbereitschaft der Reichskanzlei genossen. Gerda war zur Niederkunft in ein Mütterheim etwas ausserhalb Berlins gegangen, und als es so weit war, dass sie mit dem Kind nach Hause konnte, hörte ich, dass ein Mitarbeiter von Albert Bormann zu einem Staatsgut im Norden Berlins fahren sollte. «Da kommst du doch an dem Heim vorbei, in dem meine Frau ist», sprach ich ihn an. Der Kamerad fragte bei Bormann nach, und der hatte nichts dagegen, dass man auf dem Rückweg meine Frau und das Neugeborene abholte. So war Brigitta im schwarzen Mercedes aus der «Führerwagenflotte» kutschiert worden.

Die Geburt meiner Tochter war ein freudiges Ereignis, doch fiel es mit diesem Datum zusammen, dass ich, nunmehr also seit dem Frühjahr 1944, erstmals ein irgendwie ungutes Gefühl entwickelte, das mich fortan begleitete.

Am Mittag des 20. Juli lag ich im Haus der Schwiegereltern auf der Wohnzimmercouch, um mich von der nächtlichen Fahrt zu erholen. Meine Frau wohnte seit der Geburt von Gitta wieder in Rudow, damit sie in Karlshorst nicht allein war und ihr meine Schwiegermutter bei der Versorgung des Säuglings etwas helfen konnte. Ich war gerade eingeschlafen, da klingelte plötzlich das Telefon. Gerda weckte mich unsanft:



«RK!» – «Ach, die sollen mich in Ruhe lassen», murmelte ich schlaftrunken. «Nun nimm schon, es ist dringend!» Vernehmlich seufzend, ergriff ich den hingehaltenen Hörer. Ich solle umgehend in der Reichskanzlei erscheinen, ein Wagen sei bereits unterwegs, um mich abzuholen. Was denn passiert sei, wollte ich wissen. «Das ist jetzt nicht die Zeit für Fragen. Sofort herkommen!» Ich beeilte mich also und war kaum angezogen, als das Fahrzeug eintraf.

Die Reichskanzlei, das ganze Regierungsviertel überhaupt, war umstellt von Truppen des Berliner Wachbataillons unter Major Otto Ernst Remer. Im Hof der Reichskanzlei standen etwa siebzig Mann. Niemand kam rein oder raus. Trotz der vielen Leute herrschte Totenstille. Irgendjemand arrangierte, dass ich in die Telefonzentrale in der Alten Reichskanzlei vorgelassen wurde, meinen Arbeitsplatz. Zwei Kameraden sass an den Apparaten und machten einen sehr beschäftigten Eindruck. Drumherum formierten sich Remers Leute, sogar bis in die «Führerwohnung» selbst waren einige vorgedrungen. Ratlosigkeit allerorten.

Nur knapp informierte man mich, dass ein Attentat auf Hitler verübt worden sei. Mehr erfuhr ich zunächst nicht. Remer befand sich in der Dienstvilla von Goebbels<sup>141</sup>, es herrschte Unklarheit über die Befehlslage. Mir war mulmig zumute. Was zum Teufel war hier los? Würde gleich eine Schiesserei losgehen? Wer war Freund, wer Feind? Ich blickte mich um. Remers Leute sahen nicht minder verängstigt aus. Sie standen unentschlossen herum und liessen meine Kameraden ungestört ihren Dienst tun. Diese telefonierten ohne Unterlass, brauchten meine Hilfe. Es stimmte etwas nicht mit den Telefonleitungen zur «Wolfschanze».

Goebbels drang mehrmals auf eine Verbindung zu Hitler, und im Propagandaministerium und bei uns mussten alle möglichen Leitungen auf ihre Funktionsfähigkeit und Störungsfreiheit untersucht werden. Ich hatte offiziell gar keinen Dienst, war ja auf Kurierfahrt, aber meine Kollegen konnten die Probleme so schnell nicht allein lösen – ich kannte mich mit der Telefonanlage am besten aus. «Lass mich mal», erlöste ich einen der verzweifelten Kameraden. Die hochmoderne Anlage liess uns nicht im Stich. Es gelang, teilweise über Umwege, alle gewünschten

Verbindungen zur «Wolfsschanze» für Goebbels herzustellen.<sup>142</sup> Erst später hörte ich, dass die Verschwörer einige Telefonleitungen blockiert hatten.

Hitler lebte. Er sprach mit Goebbels, dann mit Remer. «Erkennen Sie mich an der Stimme?», fragte Hitler den Major. Der bejahte. Hitler befahl Remer, sich und sein Bataillon allein seiner persönlichen, also Hitlers, Befehlsgewalt sowie der von Goebbels zu unterstellen: «Sie müssen das jetzt mit Goebbels ausmachen, ich kann von hier nichts unternehmen.» Damit war der Spuk vorbei. Nur Minuten später sah ich Remer im Hof der Reichskanzlei. Plötzlich wurde es hektisch, ich hörte aufgeregte Rufe: «Schnell, schnell, schnell!» In kürzester Zeit zog Remer seine Truppen ab.

Die Reichskanzlei war wieder in unserer Hand. Meine Anspannung wich, und ich wurde wieder von Müdigkeit überwältigt, schliesslich hatte man mich wegen des Attentats aus dem Mittagsschlaf gerissen.

Insgesamt hatte ich nur etwa eine halbe Stunde an meinem Arbeitsplatz verbracht, die Zeit reichte noch, um mich kurz in mein Dienstzimmer zurückzuziehen und mir in der Küche Verpflegung für die Reise einpacken zu lassen. Wie geplant konnte ich dann um 21 Uhr vom Anhalter Bahnhof die Rückreise zur «Wolfsschanze» antreten. Noch in der Nacht wandte sich Hitler über eine Radioansprache an die Bevölkerung und sagte, es sei eine ganz kleine Clique ehrgeiziger, gewissenloser und zugleich verbrecherischer, dummer Offiziere gewesen, die ihn beseitigen wollen. Er fasse das Scheitern des feigen Anschlags als Auftrag auf, sein Lebensziel weiter zu verfolgen, so wie er es bisher getan habe.

Ich hörte erst später von der Rede. In dem Nachtzug nach Rastenburg schlief ich die meiste Zeit. Vor lauter Müdigkeit hatte ich mir nur kurz Gedanken machen können, was mich am Ort des Anschlags auf das Leben Hitlers wohl erwarten würde. In den frühen Morgenstunden des 21. Juli erreichte ich die «Wolfsschanze». Meine Kameraden berichteten mir aufgeregt von dem gestrigen Attentat.

Die Lagebaracke sah schlimm aus. Ein Kamerad vom RSD liess mich hinter die Absperrungen treten und führte mich am Ort des Geschehens herum. Die Bombe wäre wohl für Hitler tödlich gewesen, hätte nicht Generalleutnant Rudolf Schmudt, Chefadjutant der Wehrmacht

bei Hitler, den Aktenkoffer Stauffenbergs, den er unter dem Tisch platziert hatte, hochgehoben und hinter sich gestellt, weil dieser ihn in seinem Fussbereich störte. Otto Günsche, der bei der Explosion durch das Fenster geschleudert worden war, hatte das beobachtet und meinem Kameraden Artur Adam berichtet, der es mir so weitergab. Schmundt hatte deshalb den Grossteil der Sprengladung abbekommen.

Adam, der diensthabende Telefonist zur Attentatszeit, war es auch, der Stauffenberg als Erster als Attentäter erkannte. Persönlich machte Adam bei Hitler Meldung darüber, dass jener die Besprechung verlassen, Koppel und Mütze aber an der Garderobe hatte hängenlassen. Der Telefonist erinnerte sich, dass er von Stauffenberg dringend angewiesen worden war, einen Wagen der Fahrbereitschaft zu organisieren, der aber nicht zum gewünschten Zeitpunkt eintraf. In der nervlichen Anspannung, von der Adam allerdings nichts bemerkte, hatte Stauffenberg dann wohl Mütze und Koppel vergessen. Zwar war es Stauffenberg gelungen, nachdem die Bombe hochgegangen war, den «Führersperrkreis» ohne Probleme zu verlassen, er war dann aber am äusseren Sperrkreis zunächst aufgehalten worden. Der Kamerad, der ihn zum Flughafen fuhr, erzählte mir, er habe, als man am Kontrollposten anhalten musste, den Motor abgestellt, und da habe Stauffenberg ihn angeherrscht, er solle bloss den Motor laufen lassen. Stauffenberg wollte angesichts des Stopps mit dem zuständigen Oberstleutnant sprechen, der war jedoch nicht da, und so liess er sich mit dessen Vertreter verbinden. Rittmeister Leonhardt von Möllendorff genehmigte schliesslich die Weiterfahrt.

Ich wusste, wer Stauffenberg war. In den letzten Tagen auf dem Berghof war er häufiger bei Lagebesprechungen anwesend gewesen. Mir war an ihm nichts weiter aufgefallen, von seinen äusseren Entstellungen<sup>143</sup> einmal abgesehen. Er galt unter uns Kameraden nicht als Hitlerattentäter. Attentäter war er, ja. Aber sein Attentat richtete sich gegen alle Anwesenden in dem Raum, in dem er die Bombe platziert hatte. Vier Menschen waren letztlich dadurch umgekommen<sup>144</sup>, Hitler nicht. Er hätte sich zum Zeitpunkt der Explosion nicht einmal in dem Besprechungsraum befinden müssen, hätte zum Beispiel zu einem Telefonat herausge-

rufen worden sein können, was häufig geschah. Auch mich hätte es dann treffen können. Ich habe mir das oft vorgestellt: Ich mache Meldung, dass ich ein Telefonat für den «Führer» habe, und bumm – aus ist es. Dass mir im Begleitschutz etwas passieren könnte – sicher, das war schon klar. Wir waren ja auch nicht umsonst mit 100'000 Reichsmark lebensversichert. Aber dass ein Attentat gleich so geplant werden würde, dass unsere Leute ohne viel Federlesens mit umkommen sollten, das war uns nie in den Sinn gekommen. Das machte Stauffenberg für uns damals zum Kameradenmörder. Wesentlich Schlimmeres gab es nicht. Rudolf Schmundt kannte ich schon, seit er Hauptmann gewesen war, und schätzte ihn. Es traf mich, als er Anfang Oktober an den Folgen seiner Verletzungen im Rastenburger Lazarett starb.

Hitler zeigte sich besonders verbittert darüber, dass Stauffenberg sich nach dem Scheitern seines Plans nicht persönlich gerichtet hatte. Das sei feige und eines Offiziers unwürdig gewesen. Hitlers Gegner erreichten mit dem fehlgeschlagenen Attentat jedenfalls, dass er sich wieder unbesiegbar vorkam. Er fühlte sich als Person in seiner unvergleichlich herausragenden Wichtigkeit bestätigt und glaubte an Vorsehung. Sein Standardsatz: «Mir passiert schon nichts» erhielt nun eine ganz neue Bedeutung. Die Ereignisse des 20. Juli setzten dahinter jedenfalls ein deutliches Ausrufezeichen.

Mussolini hat er noch am Tag des Attentats termingerecht empfangen. Es musste weitergehen. Auch als ich am 21. Juli eintraf, ging alles seinen normalen Gang. Keine besondere Aufregung. Ich beobachtete die Reparatur der Lagebaracke und kam mit den Leuten vom Bautrupp ins Gespräch. Dabei freundete ich mich mit einem der Arbeiter ein bisschen an. Er stammte auch aus Schlesien, wie wir feststellten. Ich schenkte ihm später alle Bilder, die ich von ihm bei der Arbeit an der Lagebaracke machte. Wie hätte ich ahnen sollen, dass mich einmal ein Hollywoodregisseur nach den Fotos fragen würde.<sup>145</sup> Die Aufnahmen sind jetzt alle in Polen bei den Erben des Mannes, ich habe keine behalten, ich war ja nie selbst darauf zu sehen.

Gegen die Umstürzler wurde schlimmste Rache geübt. Nachdem Stauffenberg und einige Mitverschwörer noch in der Nacht nach dem

Attentat zum Tode verurteilt und erschossen wurden, befahl Hitler, die übrigen vor den Volksgerichtshof zu stellen. Unter uns Kameraden sprach man nie über die Prozesse. Es gab Dinge, die machte man nicht zum Thema. Gelegentlich wird heute gesagt, Hitler habe sich Aufnahmen von der Hinrichtung der zum Tode verurteilten Verschwörer vorführen lassen. Das glaube ich nicht. Es passt nicht zu ihm, denn dergleichen war nicht seine Sache. Weder hat er sich meines Wissens je an Bildern makabrer Geschehnisse geweidet noch konnte er sich überwinden, sich mit irgendeinem menschlichen Elend durch unmittelbaren Augenschein zu konfrontieren. Wenn es sich vermeiden liess, stellte er sich nicht diesen Dingen. Lazarettbesuche und Ähnliches waren ihm ein Gräuel.

## AUSGEZEICHNETE GENERÄLE

Die Lage nach dem Attentat empfand ich eigentlich nicht als besonders verändert oder gar angespannt. Weder gab es neuartige Anweisungen an uns, die Sicherheitsvorkehrungen betreffend, noch waren wir vom Begleitkommando seitdem ängstlicher. Hitler selbst am allerwenigsten. Allerdings kam es in diesen Tagen noch öfter als sonst vor, dass er Verschwörung und Verrat witterte, wo immer es schlechte Nachrichten gab. So auch in einem Fall, den er und Generalfeldmarschall Keitel bei offenem Fenster derart lautstark diskutierten, dass ich davon etwas mitbekam. Dabei hatte ich Mühe, auseinanderzuhalten, wer von beiden sprach. Hitler und Keitel ähnelten sich im Tonfall sehr.

Es ging darum, dass bei einer Operation in Finnland<sup>146</sup> hohe Verluste zu verzeichnen waren. Wie sich herausstellte, hatte das an Fehlinformationen des Wehrmachtsführungsstabs gelegen. So war von Hitler ein Befehl zum Vorrücken gegeben worden, ohne Vorhandensein der dafür erforderlichen militärischen Ausrüstung. Dreihundert Geschütze, die man dringend benötigt hätte, waren im Hafen von Reval<sup>147</sup> liegengelassen und nicht ausgeladen worden. Hitler war darüber hörbar ausser sich: «Wie kann so etwas passieren? Wie kann ich Befehle geben, wenn ich

über die Situation nicht richtig unterrichtet bin? Ich – ich bin schliesslich verantwortlich für das alles!»

Er wurde schliesslich ernsthaft krank, eine Gelbsucht, die ihn zwei Wochen ans Bett fesselte. Auch zur Lage konnte er nicht erscheinen. Ziemlich geschwächt sah er aus, als er ab Anfang Oktober wieder begann, an den Besprechungen teilzunehmen. Die Ärzte, die ihn unter anderem behandelt hatten, Karl Brandt und Hans-Karl von Hasselbach, entliess Hitler kurz darauf. Er vertraute nur noch Professor Morell.

Im Oktober hörten wir von Rommels Tod, auch von den Umständen seines erzwungenen Selbstmords. Dass man ihm die Wahl gelassen hatte zwischen Gift und Pistole. Ich wollte mir jedoch keine weiteren Gedanken machen, schob alles weg. Viel später, in russischer Gefangenschaft, traf ich auf Alfred Gause, Rommels ehemaligen Generalstabschef, den man später durch Hans Speidel ersetzt hatte. Gause hatte sich seine eigene Ablösung nicht erklären können.<sup>148</sup> Er erzählte mir, wie er versucht hatte, Rommel aus allem herauszuhalten. Irgendwann habe er, Gause, bemerkt, dass Umsturzpläne kursierten. Den Generalfeldmarschall Rommel betraf das insoweit, als man vorfühlte, ob er sich im Fall eines Putsches als Reichspräsident zur Verfügung stellen werde. Gause vertraute mir an, ihm sei nichts Besseres eingefallen, als unter dem Vorwand, seine Frau zum Geburtstag besuchen zu wollen, um Urlaub zu bitten. Er sei dann aber nicht zu seiner eigenen, sondern zu Rommels Ehefrau Lucie gefahren. Ihr habe er versucht, so schonend und gleichzeitig so deutlich wie möglich zu verstehen zu geben, dass ihr Mann in grosser Gefahr sei. Er habe fast gefleht: «Frau Rommel, retten Sie Ihren Mann! Ihr Mann muss zu Hitler gehen.» Er könne sich nur aus der Schlinge ziehen, wenn er nach oben durchgebe, dass da irgendetwas in Vorbereitung sei. Der Generalfeldmarschall brauche ja gar nichts Genaues preisgeben. «Ihr Mann hat doch jederzeit Zugang zum Führer, da muss er nur mal etwas fallenlassen, dann ist er raus aus der Sache», hatte Gause nach seinen Worten Frau Rommel zu überzeugen versucht. Nun, irgendwann war Rommel nicht mehr zu retten gewesen.

Ich interessierte mich immer brennender für den Kriegsverlauf, überlegte, ob ich es wagen konnte, in die Heimat nach Schlesien zu reisen.



*Hitler begrüsst General Ferdinand Schörner im Lagezimmer des Bunkers kurz vor Ende des Krieges; im Hintergrund Hitlers Chef adjutant Julius Schaub*

Mit Albert Bormann sprach ich darüber, ob ich mir ein paar Tage Urlaub nehmen sollte. Wir standen dabei vor der Lagebaracke, die Besprechung war gerade beendet und Hitler trat heraus. Bormann trug eine Unterschriftenmappe bei sich, ich hatte einige Depeschen zu überbringen. Hitler bemerkte das und lief direkt zu uns hinüber. Bormann sprach ihn an: «Der junge Mann hier will noch mal in seine Heimat nach Oberschlesien. Was meinen Sie dazu, können wir das zulassen?» – «Ja, ja», sagte Hitler, nickte und fügte schelmisch hinzu: «Aber wenn Sie dem Schörner in die Hände fallen, da kann selbst ich nichts mehr für Sie tun. Dann wird Ihnen auch meine Unterschrift nichts nützen.»

Er meinte wohl, General Ferdinand Schörner werde mich in die Truppe einreihen, immerhin konnte er jeden Mann brauchen. Hitler hielt sehr viel von dem jüngst mit den Schwertern zum Ritterkreuz mit Eichenlaub ausgezeichneten General<sup>149</sup>, und damit stand er nicht alleine. Nach dem Ende des Krieges sagte mir ein Russe: «Wenn der Hitler ein Dutzend Schörners gehabt hätte, dann hättet ihr eine Chance gehabt!»

Die Reise nach Schlesien habe ich nicht mehr angetreten, mein Vorstoss war im Grunde auch vornehmlich von der Neugier getrieben, von Hitler zu hören, wie es nun wirklich an der Ostfront stand. Ich hätte allerdings schon gern einige Papiere und Fotos in Sicherheit gebracht. Das erledigte dann später meine Tante Sofia. Sie verbrachte das Kriegsende nicht in Berlin, sondern bei ihrer Mutter in Alt-Schalkowitz. Meine Grossmutter Otilie habe ich nicht wiedergesehen. Wie ich erst viele Jahre später erfuhr, war sie mit siebenundachtzig Jahren gestorben. Ihr letztes Wort soll laut meiner Tante «Zucker» gewesen sein. Das glaubte ich ihr sofort, denn meine Grossmutter war immer ein wahres Schlek-kermaul.

Am 20. November 1944 verliessen wir die «Wolfsschanze» für immer. Hitler verlegte sein Hauptquartier in die Nähe von Bad Nauheim, um die bevorstehende Ardennenoffensive leiten zu können. Kurz hielten wir uns in der Hauptstadt auf, bevor es weiterging. Ich war ziemlich schockiert von dem Anblick, den Berlin mittlerweile bot. Seit meiner Abreise am 20. Juli hatten verheerende Bombenangriffe stattgefunden.

Mit dem Sonderzug ging es zum «Adlerhorst», so hatte Hitler dieses Hauptquartier in Ziegenberg getauft. In den ersten Tagen war die am 16. Dezember 1944 gestartete Operation durchaus erfolgreich, allerdings scheiterte die Offensive mit einem Wetterumschwung wieder an der alliierten Luftüberlegenheit. Ich entsinne mich nur an ständige militärische Besprechungen, an ein Kommen und Gehen der Generalitäten. Die Erinnerung wird verdrängt von dem, was folgen sollte. In Ziegenberg wurde zur Gewissheit: Es ging dem Ende entgegen.

## TOD UND ZERSTÖRUNG

Mitte Februar 1945 kehrten wir von der Westfront endgültig nach Berlin zurück. Die Fahrt vom Schlesischen Bahnhof, dem heutigen Berliner Ostbahnhof, in die Reichskanzlei verlief ruhig. Die Hauptstadt hatte uns nicht erwartet, und man war ganz offensichtlich auch mit etwas anderem beschäftigt. Rechts und links der Strassen, viele waren gänzlich unbe-





*Rochus Misch beim Wachdienst vor Hitlers Bunker, 1944*

fahrbar, reihte sich Häusergerippe an Häusergerippe, bloss noch Mauern ohne Fassade und Dachstuhl. Während der Fahrt sprach niemand ein Wort.

Nun waren alle in der Hauptstadt versammelt: wir vom Begleitkommando, die Sekretärinnen, Ärzte, Adjutanten, Diener und natürlich Hausintendant Kannenberg samt Personal. Der engste Kreis um Hitler hatte noch einmal Position bezogen: Reichspressechef Otto Dietrich, die Bormann-Brüder, Botschafter Hewel. Die Generäle Keitel und Jodl nahmen Quartier in ihren Zehlendorfer Villen, Göring hatte sich auf seinen Landsitz «Carinhall» bei Berlin zurückgezogen.

Ein Erlebnis, das ausnahmsweise nichts mit dem Krieg zu tun hatte, warf mich ziemlich aus der Bahn. Es passierte, kurz nachdem wir in Berlin eintrafen. Mir war schon in Ziegenberg aufgefallen, dass sich Karl Tenazek merkwürdig verhielt. Uns verband eine enge Freundschaft, und ich hatte mehrere Anläufe gemacht, um herauszufinden, was ihn bekümmerte. «Irgendetwas stimmt doch nicht mit dir?», fragte ich rundheraus. «Schulden? Sonst was ausgefressen?» – «Nein, nein, alles

in Ordnung», erwiderte Karl wenig überzeugend. Ich hatte ihn dann irgendwann nicht weiter bedrängt.

Jetzt, in Berlin, bat er mich eines Nachmittags, seine Schicht zu übernehmen. Er wollte etwas früher gehen, am nächsten Tag sollte ohnehin sein Urlaub beginnen. Ich hatte nichts gegen Doppelschichten, das machte mir nichts aus, und ich war froh, danach umso länger Freizeit zu haben. So löste ich Karl wie gewünscht vom Dienst ab und fragte wie üblich nach besonderen Vorkommnissen. «Nichts weiter», versicherte er und übergab mir die Liste, in die alle geführten Telefonate eingetragen werden mussten. Ich wünschte ihm eine gute Heimreise, einen schönen Urlaub und erkundigte mich noch nach seiner Frau, von der ich wusste, dass sie schwanger war. «Hättet ihr lieber einen Jungen oder ein Mädchen?», wollte ich noch wissen. «Keine Ahnung.» Traurig zuckte er mit den Schultern. «Ist doch egal.» Ich konnte mir keinen Reim auf sein Verhalten machen. Warum vertraute er sich mir nicht an?

Karl verschwand in seinem Dienstzimmer, in dem unsere Zimmerfrau, Frau Herrmann, gerade ihre Arbeit verrichtete. Sie erzählte mir später, sie habe sich gewundert, warum Karl seine nagelneue Uniform anzog. Ihre Frage, ob er ausgehen wolle, habe er verneint. Kaum hatte Frau Herrmann den Raum verlassen, vernahm sie einen Schuss. Sofort stürzte sie zurück ins Zimmer. Karl hatte sich auf dem Bett sitzend erschossen.

Zunächst kam der Verdacht auf, dass er in irgendwelche Agententätigkeiten verwickelt gewesen sein könnte. Natürlich waren wir alle der Gefahr ausgesetzt, von ausländischen Geheimdiensten umworben zu werden. Nach einigen Recherchen stellte sich allerdings recht schnell heraus, dass die Sache ganz anders lag. Das Kind, das seine Frau erwartete, war nicht von Karl. Es konnte nicht von ihm sein. Mein Freund hatte sich von Hitlers Leibarzt Professor Morell und von einem Urologen in Berchtesgaden untersuchen lassen. Beide kamen zu demselben Ergebnis: Karl war nicht zeugungsfähig. Es passte zu ihm, dass er damit nicht umzugehen wusste. Die Angelegenheit nahm uns alle im Kommando ziemlich mit, der Verlust war ein grosser Schock.

Nach Bekanntwerden der Einzelheiten entschied Hitler, die tragische

Geschichte als Unfall zu behandeln. Und wenn er entschied, dass es ein Unfall war, dann war es auch einer. Die Summe, mit der jeder Angehörige des Begleitkommandos für diesen Fall versichert war, 100'000 Reichsmark, wurde Karls Frau ausgezahlt.

## **BUNKERTELEFONIST**

In diesen Tagen wurde ich zu dem, als den mich die Nachwelt kennt: Hitlers Bunkertelefonist. Kommandochef Franz Schädle – er hatte im Januar Bruno Gesche abgelöst – eröffnete mir, er habe mich für die Bedienung der Telefonanlage im jetzt technisch voll ausgestatteten Tiefbunker ausgewählt: «Machen Sie sich mit der Anlage vertraut und schauen Sie, dass alles funktioniert.» Ich muss Schädle ein wenig erstaunt angesehen haben, jedenfalls fügte er hinzu: «Sie haben Ihre Sache immer gut gemacht, Misch.» Ich war jedoch nicht wirklich überrascht. Eigentlich habe ich gar nichts gedacht in diesem Augenblick. Hätte ich mich gefragt, warum ich für diese zweifellos verantwortungsvolle Aufgabe ausgewählt worden war, dann hätte ich mir das durchaus erklären können: Ich war schon lange da, hatte mich immer sehr für meine Arbeit interessiert und mir eine Menge selbst beigebracht. Jüngst hatte ich noch als Einziger einen zweiwöchigen Fortbildungskurs für Fernschreiber- und Entwerterbedienung mitgemacht.

Dass die neue Aufgabe nun eine besondere Auszeichnung für mich war, dass ich dadurch so nah bei Hitler sein würde wie in diesen Tagen kein anderer, dass mir damit ein fester Platz am geschütztesten Ort Berlins sicher war – für all diese Gedanken hatte ich keine Zeit. Ich sollte die Bunkertelefonanlage bedienen, das war ein Befehl wie jeder andere, also musste ich mich mit dem Ding schnellstmöglich vertraut machen. Nachdem mich Schädle zum Bunkertelefonisten gemacht hatte, rief ich umgehend Hermann Gretz an, den Techniker von der Post. Er war sofort bereit, mir alles zu zeigen. Mit ihm begab ich mich also zum ersten Mal hinunter in die Katakombe.

Nicht weit von meinem Zimmer im Erdgeschoss des Adjutantenflügels stiegen wir einige mit roten Teppichläufern versehene Treppenstufen in den Keller der Alten Reichskanzlei hinab. Gretz eilte vorbei an der Personalküche, dem Garderobenraum des Festsaals und den Toiletten. Er zeigte mir die Tür zu einem schmalen Gang, der hinüber in die Neue Reichskanzlei führte. Dieser enge, endlose Schlauch war etwa achtzig Meter lang und wurde von uns nach dem Hausintendanten «Kannenbergallee» getauft. Eigentlich diente er dazu, Nahrungsmittel von den Vorratsräumen in der Neuen Reichskanzlei zum Speisesaal in der Alten Reichskanzlei zu bringen. Die «Kannenbergallee», in der ich bald oft genug auf dem Weg in die Kellerräume der Neuen Reichskanzlei unterwegs sein sollte, betraten wir allerdings nicht. Gretz führte mich wieder ein Stück zurück, anschliessend kamen wir, nachdem wir eine gasdichte Stahltür hinter uns liessen, in einen Schleusenraum, der noch zwei weitere solcher Türen hatte. Beide standen offen. Die Tür geradeaus führte in die Ministergärten. Der Posttechniker trat aber durch die andere, dabei beschleunigte er seinen Schritt, was mir zeigte, dass wir noch lange nicht angekommen waren. Wir befanden uns erst im dem Tiefbunker vorgelagerten Vorbunker.

Dieser Vorbunker lag unterhalb des Festsaals der Alten Reichskanzlei. Aufgrund der Sprengkraft der englischen und amerikanischen Bomben hatte man während der Bauarbeiten am Tiefbunker zwischen 1943 und 1944 den Resonanzboden des Festsaals noch einmal mit Beton verstärkt. Über einen Notausstieg konnte man in den Garten des benachbarten Auswärtigen Amtes gelangen. Der grosse Keller unter dem Festsaal und dem Wintergarten führte, nur etwa drei Meter von den Bunkerwänden getrennt, bis zum Bereich des im Westen an den Vorbunker anschliessenden Tiefbunkers um den Betonklotz herum. Der Vorbunker verfügte über ein eigenes Vierzig-Kilowatt-Aggregat, durch das Beleuchtung, Heizung, Wasserpumpen und die Frischluftzufuhr betrieben werden konnten. Mehrere Toiletten und Waschgelegenheiten waren ebenso vorhanden wie eine Küche mit Spül- und Vorratsraum. Ferner gab es zwei Abstellkammern. In der einen stapelten sich Bettgestelle

und Matratzen, die zweite wurde kurz darauf bis unter die Decke mit Lebensmitteln gefüllt. Dazu kamen wenige Aufenthaltsräume. Später war die eine Seite des Ganges die bewohnte, die andere die unbewohnte Seite. Insgesamt, ohne Mittelgang und Technik, befanden sich im Vorbunker sechzehn kleine Räume, keiner davon grösser als vier mal vier Meter.

Als ich mit Gretz zum ersten Mal unten war, nahm ich dies alles allerdings noch nicht so im Detail wahr. Wir durchschritten den Vorbunker durch den schmalen Mittelgang, in dem lange Holztische standen, im Eiltempo, ohne auf eine Menschenseele zu treffen. Ich war längst schwindelig gelaufen. Das war das reinste Labyrinth.

## DER «FÜHRERBUNKER»

Am Ende des Vorbunker-Mittelgangs befanden sich weitere schwere Stahltüren, die als gasdichte Schleusen dienten. Davor würde bald ein Kamerad aus dem Begleitkommando Posten an einem kleinen Tischchen beziehen – als letzter Wachmann vor dem Übergang in die unterirdische Zufluchtsstätte des «Führers». Gretz lief voran. Noch ein paar Treppen hinunter, und endlich standen wir im Tiefbunker, der Bunkerwohnung Hitlers. Mit dem Bau des «Führerbunkers» hatte man viel zu spät begonnen, er war noch nicht fertig, vor allem nicht richtig durchgetrocknet. Wegen verbliebener Feuchtigkeit im Boden und in den Wänden muffelte es. Die ausführende Baufirma, die ARGE Hochtief AG, musste irgendwann improvisieren.

«Es war keine Zeit mehr zum ordentlichen Durchlüften», erklärte mir Gretz. Da der Bunker weit unter dem Grundwasserspiegel in einer Art Betonwanne lag, musste laufend Sickerwasser abgepumpt werden. Ich sah mich um, kniff die Augen dabei leicht zusammen, da ich mich nur langsam an das grelle Licht gewöhnen konnte, das die nackten Glühbirnen an die ebenso nackten Betonwände und diese wieder zurückwarfen. Wie winzig alles war, wie trist, unfertig, unwürdig. Im Mittelgang stehend, erklärte mir der Posttechniker die Aufteilung der Räume. Zellen

wie im Vorbunker waren es, mehr nicht. Der Mittelgang hatte insgesamt nur eine Länge von etwa fünfzehn Metern und war durch eine Betonwand mit Tür in zwei Hälften geteilt. An der linken Wand im hinteren Teil standen mit Feuerschutzausrüstung bestückte Schränke, an der gegenüberliegenden Wand gab es einen länglichen, schmalen Tisch mit Sesseln. Ganz am Ende befand sich eine weitere Querwand, dahinter lag der zum Garten der Reichskanzlei führende Notausgang. Zudem hatte man einen Raum für den RSD vorgesehen, in dessen rückwärtigen Teil bald die Hunde – Schäferhündin Blondi hatte einige Welpen geworfen – einzogen.

Im ersten Raum rechts vom Mittelgang arbeitete Cheftechniker Johannes Hentschel an seinen Apparaten und Anlagen, die alles mit der benötigten Energie versorgten. Ich kannte Hentschel schon lange. Seit 1933 arbeitete er in der Reichskanzlei, in der er auch eine Vierzimmerwohnung hatte. Am Bau des «Führerbunkers» war er massgeblich beteiligt gewesen und jetzt für die technischen Anlagen im Maschinenraum verantwortlich. Hannes, wie ich ihn rief, kannte die gesamte Technik aus dem Effeff. In dem Maschinenraum stand direkt an der Tür ein Diesel-Notstromaggregat, daneben verschiedene Pumpen, die unter anderem das unter der Reichskanzlei befindliche Lazarett mit Frischwasser aus einem eigens gebohrten Tiefbrunnen versorgten.

Zehn bis zwölf Fässer Dieselöl stapelten sich neben der Klimaanlage. Diese konnte etwa tausend Stunden gefahren werden und war in der Lage, möglicherweise mitangesaugte Kampfstoffe zu absorbieren. Allerdings herrschte einmal helle Aufregung, als man später, während einer Lagebesprechung, plötzlich eine Art beissenden Brandgeruch wahrnahm und die Anlage sofort abgeschaltet werden musste. Es stellte sich heraus, dass Görings Wagen genau unterhalb einer solchen Ansaugleitung geparkt und der Generator des mit Holzvergasung betriebenen Fahrzeugs Gase und Dämpfe produziert hatte, die das Ansaugsystem nach innen beförderte. Während der letzten Tage im Bunker mischten sich die Abgase der technischen Anlagen mit einer Art Turnhallenmief; es stank ziemlich da unten.

Gegenüber dem Technikraum, auf der linken Seite, befand sich die sogenannte Nasszelle, das war ein Waschraum mit Toiletten und gleich



*Schleusenbereich des «Führerbunkers», Ende März, Anfang April 1945.  
Ganz links Hitlers Leibarzt Theodor Morell, daneben Erhard  
vom Begleitkommando; Dritter von rechts: Marineattaché Karl-Jesko  
von Puttkamer*

an Henschels Technik angrenzend: «mein» Raum, die Telefonzentrale. Statt der schönen Telefonvermittlung von oben – nun also diese Zelle. Die Telefonanlage im Tiefbunker war mir unbekannt. Sofort sah ich: Steckverbindungen. Ich seufzte. Vorbei war die Zeit mit der modernen Siemens-Anlage und ihren vielen bunten Knöpfen. Jetzt also wieder Stecker und Stöpsel. Der schmale Klappenschrank an der Wand hatte gerade mal die Ausmasse eines Stiefelkartons. Keine Ahnung, auf wessen Mist diese armselige Ausstattung gewachsen war. Das hätte die Telefonanlage einer kleinen Pension sein können, aber doch nicht die des «Führerbunkers» der Reichskanzlei. Ganz offensichtlich hatte niemand damit gerechnet, dass die Telefonzentrale hier unter der Erde einmal zur wichtigsten Nachrichtenschaltstelle werden könnte. Von der Hauptstelle in der Neuen Reichskanzlei in die «Führerbunkertelefonzentrale» weitervermittelte Gespräche konnten von hier aus nur an fünf Unteranschlüsse verteilt werden. Ein Telefon befand sich in Hitlers Privaträumen, eines stand im Zimmer von Professor Morell, das gleich an die Te-



telefonzentrale angrenzte, und weitere Geräte waren dem Diener Linge in seinem Aufenthaltsraum und der Wache zugeteilt. Ein fünfter Apparat konnte im Mittelgang benutzt werden.

Der Raum mit der Telefonanlage war zum Flur hin offen, also ohne Tür, Vorhang oder sonstigen Sichtschutz. Ausser dem Klappenschrank befanden sich hier noch ein Fernschreiber, ein Entwerfer sowie zwei Silenta-Schreibmaschinen, die extra leisen also, die von Hitlers Sekretärinnen benutzt wurden. Zusätzlich zu dem Stuhl vor der Verteilerbox gab es deshalb noch eine weitere Sitzgelegenheit. Einmal hier unten, war dieser Raum der einzige Kontakt zur Aussenwelt. Etwas von dem sehen oder hören, was draussen vor sich ging, konnte man dann nicht mehr.

Von der Telefonzentrale aus gelangte man in vier weitere Räume. Dieser Durchgang war mit einer Tür zu verschliessen, diese stand jedoch meistens offen. Zunächst kam man von dort in einen Vorraum, links hatte man einen Tisch mit vier Stühlen platziert. Vom Vorraum aus war es möglich, geradeaus in ein weiteres Zimmer zu treten, in das Professor Morell, später Goebbels zog. Nach rechts ging es ab in Linges Zimmer und einen etwas grösseren Arzt- und Verbandsraum, in welchem die



*Bild linke Seite:  
«Führerbunker» Berlin:  
Amerikanischer Soldat  
im Schlafzimmer  
von Eva Braun,  
verheiratete Hitler;  
1945*



*Bild rechts:  
Nach der Kapitulation:  
US-Soldat mit  
dem Schlüsselbund  
des Bunkers im  
Lageraum; 1945*

wichtigsten medizinischen Utensilien wie Instrumente und Medikamente aufbewahrt wurden.

Hitlers Räumlichkeiten erreichte man vom zweiten Flur aus. Die erste Tür links führte zunächst in ein Vorzimmer. Linge hielt sich dort für Aufträge bereit, benutzte den Ort auch zum Schreiben und zum Anrichten der Speisen. Durch ihn konnte man links in einen Raum gelangen, der eigentlich als Hitlers Ankleidezimmer gedacht war, dann aber von Eva bezogen wurde. Vom Vorbereich ging es ausserdem in Hitlers Arbeits- und Wohnräume. Auch diese Zimmer waren jeweils nur etwa 3,5 mal 3,2 Meter gross. In den Wohnbereich war eine Sitzgruppe mit einem Sofa und drei Sesseln gequetscht worden. Die wuchtigen Möbelstücke liessen alles noch beengter erscheinen, als es ohnehin schon war. Von diesem Trakt ging es rechts in Hitlers Schlafzimmer, in dessen hinterer Ecke das Bett stand. Über dem Nachttisch war ein Klingelknopf angebracht, mit dem er jederzeit nach Linge läuten konnte, neben der Schlafstätte war eine Sauerstoffflasche aufgestellt worden.

Besonders aufmerksam umgeschaut habe ich mich in Hitlers Räumen nicht, als ich mit Gretz zum ersten Mal dort unten war.



*Hitlers letzter Truppenbesuch am 11. März 1945 im Hauptquartier der 9. Armee, Oderfront; hinter Hitler: Generaloberst Robert Ritter von Greim (mit Brille) sowie Oberst Hans-Ulrich Rudel; rechts: General Theodor Busse, Kommandeur der 9. Armee (mit Brille)*

Mir kam alles viel zu unwirklich vor. Später, nachdem Hitler die Räumlichkeiten bezogen hatte, bin ich ohnehin nicht mehr in seinen privaten Bereich hineingegangen.

Auf der anderen Seite des Vorraums gelangte man über einen kleinen Flur mit schmalen Kleiderabteil in eine Nassecke mit Toilette und Dusche, danach wieder in Evas Raum. An den Decken der Räume waren auch hier einzig Schildkrötenlampen angebracht. Das gleissend helle Licht erstickte jeden Anflug von Heimeligkeit, den die aus der «Führerwohnung» herbeigeschafften Möbel vermitteln sollten, bereits im Keim. Es liess alles nur noch abstossender erscheinen.

Vom mittleren Gang führte die zweite Tür links in den Kartenraum, in dem in den letzten Wochen trotz der Enge militärische Lagebesprechungen stattfanden. Der Raum war nur unwesentlich grösser als die anderen Räume, etwa vier mal 3,6 Meter. In der Mitte stand ein grosser Tisch, an den Wänden waren umlaufende schmale Bänke installiert.

Wurde die grosse Lage abgehalten, drängten sich so viele Menschen hinein, dass die Teilnehmer nur stehen konnten, um dem am Tisch sitzenden Hitler ihren Vortrag zu halten. Meistens mussten einige mit einem Platz im Türrahmen vorliebnehmen. Manchmal wuchtete man den Tisch auch kurzerhand hinaus und die Sache wurde gleich ganz in den Mittelgang verlegt.

Nach dem ersten Rundgang mit Gretz war ich unendlich froh, als wir schliesslich über den Notausgang in den Garten hinaustraten. Ich sah mich um: Allerlei Gerätschaft lag herum, Schaufeln und Spaten steckten in der Erde. Es wurde weiterhin am Bunker gearbeitet, ein Beobachtungsturm befand sich noch mitten im Bau. Anschliessend sah ich hinauf in die Wolken. Frische Luft, Tageslicht. Ich begann zu ahnen, was es bedeutete, dies über einen längeren Zeitraum entbehren zu müssen, und ich ahnte ebenfalls, dass für mich eine solche Zeit anbrechen sollte.

## RAUF UND RUNTER

Zunächst bewohnte noch niemand den Bunker. Auch Hitler nicht. Er ass und schlief, bis das nach einem schweren Bombentreffer nicht mehr möglich war, noch immer in seiner Wohnung in der Alten Reichskanzlei im ersten Stock. Selbst bei Fliegeralarm suchte er den Tiefbunker nicht auf, meist nicht einmal den Luftschutzkeller. Und wenn er ihn denn betreten hatte, verliess er den Schutzraum unmittelbar nach der Entwarnung. Nicht selten aber zog es ihn gerade bei Alarm in die oberen Räumlichkeiten. Dann könne er sich ein besseres Bild vom Angriff machen, erklärte er. Einmal trat er mit meinem Kameraden Joseph «Joschi» Graf sogar während eines Fliegeralarms ins Freie. Der arme Joschi war schrecklich aufgeregt und versuchte Hitler verzweifelt dazu zu bewegen, Schutz zu suchen. «Ach was, mir passiert schon nichts», entgegnete Hitler ungerührt. Noch immer, auch mitten im Inferno, der altbekannte Standardsatz. Joschi verwies auf den Splitterregen, den die Flak verursachte und der über der Reichskanzlei niederging, doch auch das beeindruckte ihn nicht.

Die eingehenden Nachrichten zur militärischen Lage erwarteten wir gespannt, jedoch zunehmend ohne grosse Hoffnung. Am 11. März besuchte Hitler überraschend das Hauptquartier der 9. Armee in Bad Saarow, zwischen Frankfurt an der Oder und Berlin gelegen. Das war sein letzter Truppenbesuch.

Die täglichen Lagebesprechungen begannen jetzt meistens gegen fünfzehn Uhr. Sie fanden zunächst in Hitlers Arbeitszimmer in der Neuen Reichskanzlei statt; der Konferenzsaal in der Alten Reichskanzlei war durch Bomben schwer beschädigt worden. Die grosse Lage dauerte in der Regel zwischen zwei und drei Stunden. Gegen Mitternacht und ein Uhr früh wurde zudem eine Nachtlage abgehalten.

Hitler entwarf fortwährend neue Strategien, um das Blatt in letzter Minute zu wenden. An ein solches Wunder glaubte von uns Kameraden allerdings niemand mehr. Es ging längst nur noch um das «Wie» der Niederlage. Welchem Schicksal würden wir als Besiegte und speziell wir aus Hitlers engster Umgebung entgegensehen?

Etwa Mitte März traf Eva Braun in der Reichskanzlei ein. Sie blieb nur kurz, tauchte aber einige Tage später überraschend ein weiteres Mal auf. Es stellte sich heraus, dass niemand über ihr Kommen informiert war, Hitler eingeschlossen. Der war alles andere als erfreut über Evas Erscheinen und bemühte sich nach Kräften, sie zur Rückkehr nach München zu bewegen. Auch alle anderen taten das. Doch sämtliche Überzeugungsversuche waren vergeblich. Eva Braun gab klar zu verstehen, dass ihr Platz jetzt an Hitlers Seite sei und sie keiner umstimmen könne. Sie wirkte fest entschlossen. Die Kameraden seufzten, aber ich war eigentlich ganz angetan von Evas Anwesenheit. Die düstere Atmosphäre wurde durch ihre fast ungebrochen heitere Art etwas aufgehellt. Allerdings wunderte ich mich über ihren Entschluss schon ziemlich. Es war nicht lange her, vielleicht einen Monat, da war sie angereist, doch am selben Tag musste ich sie mitsamt Gepäck wieder zurück zum Bahnhof bringen: «Ach, was soll ich in Berlin», hatte sie gesagt. «Hier sind ja nur Bombenkrater.»

Bald nach ihrer erneuten Ankunft kam Eva in der Vorhalle auf mich zu. Sie streckte mir ihre Armbanduhr entgegen: «Ach, bitte, sie geht

nicht.» – «Ich kümmere mich darum», versprach ich. Sie überreichte mir das Stück, eine kleine runde Uhr aus Weissgold, das Zifferblatt ringsherum eingefasst mit Brillanten. Ich brachte die Uhr zu Juwelier Wiese in der Friedrichstrasse, und schon am Nachmittag konnte ich sie wieder abholen. Juwelier Wiese funktionierte also noch, und Evas Uhr nun auch wieder. Ich liess sie durch einen Diener gleich zu ihr bringen, froh, dass ich ihr eine kleine Freude machen konnte.

In der Nacht vom 12. auf den 13. April 1945, nach der späten Lage, begegnete ich Pressesekretär Heinz Lorenz. Er war sehr aufgeregt und fuchtelte mit einem Fernschreiben vor meiner Nase herum. Nachdem er beim «Führer» gewesen war, erfuhr auch ich, dass Franklin Roosevelt tot war. Lorenz berichtete, Hitler sei nach Erhalt der Nachricht zwar zunächst aufgesprungen, habe danach aber recht nüchtern gesagt: «Ein halbes Jahr zu spät.» Dennoch habe er auf eine entsprechende Vorahnung verwiesen. Goebbels wiederum schien durch Roosevelts Tod tatsächlich neue Hoffnung zu schöpfen. Noch einmal war von einer «Wende» die Rede.

Allerdings ergab sich in der Folge überhaupt nichts, was auf diese Wende hätte hindeuten können. Ich scherte mich immer weniger um die Dienstanweisung, mich in vermittelte Gespräche nur zur Sicherstellung der Tonqualität ab und zu hineinzuschalten, sondern hörte jetzt alles mit, was über meinen Kopfhörer ging. Ständig versuchte ich, an Neuigkeiten heranzukommen. Es war völlig klar: Die Westmächte trieben ihre militärischen Aktionen mit dem Ziel der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands unvermindert weiter. Auf die Möglichkeit eines Separatfriedens in letzter Minute deutete nichts. Hitler vermochte es bis zuletzt nicht zu fassen, dass sich die Engländer nicht gemeinsam mit ihm doch noch gegen den Bolschewismus stellten.

Meine Dienstzeiten konnten schon seit Februar nicht mehr als normal bezeichnet werden. Sie waren Hitlers Rhythmus angepasst. Die Nacht wurde zum Tag und der Tag zur Nacht. Die letzte Lage begann selten vor Mitternacht, meist dauerte sie nun bis in den frühen Morgen.

Die Keller- und Bunkerräume füllten sich zusehends. Mir schien,

sämtliche Angehörige der Staats- und Parteiführung wurden hier einquartiert. Dazu kamen die Ordonnanzen, sie bewohnten die Katakomben in der Neuen Reichskanzlei. Die ersten Räume, die man dort am Ende der «Kannenbergallee» erreichte, waren die von Luftwaffenadjutant Nicolaus von Below, Otto Günsche und General Wilhelm Burgdorf. In diesem Trakt befanden sich auch die Bereiche von Martin Bormann und dessen Mitarbeitern, den Halbbrüdern Wilhelm Zander und Alwin-Broder Albrecht.

Weiter hinten lagen die Räume der Sekretärinnen, also von Gerda Christian, Christa Schroeder, Traudl Junge und Johanna Wolf. Daran schlossen sich die Büros von Himmlers Verbindungsoffizier Hermann Fegelein, General Hans Krebs und Major Bernd Freytag von Loringhoven an. Schliesslich hatten noch Vizeadmiral Hans-Erich Voss, Botschafter Walther Hewel und die Flugkapitäne Hans Baur und Georg Betz dort Zimmer, weitere standen dem Hauspersonal zur Verfügung. Ganz am Ende dieses Kellers, hinter der Kantine und den Garagenräumen, wohnten die Angehörigen der Fahrbereitschaft. Dort befand sich auch das Büro von Hitlers Fahrer Erich Kempka. In einem grossen Kellerraum mit Zugang von der Vossstrasse hatte man ein Notlazarett eingerichtet. Viele Zivilisten suchten hier Zuflucht, das Lazarett war schnell völlig überfüllt. Ich war nur einmal ganz kurz in diesem Teil der Katakomben.

Nun sassen wir also – wie das ganze deutsche Volk – in Kellern, und über uns lag das Land in Trümmern.

## **BUNKERLEBEN**

Irgendwann Mitte April begann das «Bunkerleben». Hitler zog ganz hinunter an den Ort, an dem er sterben sollte. Eva wich nicht von seiner Seite, bewohnte fortan Hitlers Ankleideraum. Ab jetzt fanden alle Lagebesprechungen im «Führerbunker» im Kartenraum statt, und die Bunker-Telefonzentrale musste rund um die Uhr besetzt sein. Kommandochef Schädle kam auf mich zu. Ich ahnte bereits, was mir blühte: «Misch, Sie gehen mit runter.»

Widerwillig machte ich mich also mit meiner Schlafmatte auf den Weg in mein neues unterirdisches Reich. Auf dem Weg hinab in den «Führerbunker» verstärkte sich mit jedem Schritt mein ungutes Gefühl. Ich war nie klaustrophobisch veranlagt, aber seit den Tagen dort unten weiss ich, was das ist – die Angst vor Enge. Die Stahltüren standen zwar weiterhin die meiste Zeit über offen, die letzte Tür hinunter zum «Führerbunker» selbst aber war immer geschlossen. Vor dieser letzten Tür sass stets jemand vom Begleitkommando, gelegentlich auch ein Kamerad vom RSD, an einem kleinen Tisch. Der RSD war allerdings hauptsächlich für die Bewachung des zweiten Ausgangs, den Notausstieg, zuständig.

An meinem neuen Arbeitsplatz tief unter der Erde kam ich mir, als ich zum ersten Mal die Schlafmatte ausrollte, nun endgültig vor wie lebendig begraben. Immerhin hatte ich meine Telefondrähte. Jetzt hing ich im wahrsten Sinn des Wortes an der Strippe, es war mein einziger Kontakt zum Leben ausserhalb des Bunkers.

Kalt, feucht, grell-weisses Kunstlicht – dass Hitler unter genau den gleichen Bedingungen zu leben und zu leiden hatte, tröstete mich nur wenig. Ach was, es tröstete mich gar nicht. Das war jetzt nicht mehr die Zeit, in der man sich den Kopf um andere machte – und sei es der «Führer». Man hatte mit sich zu tun.

Wann immer es möglich war, floh ich zum Schlafen hinauf in mein altes Dienstzimmer. Nur wenn es nicht anders ging, legte ich die Matte aus. Meistens war ich so hundemüde, dass ich ohnehin nicht merkte, ob meine Schlafstatt nun besonders gemütlich war oder nicht.

In einem Kellerraum, direkt unter der Einfahrt für die Fahrzeuge, war ein Speisesaal eingerichtet. Die Küchenmannschaft kochte schmackhafte Gerichte aus der grossen Gulaschkanone für alle Bediensteten der Reichskanzlei und für das Lazarett. Warmes Essen gab es den ganzen Tag über, man konnte sich zu jeder Zeit etwas holen. Nur selten gesellte ich mich zu den Sekretärinnen im Vorbunker an den langen Holztisch im Mittelgang, der auch als Essplatz benutzt wurde. Dort hätte ich täglich auch die Speisen, die Frau Manziarly, die Nachfolgerin von Frau von Exner, in der kleinen Kochecke des Vorbunkers für Hitler zurecht machte, essen können. Jene Diätkost war allerdings wahrlich nicht mein Fall.

Festgelegte Pausen für die Mahlzeiten gab es für mich nicht. Wenn ich Mittag machen wollte, rief ich meinen Vertreter Retzbach in der Telefonzentrale der Neuen Reichskanzlei an, der kam dann runter. Gern vertrat er mich nicht. Kein Wunder. Zwar herrschte mittlerweile überall eine düster-deprimierte Stimmung, aber im Tiefbunker war es einfach am allerschlimmsten. Jedem, der zu uns hinuntermusste, standen die gleichen Gedanken ins Gesicht geschrieben: Das ist hier wie in einer Totengruft.

Und ich hatte darin den Logenplatz. Wer auch immer den «Führerbunker» betrat oder verliess – aufgrund der Lage meines Arbeitsraums konnte ich alle kommen und gehen sehen. Jeder, der von nun an zu Hitler wollte, musste an meiner Telefonzentrale vorbei. Es gab ausserhalb der Lagebesprechungen nur noch kurze Audienzen. Keine dauerte länger als zwanzig Minuten. Alle hatten es eilig, der Bunkerenge so schnell wie möglich wieder zu enteilen. Sogar Mohnke, mein ehemaliger Kompaniechef, der mich vor fünf Jahren in die Reichskanzlei zum Dienstantritt gefahren hatte, fand keine Zeit, um mit mir einige Worte zu wechseln, wenn er bei Hitler gewesen war. Adolf Hitler, Eva Braun, Diener Heinz Linge, Professor Theodor Morell, Techniker Johannes Hentschel und ich – wir waren die «Führerbunkerbewohner».

## 10. APRIL 1945

Hitlers letzter Geburtstag. Der sechsendfünfzigste. Als Gratulanten liess Reichsjugendführer Artur Axmann im Garten der Reichskanzlei neben einigen jungen hochdekorierten SS-Soldaten etwa zwanzig Hitlerjungen aufmarschieren. Ich hörte nur davon, bekam von all dem nichts mit, war den ganzen Tag nicht ein einziges Mal oben gewesen. Ich sass in meiner Telefonzentrale und konnte mich vor Telefonaten nicht retten, Glückwunschanrufe den ganzen Tag über. Hentschels Dieselmotor und mein Schädel brummt um die Wette. Die Be- und Entlüftungsanlage lief ununterbrochen.

Nach einem Empfang in der Neuen Reichskanzlei, an dem unter anderem Goebbels, Göring, Himmler, die Bormann-Brüder, Speer, Rib-



bentrop und einige Generäle wie Wilhelm Burgdorf und Hans Krebs teilnahmen, erschien Hitler wieder im Bunker und hielt im Kartenraum eine Lagebesprechung ab. Von Feierstimmung keine Spur, der Geburtstag war vorbei.

Die militärische Lage konnte nur als katastrophal bezeichnet werden, im Ruhrkessel hatte Tage zuvor die Heeresgruppe B mit 300'000 Mann kapituliert. Deren Oberbefehlshaber, Generalfeldmarschall Walter Model, erschoss sich kurz darauf. Die Briten und Amerikaner standen an der Elbe, die Russen vor den Toren der Reichshauptstadt.

Für die in Kürze erwartete Trennung von Nord- und Süddeutschland setzte Hitler die Weisung in Kraft, dem Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Grossadmiral Karl Dönitz, den Oberbefehl des nördlich verbleibenden Reichs zu übertragen, für den Süden sollte der OB West, Generalfeldmarschall Albert Kesselring, das Kommando übernehmen. Widerstand bis zum letzten Mann, so lautete die Parole des finalen Aufgebots. Ein Häuflein Wehrmachtssoldaten neben Volkssturmgreisen und Hitlerjungen gegen ein Millionenheer an Rotarmisten – was sollte das noch werden?

Ich hörte, wie die Lageteilnehmer versuchten, Hitler davon zu überzeugen, den Endkampf vom Obersalzberg aus zu führen und den Bunker zu verlassen, solange es noch eine Chance gab, aus Berlin herauszukommen. Ich hatte eigentlich bis jetzt fest damit gerechnet, dass wir nach Berchtesgaden gingen. Doch Hitler liess sich nicht beirren, er wollte bleiben. Nun musste ich umdenken. Es gelang mir nicht. Was bedeutete das nun für mich? Ich wollte nichts anderes als das, was die meisten anderen auch wollten. Man konnte es in ihren Augen sehen: Sie wollten alle raus hier. Aus dem Bunker, aus Berlin.

Göring in seiner dämlichen Tarnuniform machte den ganzen Tag über einen besonders nervösen Eindruck, offensichtlich war er in Sorge, dass er sich nicht mehr rechtzeitig absetzen konnte. Schliesslich verabschiedete er sich von Hitler unter dem Vorwand, in Süddeutschland würden wichtige Aufgaben auf ihn warten. Hitler liess ihn ohne irgendeinen Einwand oder Kommentar ziehen. Der spürbaren «Rette-sich-werkann»-Stimmung schien er insgesamt recht teilnahmslos gegenüberzustehen.

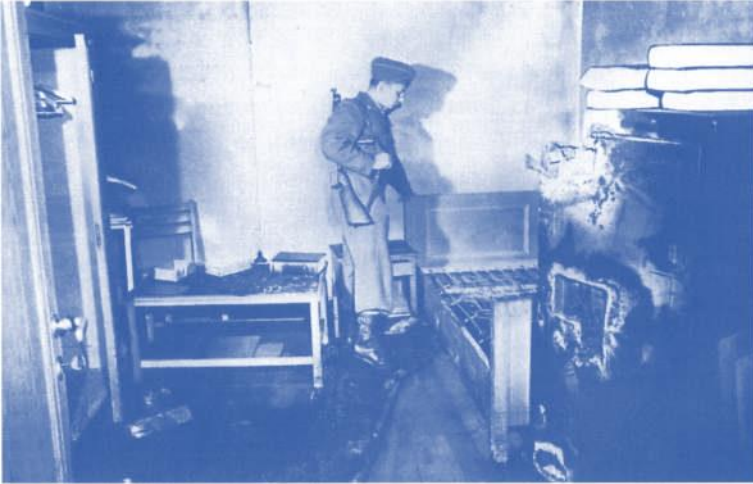
Ich hoffte, dass es vielleicht noch jemandem gelang, ihn umzustimmen. Meine Gedanken gingen wild durcheinander, die Telefonate unterbrachen sie zusätzlich. Bis zu diesem Tag, Hitlers Geburtstag, an dem unter dem Codewort «Clausewitz» der Alarmzustand als Vorstufe der Verkündung des Ausnahmezustands verfügt wurde, war ich immer nach Dienstschluss zu meiner Frau und meiner Tochter gefahren. Das war nun während des Alarmzustands nicht mehr möglich. Gerda war mit Gitta vor einigen Tagen auf meinen Rat hin erneut zu den Schwiegereltern nach Rudow gezogen, nachdem sie zwischenzeitlich wieder in unsere Wohnung zurückgekehrt war. Angestrengt dachte ich immer wieder aufs Neue darüber nach, wie ich meine Familie vor den Russen in Sicherheit bringen konnte. Aus dem Volksempfänger – im Bunker waren überall Geräte verteilt, das Exportmodell – tönte Goebbels. Ich verfolgte die Rede nicht. Wenn Goebbels gewusst hätte, dass ich zu Hause regelmässig den Feindsender hörte ... BBC London – Bomm Bomm Bomm Boomm.<sup>150</sup>

Am Abend versammelte Eva die verbliebenen Gäste des Geburtstagsempfangs noch einmal oben in der «Führerwohnung». Der Bunker war fast leer. Nur ich befand mich an meinem Arbeitsplatz, und Hitler in seinem Zimmer – das letzte Fest in der Reichskanzlei fand ohne den Reichskanzler statt.

## 21. APRIL 1945

Am Morgen stand die Reichskanzlei unter starkem Artilleriebeschuss. Im Tiefbunker hörte man nichts, einzig wenn eine Granate nahe dem Gartenausgang niederging, erzitterten die Wände einen Augenblick lang.

Ich sah Hitler an diesem Tag nur einige Male, ganz kurz. Linge hatte ihn geweckt und von dem Beschuss berichtet. Der «Chef» konnte noch immer nicht glauben, dass die Russen vor der Tür standen. In den letzten Monaten war er seiner Umgebung gegenüber zunehmend misstrauischer geworden, und jetzt, kurz vor dem Untergang, erreichte dieses Misstrauen seinen Höhepunkt. Hinter jedem Widerspruch vermutete er Ver-



*Hitlers Schlafzimmer im Tiefbunker – auf einem Schrank liegen Bände einer technischen Enzyklopädie; 1945*

rat, witterte überall bewusste Fehlinformation. Er wirkte meist fahrig und machte einen niedergeschlagenen Eindruck.

Meine Kameraden und ich wussten, dass die Eroberung Berlins durch die Rote Armee nur noch eine Frage weniger Tage war. Die Russen waren bereits in die Vororte eingerückt, Bernau – etwa fünfzehn Kilometer vor Berlin gelegen – war gefallen. Aufgeregte Geschäftigkeit und völlige Teilnahmslosigkeit wechselten sich ab. Wir sprachen untereinander offen über die Hoffnung, dass Hitler sich doch entschliessen könnte, Berlin zu verlassen und man so dem nahenden Ende im Bunker in letzter Minute vielleicht noch entgehen konnte. Nur Goebbels verstieg sich weiterhin in phantastischen Endsiegszenarien. Ich bekam mit, wie er ständig auf Hitler einredete, als wolle er sich ein letztes Mal an seinen Propagandakünsten berauschen, die nunmehr sogar der «Führer» selbst nötig zu haben schien. Bei uns verfiel das alles nicht mehr.

Die letzten Monate waren nicht spurlos an Hitler vorbeigegangen. Jede Niederlage, jeder Rückschlag, jeder eingebildete oder tatsächliche Verrat in seiner engsten Umgebung hatten seinen nun deutlich erkennba-

ren körperlichen Verfall jeweils fortschreiten lassen. Er ging jetzt schwerfällig, zog ein Bein nach. Die Augen blickten oft ohne Fixpunkt, das Gleichgewichtsgefühl schien gestört. Vor allem seine gesamten Bewegungen hatten sich extrem verlangsamt, alles in allem machte er auf mich den Eindruck eines alten Mannes. Die linke Hand zitterte deutlich, bisher war mir das nicht aufgefallen, griff er doch nach Depeschen weiterhin zielsicher – aber eben mit rechts. Wie schon zu besseren Zeiten, als er sich gegen seine Sehschwäche wehrte, kämpfte er auch in diesem Fall gegen die sichtbaren Zeichen des Verfalls und verbarg die zitternde Hand so gut es ging. Was seine körperliche und auch seelische Verfassung anging, hatte er ohnehin schon immer gut geschauspielert. Selbst wir, die sich in seiner engsten Umgebung aufhielten, konnten die allgemeine Stimmungslage nur an den Reaktionen und Mienen der anderen Lageteilnehmer erkennen – Hitler war höchst selten etwas anzumerken. Diese Disziplin, die er dabei an den Tag legte, wollte er weiterhin aufrechterhalten, aber es gelang ihm angesichts der rasant zunehmenden körperlichen Beschwerden zusehends schlechter. Morell jedenfalls bekam das alles nicht mehr in den Griff, und an jenem Abend dieses 21. April stapfte er schwer atmend mit gepackten Koffern an mir vorbei. Hitler hatte ihn nach neun Jahren Dienst entlassen. Dr. Ludwig Stumpfegger, einer der Begleitärzte Hitlers, kümmerte sich fortan um ihn.

Die Sorge um meine Frau und meine Tochter wuchs unaufhörlich. Längst suchte die Berliner Bevölkerung dauerhaft Schutz in den völlig überfüllten Bunkern. Bisher hatte ich Gerda telefonisch immer erreichen können, wenn ich sie zu Hause bei den Schwiegereltern wähnte. Auch unser dortiges privates Frühwarnsystem funktionierte noch immer. Fernmeldetechniker Gretz hatte schon früher Leitungen in die Nachbarhäuser verlegen lassen. Meine Frau musste bei Alarm nur auf einen Knopf drücken, augenblicklich wussten auch die Familien nebenan Bescheid und konnten sofort reagieren. Das war von grossem Vorteil im Wettlauf um einen Platz im Bunker. Auf diese Weise blieb meist noch genügend Zeit, um ihn zu erreichen, bevor die tödliche Bombenlast der Flieger herabregnete.

An diesem Tag blieben meine Versuche, mit Gerda zu telefonieren, erfolglos. Ich brachte erstmals keine Verbindung zustande, versuchte es immer und immer wieder. Es wurde schon Mitternacht. Um die Ecke schnarchten die Wachposten am Gartenausgang. Irgendwann fand ich heraus, dass mit der Verteilerstelle in der Telefonzentrale in Berlin-Britz, von der aus auch die Gespräche nach Rudow und Buckow vermittelt wurden, etwas nicht stimmte. Der Anschluss bei Gerda konnte also intakt, aber nicht von mir aus anwählbar sein. Mir kam eine Idee. Ich rief einen Kameraden, den ich gut kannte, in der Vermittlungszentrale der Post in München an. Von München konnte man ein Breitbandkabel nach Berlin nutzen, das zweihundertachtzig Gespräche gleichzeitig erlaubte. «Könnt ihr für mich eine Nummer in Berlin anwählen?», fragte ich. In diesem Augenblick schaltete sich eine Telefonistin in unser Gespräch, die für die Fernverbindungen zuständig war: «Das ist kein Problem. Ich kann Ihnen die Verbindung sofort machen, wenn Sie möchten.» Ich gab der Dame die Nummer durch, und kaum eine Minute später hörte ich Gerdas Stimme. Sie hatte noch nicht geschlafen, weinte leise.

## 22. APRIL 1945

Der 22. April 1945 – das Datum markiert für mich bis heute das Ende des Dritten Reichs. Für mich ist es etwas früher als am Tag der bedingungslosen Kapitulation untergegangen, genau acht Tage vor Hitlers Tod. Am 8. Mai 1945 kapitulierte die Deutsche Wehrmacht – am 22. April 1945 aber, einem Sonntag, kapitulierte Hitler. Dieser Tag brannte sich in meinem Gedächtnis nicht minder ein als der, an dem Hitler sich das Leben nahm. Er hatte – wie alle Tage seit Beginn des Bunkerlebens – keinen Anfang. Irgendwann mündete die lange schlaflose Nacht in den Morgen. Ich war immer wieder kurz eingenickt, hatte versucht, mich mit etwas Cognac und Schokolade aufzuputschen. Die Situation wurde von Minute zu Minute hoffnungsloser. Die sowjetischen Truppen waren im Norden Berlins bis nach Pankow vorgedrungen, und die Front verlief schon am Gesundbrunnen und an der Bernauer Strasse. Im Osten der

Stadt stand die Rote Armee in Karlshorst und Friedrichsfelde, der innere Verteidigungsring war durchstossen. Hitlers erhoffter Bruch zwischen den Westmächten und den Russen passierte nicht, der Angriff von General Felix Steiner<sup>151</sup> ebenfalls nicht. Um die Mittagszeit wurden Vorbereitungen zur Lagebesprechung getroffen. Im «Führerbunker» fanden sich Keitel, Jodl, Krebs, Burgdorf und Bormann ein. Die Oberbefehlshaber, die sich schon aus Berlin abgesetzt hatten, wurden durch ihre Adjutanten vertreten: Dönitz durch Vizeadmiral Hans-Erich Voss, Göring durch Generalmajor Eckhard Christian, Himmler durch SS-Gruppenführer Hermann Fegelein und Ribbentrop durch Botschafter Walther Hewel. Ich hatte den Oberbefehlshaber der 9. Armee, General Theodor Busse, an der Strippe, den ich mit Burgdorf verband. Busse meldete: «Die harten Kämpfe sind gekennzeichnet durch die zunehmende Überbeanspruchung der Truppe und durch nicht ersetzbare Ausfälle an Menschen und Material.» Gierig hörte ich wieder weisungswidrig das gesamte Gespräch mit. Irgendwo wollte ich einen Funken Hoffnung auffangen. Ich konnte nur keinen finden.

Das Telefon schnarrte erneut. Kommandochef Franz Schädle war am anderen Ende der Leitung. Ich hatte mich gerade damit beschäftigt, in Gedanken Nachrichtenketten zusammensetzen. Aus diesem Grund nahm ich nur Bruchstücke von dem auf, was er mir zu sagen hatte: «Maschine – ausfliegen – Platz reserviert. Holen Sie Ihre Frau.» Schlagartig war ich hellwach. In einer der letzten Maschinen, die Berlin verlassen sollte, war ein Platz reserviert für meine Frau und meine Tochter. Sie konnten ausfliegen. Nach Berchtesgaden. Das war kaum zu glauben. Ich war völlig überwältigt: In all dem Chaos hatte jemand an Misch, den Bunkertelefonisten, gedacht.

Ich wurde vom Dienst befreit, ein Kamerad von der Fahrbereitschaft brachte mich nach Rudow. Berlin war wie leergefegt, keine Menschenseele war zu sehen. Der Mann fuhr so schnell, wie es die Strassen der Ruinenstadt zulieszen. In unserem Haus befand sich niemand, Türen und Fenster standen sperrangelweit offen. Verschlossene Häuser sprengt der Russe sofort, hiess es. Ich vermutete Gerda und Gitta im etwa vierhundert Meter entfernten Luftschutzbunker. Dahin liess ich



*«Der Krieg ist verloren» – Reichskanzlei im Juli 1945: Blick vom Auswärtigen Amt auf die Betondecke des «Führerbunkers» mit dem Abgasrohr des Notstromaggregats. Im Hintergrund der 1935 erbaute Festsaal, unter dem sich der Vorbunker befand*

mich nun fahren, suchte nach den beiden und fand sie glücklicherweise sehr schnell. Gerda fiel mir sofort in die Arme. Ihre Reaktion auf meine lebensrettende Botschaft aber traf mich wie ein Keulenschlag. Sie schüttelte den Kopf. Nein, sie könne nicht ausfliegen, sagte sie, Brigitta, unsere einjährige Tochter, hätte hohes Fieber. Auch die Eltern wolle sie nicht allein in Berlin zurücklassen. Ich redete verzweifelt auf sie ein, erwähnte die schlimmen Übergriffe der Russen auf die Bevölkerung in Ostpreussen, von denen ich gehört hatte. Es gelang mir nicht, sie zu überzeugen. «Es ist die letzte Chance, Gerda», flehte ich sie schliesslich an, «die letzte!» Meine Frau schüttelte noch einmal entschieden und traurig den Kopf und drückte mir den Notkoffer in die Hand: «Hier, nimm den mit.» Ich konnte nicht länger bleiben, stieg in den Wagen, wuchtete den Koffer auf den Rücksitz und dachte an nichts.

Gerda und Gitta sollte ich lange nicht wiedersehen, sehr lange. Ich verpasste, wie aus meiner Tochter eine Persönlichkeit wurde, hörte ihre ersten Worte nicht, erlebte ihre Einschulung nicht, erfuhr nichts von ihren Sorgen und Freuden als kleines Mädchen. Man würde Gitta von ihrem Papa erzählen, aber nicht von Misch, Hitlers Bunkertelefonisten. Wir lernten uns nie mehr richtig kennen.

Zurück in der Reichskanzlei, meldete ich mich umgehend bei Kommandochef Schädle im oberen Bereich der Kelleranlagen: «Meine Familie wird nicht fliegen.» Er fragte nicht weiter nach, sagte nur: «Dann muss ich den Platz freigeben.» Ich nickte, und funktionierte schon wieder: «Gibt es noch etwas für den Chef? Kann ich noch etwas mit hinunternehmen?» Schädle hatte nichts für Hitler.

Im «Führerbunker» herrschte aufgeregtes Treiben. Ich wunderte mich. «Der Chef hat alle entlassen», raunte mir Retzbach zu. Was war geschehen? Während der Lage, die turbulent und lautstark verlaufen war, hatte Hitler schliesslich den magischen Satz gesprochen und ihn seither vor allen wiederholt, die ungläubig im Bunker herumschlichen: «Der Krieg ist verloren.» Die Teilnehmer der Besprechung, die Kameraden vom Begleitkommando und dem RSD, die Diener und das sonstige Personal – alle hatten es jetzt mitbekommen. Hitler hatte aufgegeben. «Der Krieg ist verloren.» 1943 waren diese Worte in einem schwachen, von fast niemandem bemerkten Augenblick gefallen. Diesmal aber bedeuteten sie das Ende. Was von nun an passierte, war nur noch die Vorbereitung des Abtretens.

«Der Chef bleibt in Berlin», berichtete mein Vertreter weiter und schaute mich dabei eindringlich an. Uns war bewusst, was das hiess. Er würde sich umbringen. Würde es zum Äussersten kommen, dann war das eine Option für ihn, das hatte er schon einige Male angedeutet. «Alle anderen können gehen», fuhr Retzbach fort. «Hitler hat gesagt: ‚Niemand ist mehr zu irgendetwas verpflichtet‘»

Niemand ist mehr zu irgendetwas verpflichtet. Dass es Hitler damit absolut ernst war, dass das endgültige Schlusswort gesprochen war – keiner zweifelte daran. Die Aufbruchaktivitäten begannen sich augen-



blicklich zu überschlagen. Hitler selbst liess sich verschiedenste Unterlagen bringen, sichtete einige Papiere und besprach sich schliesslich mit Chefadjutant Julius Schaub.

Mir fiel der Notkoffer wieder ein, ich hatte ihn oben im Keller der Neuen Reichskanzlei bei Schädle stehenlassen. Ein weiteres Mal ging ich zu ihm hinauf. An mir vorbei wurden Dutzende von Kisten getragen. Neugierig fragte ich Unterscharführer Hans Hofbeck vom RSD nach dem Inhalt. «Das sind die Stenoarbeiten der vergangenen zwei Monate, die gehen mit aufs Flugzeug», antwortete er. In diesen Zinkkästen befanden sich sämtliche Mitschriften der letzten Lagebesprechungen. Eine wertvolle Fracht. Die Kisten wurden abgestellt, stapelten sich zu stattlichen Türmchen. Gerdas Notkoffer packte ich irgendwo dazwischen. Er sollte unbedingt in Sicherheit gebracht werden, aber ich wusste nicht einmal, was sich in ihm befand. In der Enttäuschung über Gerdas Reaktion auf die Evakuierungsmöglichkeit hatte ich ganz vergessen, sie danach zu fragen. Ich weiss es bis heute nicht.

Den Koffer hatte ich gerade abgestellt, als Kommandochef Schädle auf mich zukam. Ich ahnte, was er mir zu sagen hatte. Ausgenommen von Hitlers Generalentlassung waren natürlich diejenigen, auf die für den unmittelbaren Fortgang des Bunkerlebens nicht verzichtet werden konnte. Mir war gleich nach Retzbachs Schilderungen klar gewesen, dass ich nicht zu den glücklich Entlassenen zählen würde. «Misch, Sie werden natürlich noch gebraucht!», eröffnete mir Schädle. Ich nickte schwach. Also entschwand ich wieder Richtung «Führerbunker», an aufgeregten Menschen vorbei. Beucks, der Funker, rannte mich fast um. Er hatte eine wichtige Nachricht für Heinz Lorenz, den Vertreter von Reichspressechef Otto Dietrich. Keine fünf Minuten später erschien Lorenz in meiner kleinen Telefonzentrale. Man habe soeben einen Funkpruch der Westalliierten abgefangen, berichtete er. Danach hofften diese, dass sich Berlin noch weitere vierzehn Tage gegen die Rote Armee würde verteidigen können, damit sie zu den Russen aufschliessen und die Reichshauptstadt gemeinsam einnehmen könnten. Er müsste mit dieser Nachricht sofort zum «Führer».

Ein Alleingang der Russen bei der Eroberung Berlins schien den

Westalliierten also ein Dorn im Auge zu sein. Ich wartete gespannt auf Hitlers Reaktion. Als Lorenz wieder bei mir vorbeikam, fragte ich ihn danach. «Zu spät», meinte der abwinkend. «Hitler hat bloss gesagt: ‚Was soll das heissen? Der Krieg ist verloren. So oder so. Die hätten sich viel früher melden sollen‘.» In seiner Überzeugung, dass sich die Alliierten noch zerstreiten würden, sah sich Hitler durch die Nachricht zwar bestätigt, nur eben: zu spät. Mittlerweile war es für alles zu spät.

Die Ju 352, eine Maschine aus der «Führerstaffel», startete zwei Stunden später als geplant. Pilot Friedrich Gundeifinger, mit dem ich in den letzten Jahren manchen Kurierflug unternommen hatte, rief vor dem Start noch an, weil er endlich mit dem Ziel Reichenhall abheben wollte. Mein Kamerad Willy Arndt, Hitlers Lieblingsdiener, sass auf dem Platz, der ursprünglich Gerda und der Kleinen zugeordnet gewesen war.

Einige Zeit später erreichte mich die Meldung, dass genau diese Maschine von den Alliierten abgefangen und zur Flugplanänderung nach Köln gezwungen werden sollte. Gundeifinger hatte dem nicht Folge geleistet. Schliesslich stürzte der Flieger in der Nähe von Dresden ab. Nach den Meldungen hatte niemand überlebt.<sup>152</sup> Die Nachricht machte augenblicklich die Runde, schon aus dem Grund, weil Willy Arndt mit an Bord war. Als ich in späteren Jahren mit einem Engländer über diese Maschine sprach, äusserte er unumwunden die Vermutung, dass sie durch die Engländer abgeschossen wurde. Um ein Haar hätte ich meine Frau und meine Tochter auf einen Todesflug gesetzt.

Hitler hatte zwischenzeitlich meinen ehemaligen Chef, SS-Brigadeführer Wilhelm Mohnke, zum Kampfkommandanten der Zitadelle, dem engeren Regierungsviertel, ernannt. In den Kellerräumen der Neuen Reichskanzlei lag der Gefechtsstand der von ihm geführten Kampftruppe Mohnke, mit etwa viertausend Mann. Dazu gehörten alle in Berlin befindlichen Verbände der Waffen-SS, darunter auch das Wachbataillon. Aus diesen Einheiten wurden zwei Regimenter mit Bataillonen und Kompanien gebildet, hinzu kamen noch kleinere Gruppen der Wehrmacht, der Luftwaffe und eine Formation von Axmanns Hitlerjugend.

Während ich versuchte, Gerda noch einmal telefonisch zu erreichen

– vielleicht befand sie sich nicht mehr im Luftschutzkeller –, hatte ein anderer eine völlig abweichende Vorstellung von der Rettung seiner Familie. Dr. Goebbels wollte seine Frau und die Kinder nicht *in* die, sondern *vor* der Nachwelt retten; er holte allesamt zu den Todgeweihten in der Reichskanzlei. Bedienstete, die bislang im Vorbunker Schutzräume zugewiesen bekommen hatten, mussten die Kammern jetzt für den Goebbels-Nachwuchs räumen. Goebbels selbst zog in das am Vorabend verlassene Zimmer von Professor Morell direkt neben meiner Telefonzentrale. Vom Gang aus gab es keinen direkten Zugang, Goebbels kam nun also jedes Mal an meinem Arbeitsplatz vorbei, wenn er in seinen Raum ging.

Völliger Wahnsinn, dachte ich, hier in diesen Sarkophag sechs Kinder zu bringen. Als dann, gewissermassen statt der Russen, diese Raselbande zum ersten Mal lärmend in den Tiefbunker einfiel, wusste ich nicht, ob ich lachen oder weinen sollte. Mindestens zweimal am Tag besuchten die Kleinen ihren Vater, und wenn der den «Führerbunker» verliess, tollten sie auf dem Gang herum. Die Bunkeratmosphäre beeindruckte sie nicht im Geringsten. Sie spielten, lachten, sangen, waren übermütig und unbeschwert, wie Kinder eben sind. Ständig musste ich sie zur Ordnung rufen: «Halt, das ist doch hier kein Spielplatz.» Am wirkungsvollsten war es, wenn ich behauptete: «Seid mal ruhig Kinder, euer Onkel Adolf schläft. Den dürfen wir auf keinen Fall aufwecken.» Günther Ochs, Goebbels Diener, nahm die fünf Mädchen und den Jungen dann hinauf in die Keller der Neuen Reichskanzlei zu den Zivilisten.

Spät abends rief ich wieder bei Gerda an. Diesmal funktionierte die Leitung, ich hörte das Freizeichen, doch niemand hob den Hörer ab. Gerda, die Schwiegereltern und die Kleine waren also wieder oder immer noch im Luftschutzbunker, und den sollten sie bis zum Ende kaum mehr verlassen. Ich versuchte zu schlafen, am Pult. Die Schlafmatte rollte ich nicht aus. Dr. Goebbels musste jetzt ja immer durch meinen Raum durch, wie sah es aus, wenn ich schlief!

## 23. APRIL 1945

Ab und zu, wenn ich die düstere, beklemmende Enge in meinem Telefonkabuff einfach nicht mehr aushielt, zog ich mich in mein altes Dienstzimmer im Adjutantenflügel zurück, nicht weit vom Kellerausgang, und ruhte mich dort ein wenig aus. Ich war froh um jede Minute Schlaf. Im Bunker war ich der Einzige, der Tag und Nacht – bis auf die kurzen Essenspausen, in denen mich mein Kamerad Retzbach vertrat – vor dem Vermittlungsschränkchen wachte.

Am Spätnachmittag verliess Hitler plötzlich seine Räume. Langsam, sehr langsam lief er bei mir an der Telefonzentrale vorbei, Schäferhündin Blondi wich nicht von seiner Seite. Zusammen mit einigen Kameraden vom Begleitkommando ging er nach oben in den Garten der Reichskanzlei. Frische Luft atmen, zum letzten Mal. Es waren teilweise wunderschöne Frühlingstage, in deren Kulisse sich diese Hölle abspielte.

Kurz danach Aufregung. Göring schaffte es, in letzter Sekunde noch bei Hitler in Ungnade zu fallen. Es ging wohl um ein Telegramm von Göring aus Berchtesgaden, aber ich konnte die genauen Zusammenhänge nicht erfassen, hatte ohnehin Schwierigkeiten, mich auf meine Telefonate zu konzentrieren. Martin Bormann tönte von «Hochverrat», bugsierte erregt die Krügerin, wie wir im engeren Kreis der Bediensteten seine Sekretärin Else Krüger nannten, in meine Telefonzentrale. Er diktierte ihr einen Funkpruch, der oben abgesetzt werden sollte. Erst später erfuhr ich, dass Göring wegen Hitlers Ausspruch am 22. April, er habe keine Befehle mehr, vom Nachfolgefall ausgehen wollte. Göring stand allem Anschein nach in den Startlöchern, um Hitler infolge seiner offensichtlichen Regierungsunfähigkeit zu beerben, wie es für diesen Fall vorgesehen war. Da hatte Chefintrigant Bormann natürlich leichtes Spiel. Hitler war mehr denn je empfänglich für alle noch so haarsträubenden Varianten von Verrat, Verschwörung und Sabotage.<sup>153</sup>

Zwischenzeitlich traf Albert Speer ein, der Herr Künstler. Speer war Rüstungsminister, wirkte im Bunker dennoch vollends deplatziert. Wartend lief er den Korridor auf und ab, ging anschliessend zu Hitler hinein.

Er blieb noch bis zur Lagebesprechung mit General Krebs. Später am Abend wünschte Eva Braun, Speer zu sehen. Sie kam zu mir in die Telefonzentrale mit der Bitte, Speer, der sich noch im oberen Bereich der Katakomben aufhielt, zu benachrichtigen. Kurz danach sah ich ihn zum letzten Mal.

Endlich erreichte ich doch noch telefonisch meine Frau. Ich ahnte in diesem Moment nicht, dass es für lange Zeit das letzte Mal sein sollte, ihre Stimme zu hören. Am gleichen Abend starb Gerdas Vater. Das erfuhr ich jedoch nicht mehr. Mein Schwiegervater hatte mit zwei anderen Männern den Bunker voreilig verlassen, da er immer in Sorge um unsere Habe war, die in den offenstehenden Häusern Plünderern ausgeliefert war. Alle drei wurden von einer Granate erwischt und in Stücke gerissen. Was von ihm blieb, ist im Garten vergraben.

## 24. APRIL 1945

Um Hitler herum lichteteten sich die Reihen der Getreuen. Mittlerweile waren auch die Sekretärinnen Christa Schroeder und Johanna Wolf ausgeflogen worden. Traudl Junge und Gerda Christian blieben.

Frau Christian, die «Dara», war Hitlers Lieblingssekretärin, sie hatte Humor und Berliner Schnauze, das mochte der «Chef». Aber was machte Frau Junge noch hier? Traudl Junge war stets das fünfte Rad am Wagen gewesen. Ich selbst hatte nie erlebt, dass Hitler sie überhaupt einmal als «erste Wahl» zum Diktat rufen liess. Sie wurde nur als Vertretung eingesetzt, wenn eine andere Sekretärin verhindert war. Albert Bormann hatte sie eines Tages aus der Münchener Parteizentrale mitgebracht, als Dara nach ihrer Hochzeit einige Monate nicht arbeitete.<sup>154</sup> Als ich Frau Junge, damals noch Fräulein Humps, zum ersten Mal sah, das war in Berchtesgaden, hatte ich mich regelrecht erschrocken. Sie war mir durch einen unglaublichen Silberblick aufgefallen. Bald darauf hatte sie sich an den Augen operieren lassen, und nun konnte man sie anschauen.

Immer mehr Stadtteile wurden von der Roten Armee eingenommen. An diesem Tag gingen auch die Flugplätze Gatow und Tempelhof verloren. Hitler hatte für diesen Fall vorgesorgt, eine neue Landebahn auf der Charlottenburger Chaussee<sup>155</sup> zwischen Siegestsäule und Brandenburger Tor sollte ausweichend genutzt werden. Hitler hoffte auch, über diesen Weg Verstärkung für den Kampf einfliegen zu lassen. Tatsächlich landeten noch etwa zweihundert Marinesoldaten von Dönitz mitten im Inferno.

Hitler begegnete mir auf dem Gang. Er sah mittlerweile so aus, wie man sich einen Menschen vorstellt, der ohne Tageslicht und frische Luft lebt. Bleich, tief gebeugt, unsicher im Schritt – einem Gefängnisinsassen ähnlich, der alle paar Stunden einmal den Gang auf- und ablaufen darf –, so schlurfte er an meiner Telefonzentrale vorbei. Wie ein Mörder in der Todeszelle. Ganz im Gegensatz dazu Eva. Sie machte sich weiterhin sorgfältig zurecht wie eh und je, legte Rouge auf die Wangen und kleidete sich, als befände sie sich in einer hochherrschaftlichen Villa und nicht in einer mit einigen Möbelreliquien längst vergangener Tage hergerichteten Gruft. Mir gefiel das. Fast muss man sagen: Eva war die Einzige, die sich weiterhin kultiviert benahm. Sie erinnerte mich daran, dass wir noch nicht tot waren. Ausser ihrer Erscheinung hatte hier einfach alles mit Tod zu tun. Überall nur Vergangenheit, Ende, Untergang. Sämtliche Gesichter waren grau, nur Evas Lippen nicht. Bislang ahnte ich allerdings nichts davon, dass Eva noch etwas für sie Wichtiges vorhatte; viel Zeit blieb ihr nicht.

Seit Hitler am 22. April das Ende verkündet hatte, war uns klar, dass damit vor allem sein eigenes Ende gemeint war. Jeder schien sich mit der Frage nach der besten Methode für einen Selbstmord zu beschäftigen. Ich hörte von Zyankaliekapseln, die Dr. Stumpfegger verteilen würde. Mir wurde keine angeboten. Ich brauchte kein Gift. Meine Walther PP lag entsichert neben mir auf dem Tisch am Arbeitsplatz. Ich war jederzeit bereit, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Diejenigen unter uns, die wie ich wegen ihrer unverzichtbaren Dienste noch nicht entlassen waren, wussten ganz genau: Die eigene Haut zu retten – diese Chance bestand erst nach Hitlers Tod. Also warteten wir darauf. Danach gab es drei Möglichkeiten: durch die eigene Hand ster-



*Am Gartenausgang des «Führerbunkers», auf der Suche nach der  
Verbrennungsstelle von Hitler und Eva Braun, etwa Juni 1945*



### Reichskanzlei

- 1 Mittelbau mit Marmorgalerie
- 2 Eingang Vossstrasse 6
- 3 Eingang Vossstrasse 4
- 4 Kasernenbauten
- 5 Hebebühne zu den Katakomben
- 6 Gartenportal zu Hitlers Arbeitszimmer
- 7 Bauzufahrt zum «Führerbunker»
- 8 Zufahrt / Tiefgarage und «Führerbunker»
- 9 Einfahrt / Tiefgarage und Feuerwehr
- 10 Zufahrt «Führerbunker»
- 11 Haus Kempka
- 12 Gewächshaus
- 13 Ehrenhof
- 14 Festsaal mit Wintergarten
- 15 Alte Reichskanzlei
- 16 Speisesaal
- 17 Propagandaministerium
- 18 Erweiterungsbau zur Reichskanzlei
- 19 U-Bahn-Eingang Wilhelmplatz
- 20 Kaufhaus Wertheim
- 21 Leipziger Platz
- 22 Ministergärten
- 23 Tiergarten
- 24 Hermann-Göring-Strasse  
(heute Friedrich-Ebert-Platz)
- 25 Vossstrasse
- 26 Wilhelmstrasse

Legende für die Übersichtskarte Reichskanzlei





Vorbunker (rechts) und Hauptbunker (»Führerbunker«) 1945

### **Vorbunker**

- 1 Keller des Wintergartens
- 2 Keller des Festsaaes
- 3 Kannenberggang
- 4 Vorratsräume
- 5 Waschraum / Duschen
- 6 Toiletten
- 7 Anrichtraum / Küche
- 8 Wache
- 9 Maschinenraum
- 10 Alte Wache
- 11 Haupteingang
- 12 Notausgang
- 13 Warteraum
- 14 Personal
- 15 Aufenthaltsraum / Wache
- 16 Treppenhaus zwischen Bunker und Führerwohnung
- 17 Gasschleuse
- 18 Aufenthaltsräume
- 19 Speiseraum

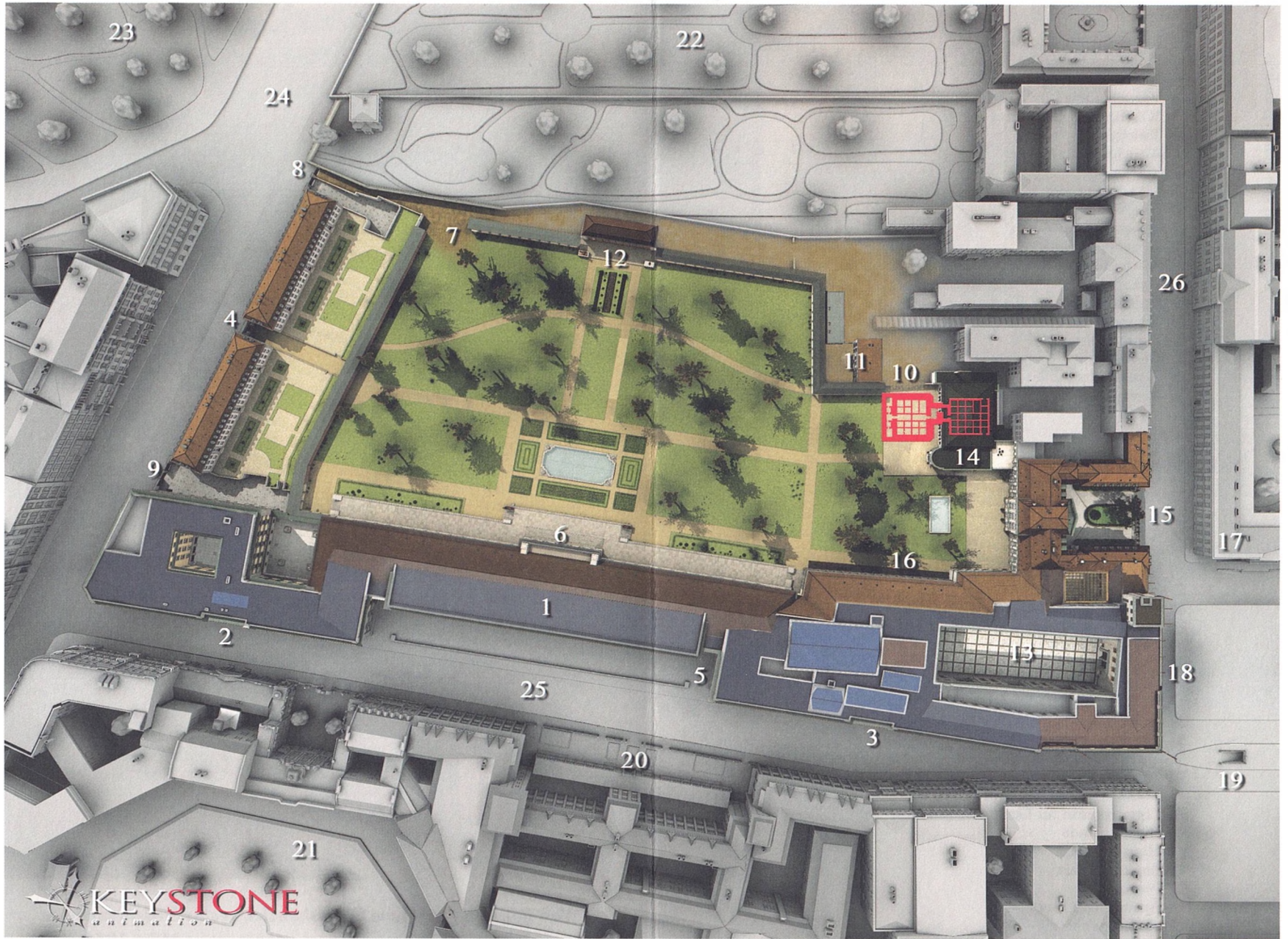
### **Hauptbunker**

- 20 Betonverfüllung
- 21 Erster Notausgang des Hauptbunkers
- 22 Abwasser / Strom
- 23 Badezimmer
- 24 Schlafraum Eva Braun
- 25 Vorraum von Hitler
- 26 Hitlers Arbeitszimmer
- 27 Schlafraum von Hitler
- 28 Kartenzimmer / Lagerraum
- 29 Warteraum / Lagevorraum
- 30 Flur und Wartebereich
- 31 Telefonzentrale
- 32 Sanitätsraum
- 33 Schlafraum (Leibdiener)
- 34 Schlafraum (Leibarzt, später Goebbels)
- 35 Vorraum
- 36 Zweiter Notausgang des Hauptbunkers
- 37 Beobachtungsturm (im Bau)
- 38 Belüftungsturm (im Bau)
- 39 Lüftungsturm für Generator (im Bau)
- 40 Bunkerwände
- 41 Haus Kempka
- 42 Bunkerzufahrt
- 43 Pergola
- 44 Auswärtiges Amt
- 45 «Führerwohnung»
- 46 Lastenaufzug
- 47 Fundamente / Alte Reichskanzlei





*Von Bomben getroffene Reichskanzlei, rechts Hitlers zerstörte Wohnung im ersten Obergeschoss, etwa März 1945*



Lage der Bunkeranlagen (rot eingefärbt) auf dem Gelände der Reichskanzlei (farbig hervorgehoben)

ben, die Telefonzentrale mit einer weissen Fahne schmücken und sich den Russen ausliefern oder die Flucht wagen. Ich schwankte. Einerseits hatte ich mit dem Leben abgeschlossen und fühlte mich matt und leer, andererseits platzte meinen Kopf vor lauter Rettungsstrategien. Der Überlebenswille war noch nicht besiegt, aber sollte es nicht mehr gehen, dann wollte ich mich an die Walther PP halten. Und wenn Hitler zu lange wartete? Sollte ich jetzt einfach aufstehen, hinausmarschieren aus der Reichskanzlei und versuchen, mich zu Frau und Kind durchzuschlagen? Ach was, aussichtslos. Durch die Ruinen irrend, wäre ich irgendwo der Gestapo in die Arme gelaufen. Und als Feigling aufgehenkt zu werden – das wollte ich auch nicht.

Alles drehte sich nur noch um zwei Fragen: Wann würde sich Hitler umbringen? Wann stand der Russe in der Bunkertür?

Den Kameraden ging es ähnlich. Viele waren wir ohnehin nicht mehr. Unausgesprochen warteten wir alle auf dasselbe. Wann endlich würde uns Hitler erlösen? Wir warteten Stunde um Stunde, Tag um Tag. Nicht wenige sah ich beten, einige taten es zum ersten Mal in ihrem Leben. Ich war im «Führerbunker» immer mehr isoliert. Von meinen Kameraden liess sich niemand mehr hier unten sehen, solange es nicht unbedingt nötig war. Regelmässig erschien nur meine Vertretung. Meinen guten Freund Helmuth Beermann hatte ich in den letzten Tagen auch nicht mehr getroffen, mittlerweile war er sicher ausgeflogen worden. Desgleichen wohl Albert Bormann, der sich genauso wenig von mir verabschiedet hatte.

Dafür sassen jetzt Eva Braun und Magda Goebbels häufig zusammen im Gang und sprachen über das Tagesgeschehen, den Bunker und vor allem natürlich über Hitler und Joseph Goebbels. Ich hörte, wie sie sich gegenseitig Mut zusprachen, die Männer nicht zu verlassen, sondern mit ihnen in den Tod zu gehen: «Wir haben mit ihnen gelebt. Wir werden mit ihnen sterben.»

Das Telefon klingelte ununterbrochen. Viele besorgte Zivilisten riefen an. Die Nummer der Neuen Reichskanzlei stand ja, wie schon gesagt, im Telefonbuch und auch die «Führerwohnungsnummer» war kein

Geheimnis. Wer sie kannte, konnte sie weitergeben. Die Kameraden von oben vermittelten die Anrufe oft zu mir weiter.

Einmal schrie und weinte eine Frau. Sie war so aufgebracht, ich konnte sie kaum verstehen. Ihre Nachbarin werde vergewaltigt, schluchzte sie herzerreissend. «Hilfe, Hilfe – so helfen Sie doch!» Im Hintergrund hörte man furchtbare Schreie. «Einen Augenblick», mehr brachte ich nicht heraus. Ich wollte den Anruf nur loswerden. Dr. Goebbels stand in Sichtweite. Ich rief nach ihm, hielt ihm den Hörer hoch: «Zivilisten!» Goebbels übernahm jedes dieser nervenzehrenden Gespräche; auch das mit der Zeugin der Vergewaltigung.

Zwischen den Lagebesprechungen war die Stimmung besonders bedrückend. Alle flüsterten. Ich wollte mich von dieser Totengräberstimmung nicht anstecken lassen und sprach absichtlich laut und vernehmlich in meinen Telefonhörer. Das brachte ein bisschen Normalität in diese gespenstische Atmosphäre. Am Abend fand wieder eine Lagebesprechung statt.

## 25. APRIL 1945

Ich war froh, dass es für mich ständig etwas zu tun gab. Das half ein wenig, die Zeit zu vergessen. Am Abend gingen Funksprüche an den Oberbefehlshaber der 12. Armee, Walther Wenck, und an Jodl. Der Entlastungsangriff, den man sich von der Armee Wenck erhoffte, kam jedoch nicht.

## 26. APRIL 1945

Der Kampf um Berlin ging in die Endphase. Die Reichskanzlei lag den ganzen Tag unter Artilleriefeuer. Hentschel musste zeitweise trotz ausreichender Filter die Frischluftventilatoren abschalten, da diese immer wieder Rauch ins Innere saugten.

Trotz des Dauerbeschusses verbrachte ich meine Pausen weiterhin oben. Ich musste diesen Sarg einfach hin und wieder verlassen, sonst wäre ich vollends verrückt geworden. Wann ich Pause machte, bestimm-

*Im Lageraum des  
Tiefbunkers: Hitlers  
Schreibtisch; 1945*



te ich mittlerweile selbst, ich musste mich nur mit Retzbach abstimmen. Auch an diesem Tag ging ich nach dem Mittagessen kurz in mein Dienstzimmer. Am Eingang zum Adjutantenflügel lag ein toter Volksturmman. Er musste wohl von herabstürzenden Trümmern während eines Luftangriffs getötet worden sein. Todmüde stieg ich über die Leiche und schleppte mich ins Bett. Es war mein letzter Gang nach oben, bevor Hitler starb.

In den Abendstunden tauchten die Pilotin Hanna Reitsch und Heeres- und Luftwaffenoffizier Robert Ritter von Greim<sup>156</sup> im Bunker auf. Hanna Reitsch war ein wahres Teufelsmädchen. Ich kannte die begabte und wagemutige Pilotin von mehreren Besuchen bei Hitler. Es war Hanna Reitsch, die von ihm 1944 ausgewählt worden war, den Fehler bei der VI<sup>157</sup> zu finden. Diese «Vergeltungswaffe 1», auf der so grosse Hoffnungen geruht hatten, funktionierte nicht, und der Fehler liess sich nur im Einsatz feststellen. Es musste sich also jemand mit einer bemannten Sonderkonstruktion von dem Ding abschiessen lassen. Als man Hitler Hanna Reitsch vorschlug, grummelte der kurz: «Kann das denn kein Mann machen?» Schliesslich willigte er aber ein. Reitsch fand wenigstens eine der Ursachen der Fehlfunktion: Ein Kabel im Lenksystem der Rakete war unterbrochen, allerdings gab es wohl noch eine ganze Reihe von anderen Problemen.

Da der Flughafen Gatow längst eingenommen war, mussten Reitsch und Ritter von Greim mit ihrem «Fieseler Storch»<sup>158</sup> auf der Charlottenburger Chaussee landen, die 1935 in «Ost-West-Achse» umbenannt worden war. Greim hatte sich eine Beinverletzung zugezogen, als das Flugzeug bei der Landung unter Beschuss geriet. Auf einer Krankentrage liegend, brachten ihn Kameraden an meinem Raum vorbei zu Hitler. Während die beiden miteinander sprachen, blieb Hanna Reitsch bei mir in der Telefonzentrale. Ich blickte auf das Eiserne Kreuz I. Klasse<sup>159</sup>, das auf ihrem Rollkragenpullover prangte. Günther Ochs, Goebbels Diener, holte drei Weingläser und schenkte uns allen ein. Draussen tobte die letzte Schlacht dieses Krieges, wir sassen hier in einer Art Kirchenstille und tranken ein Glas Wein. Irgendwann kam Frau Goebbels dazu, und Hanna Reitsch zögerte nicht, sie auf die Kinder anzusprechen. Sie redete geradezu mit Engelszungen auf sie ein, die Mädchen und den Jungen ausfliegen zu lassen. Niemand müsse doch erfahren, wessen Kinder es seien. «Wenn es sein muss, fliege ich sogar zehnmal hin und her», flehte sie. Schliesslich wurde sie deutlich: «Was Sie für sich selbst entscheiden, ist ja Ihre Angelegenheit. Wenn Sie bei Ihrem Mann bleiben möchten, dann tun Sie das. Aber die Kinder ...» Es half alles nicht.

Unterdessen war die Unterredung zwischen Hitler und Ritter von Greim beendet. Greim machte einen beinahe heiteren Eindruck, als er, jetzt humpelnd, herauskam. Hitler hatte ihn zum Feldmarschall und Chef der Luftwaffe befördert. Göring war damit abgesetzt und all seiner Ämter enthoben. Hitler liess ihn später samt seiner Gefolgsleute auf dem Obersalzberg festsetzen. Greim und Hanna Reitsch verbrachten die Nacht im Vorbunker.

## 27. APRIL 1945

Die Meldungen überschlugen sich weiter. Zunächst hiess es, Wenck sei doch noch entscheidend vorgestossen, bis auf zwanzig Kilometer vor Berlin. Goebbels verkündete, Berlin müsse ohne Rücksicht auf Verluste gehalten werden. Ich hörte nicht mehr hin. Ich funktionierte nur noch



wie unter Hypnose. Wencks Vormarsch bedeutete für mich einzig eine weitere Verlängerung des zähen Wartens auf Hitlers Ende.

Die Funkverbindung zu Wenck riss immer wieder ab, bald kam die Nachricht, dass der Vormarsch gestoppt wurde. Auch die Grossangriffe im Norden und Süden Berlins zeigten keinen Erfolg. Falls das überhaupt noch möglich war, verstärkte all dies die Depression im Bunker. Hitler und Martin Bormann konnten sich das Scheitern der Offensiven nur durch Verrat erklären. Verrat bis hinauf in die allerengsten Kreise. Die verbliebenen Kameraden und ich spielten unterdessen unzählige Varianten des Szenarios eines Bunkersturms durch die Russen durch.

Am Nachmittag wollte Hitler mit Himmlers Verbindungsoffizier Hermann Fegelein sprechen. Nach der Heirat Fegeleins mit Eva Brauns Schwester Gretl war der Weiberheld gewissermassen sein Schwager. Für uns Kameraden gab es keinen Zweifel: Fegelein wollte sich durch die Ehe mit einer Braun nur in den engen Kreis um Hitler hineinmogeln. Das immerhin war gelungen, aber nutzen sollte es ihm nichts.

An diesem 27. April war Fegelein in den Kellern der Reichskanzlei nicht aufzufinden. Ich erhielt den Auftrag, ihn unter allen von ihm bekannten Telefonnummern anzurufen, konnte ihn aber nirgendwo erreichen. Ein Trupp von RSD-Leuten fand ihn schliesslich in seiner Wohnung in der Bleibtreustrasse, einer Seitenstrasse des Kurfürstendamms. Martin Bormann hielt sich gerade auf dem Gang im «Führerbunker» auf, als die Kameraden vom RSD ohne Fegelein zurückkehrten und Meldung machten. Ich stand dabei, als sie ihm berichteten, dass sie Fegelein in seiner Wohnung zwar angetroffen hätten, der jedoch nicht bereit gewesen sei, ihnen in die Reichskanzlei zu folgen. Was sollten die Leute vom RSD auch machen: Sie waren einfache Soldaten, in SS-Uniform zwar, aber ohne Runen, bloss Polizeiangehörige. Fegelein dagegen stand im Rang eines SS-Brigadeführers. Er brauchte den Anweisungen dieser RSD-Männer nicht zu folgen. Fegelein sei angetrunken, leicht bekleidet und nicht allein gewesen, berichteten die Kameraden weiter. Die Dame in seiner Begleitung hätten sie nicht als seine Ehefrau erkannt. Sie war wohl eine Rundfunksprecherin vom Deutschlandfunk, wie ich später

erfuhr. Jedenfalls hatte Fegelein laut der RSD-Männer herumgepöbelt: «Was soll denn die ganze Scheisse noch? Das geht mich nichts mehr an.»

Bormanns Miene verfinsterte sich, als er das hörte. «Sofort wieder hin! Sofort festnehmen, herbringen», polterte er. Fegelein hatte sich allerdings mittlerweile selbst auf den Weg in die Reichskanzlei gemacht. Ich bekam mit, dass man in seiner Wohnung allerlei Wertgegenstände gefunden hatte, Schmuck etwa, und ausserdem viel Geld, englische Pfund. Er wollte sich wohl heimlich absetzen. Später – ich befand mich gerade auf dem Weg zu Kommandochef Schädle – sah ich Fegelein in Uniform in den Katakomben der Neuen Reichskanzlei, begleitet von zwei RSD-Männern. Er wurde zur Vernehmung durch Kriminalrat Peter Högl in Mohnkes Kommandostand geführt.

Ich musste zurück an meinen Arbeitsplatz, ahnte, dass es für Fegelein nicht angenehm werden würde. Mit einem der RSD-Männer, Hans Hofbeck, sprach ich ab, dass er mich auf dem Laufenden halten sollte. Hitler beschäftigte sich nur kurz mit der Sache, degradierte seinen «Schwager» augenblicklich zum einfachen SS-Mann und überantwortete ihn einem Standgericht. Ihm wurden alle Orden und Ehrenabzeichen abgenommen. Hofbeck berichtete mir, dass Fegelein nach der Vernehmung nun auf das Urteil des eingesetzten Tribunals unter Högl warten würde.

## 28. APRIL 1945

In der Nacht hatte ich wieder viel zu tun. Ich stellte mehrmals eine Verbindung für Krebs zu Keitel her. Irgendwann in den frühen Morgenstunden brach sie ab. Keitel hatte Schwierigkeiten mit dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel, Generaloberst Gotthard Heinrici. Heinrici widersetzte sich wohl Befehlen zum Entsatzangriff und wurde bald darauf abgesetzt.<sup>160</sup>

Im Bunker traf eine weitere Hiobsbotschaft ein. Beim Abhören der ausländischen Nachrichten durch den deutschen Nachrichtendienst, mittlerweile wurden sie als eine der Hauptquellen der täglichen Lagebesprechungen genutzt, erhielten wir die Meldung eines schwedischen

Senders, dass Heinrich Himmler den Engländern und Amerikanern die Kapitulation angeboten hatte. Mit der Begründung, dass für die Alliierten nur eine Gesamtkapitulation mit den Russen in Frage käme, sei das abgelehnt worden.<sup>161</sup>

Himmler versuchte sich wohl herauszuwinden, als man ihn damit konfrontierte. Aber dann sendete die BBC eine sämtliche Gerüchte bestätigende Reuters-Meldung. Der Chef des Nachrichtenbüros, Heinz Lorenz, überbrachte Hitler die Mitteilung persönlich. Augenblicklich verlor dieser die Beherrschung. Es wurde laut, zwischen meinen Telefonaten vernahm ich Hitlers erregte Stimme. «Ausgerechnet Himmler, ausgerechnet Himmler!» Diese Wortfetzen konnte man im ganzen «Führerbunkerbereich» hören. Das Ganze erinnerte mich stark an seine Reaktion auf den Englandflug von Hess 1941.

Hitler liess Hanna Reitsch und Ritter von Greim zu sich rufen. Sie sollten Himmler festsetzen. Ich war völlig niedergeschlagen. Ingeheim hatte ich gehofft, dass Hitler mit Greim doch noch ausfliegen würde. Jetzt schwamm, besser gesagt flog auch dieser letzte Strohalm davon. Hitler blieb in Berlin. Ich kam nicht aus dem Bunker heraus. Reitsch und Greim starteten mit einer Maschine von der Charlottenburger Chaussee, um in Plön Dönitz zu treffen.

Irgendwann erschien Hans Hofbeck wieder unten bei mir und erzählte vom weiteren Verlauf der Sache mit Fegelein. Man habe nunmehr nach Kenntnis von Himmlers Vorstoss kurzen Prozess mit Fegelein gemacht. Die Durchsuchung seines Dienstzimmers in den Katakomben habe nämlich Unterlagen zutage gefördert, aus denen hervorgehe, dass er von den durch Himmler initiierten Geheimverhandlungen, die über den schwedischen Unterhändler Graf Folke Bernadotte liefen, gewusst haben musste. Damit ging es bei Fegelein nicht mehr nur um eine geplante Flucht aus Berlin, sondern um Hochverrat. Das Standgericht unter Kriminalrat Högl verurteilte den Ehemann von Gretl daraufhin zum Tod durch Erschiessen. Einen direkten Befehl Hitlers dazu gab es nicht. Nur die Degradierung war von ihm persönlich angeordnet worden.

Hofbeck berichtete nun mit Händen und Füßen von der gleich nach dem Urteil vollzogenen Exekution. Ein Kamerad vom RSD – Hofbeck nannte dessen vollen Namen<sup>162</sup> – habe noch in den Kellergängen die Maschinenpistole angelegt und Fegelein von hinten erschossen. Hofbeck ahmte das Anlegen nach, führte die nach vorne ausgestreckten Arme bis in Schulterhöhe und wieder abwärts und imitierte das Geräusch der Schüsse: «Ratatatata».

## 29. APRIL 1945

Kurz nach Mitternacht fiel mir ein Mann im Bunker auf, den ich noch nie zuvor gesehen hatte. Hentschel neben mir schien weniger überrascht zu sein, als der Mann und zwei Begleiter zielsicher an uns vorbeiliefen.

«Wer ist das denn?», fragte ich Hentschel.

«Das ist der Standesbeamte.»

«Der wer?» Ich musste mich verhört haben, aber Hentschel wiederholte: «Der Standesbeamte!» Es handelte sich um Stadtrat und Gauamtsleiter Walter Wagner, der bei Goebbels in der Berliner Gauleitung gearbeitet hatte. «Der Chef wird heute heiraten», eröffnete mir der Techniker. Auch diesen Satz liess ich mir wiederholen.

So erfuhr ich von der geplanten Hochzeit Hitlers mit Eva Braun. Auch das noch. Ich sah Wagner in Hitlers Arbeitszimmer verschwinden, die beiden Gestalten, die ihn begleiteten, blieben davor stehen. Drinnen gaben sich also Eva und Hitler das Jawort. Bormann und Goebbels fungierten anscheinend als Trauzeugen. Gegen halb zwei war die Sache erledigt.

Es gab nur wenige Gratulanten, die mit einem Glas Sekt auf die frischgebackenen Eheleute Hitler anstiessen. Das Ehepaar Goebbels, Hitlers Sekretärinnen Junge und Christian, die Generäle Krebs und Burgdorf, Oberst von Below und Hitlers Diätköchin Constanze Manziarly. Ich blieb an meinem Platz und überlegte, wie ich Eva denn nun anreden sollte, wenn ich ihr begegnete. «Frau Hitler» – das erschien mir unmöglich. Zu Eva, dem Mädchen des «Führers», passte das «Frau Hit-

ler» nicht, und zu Hitler nicht, dass er verheiratet war. Die Kameraden spekulierten später, Hitler habe Eva allein deswegen zur «Frau Hitler» machen wollen, um zumindest am Ende die Konvention zu wahren. Vor allem wegen Evas Eltern. Damit das Ganze letztlich irgendwie seine Ordnung hatte. Die Brauns sollten nicht mit der Schande leben müssen, dass ihre Tochter als Konkubine in den Tod ging.

Die Gedanken um die korrekte Anrede von Eva Hitler und den ganzen Trauungsschmus waren längst wieder der bohrenden Frage gewichen: Wann wird es endlich so weit sein mit dem Selbstmord? In diese Überlegung versunken, bemerkte ich überhaupt nicht, dass sich Traudl Junge schweigend auf den einzigen weiteren Platz in meiner Telefonzentrale gesetzt und begonnen hatte, etwas von ihrem Stenoblock abzutippen. «Mein politisches Testament» – mehr konnte ich nicht lesen. Frau Junge tippte fleissig drei Ausführungen.

Während sie mit den Reinschriften beschäftigt war, erschienen einige Male Goebbels und Bormann, die sie kurzzeitig mit Eiligerem in Anspruch nahmen. Eiligerem als dem Testament Hitlers? Ja, das gab es anscheinend.<sup>163</sup> Am frühen Morgen, es war zwischen fünf und sechs Uhr, wurden die Abschriften dieses letzten Willens per Kurier verschickt – eine an Dönitz, eine zweite erhielt Schörner und die letzte ging nach München in die Parteizentrale der NSDAP. Nun also konnte es nicht mehr lange dauern – und Hitler würde sich endlich umbringen. Zunächst aber liefen meine Telefonleitungen wegen des Scheiterns von Himmlers Festsetzung noch einmal heiss.

Währenddessen zog sich die Schlinge um uns immer enger. Allen war klar, dass jeden Moment die Russen den Bunker stürmen konnten. In fast ganz Berlin bekam ich noch Anschluss, und so rief ich wahllos Zivilisten an, um herauszufinden, wo die Rote Armee stand. Wie ich später erfuhr, machten die Russen genau dasselbe, um ihre eigenen Linien zu bestimmen.

Es war unheimlich stickig in meiner kleinen Zentrale, mir war ganz schummrig zumute. Ich genehmigte mir einige Cognacs.

Mein ehemaliger Kompaniechef Mohnke wurde schliesslich in seiner Eigenschaft als Kampfkommandant des Regierungsviertels zu Hitler bestellt. Wie lange man noch durchhalten werde, wollte dieser wissen.

«Nicht mehr als zwanzig, allenfalls vierundzwanzig Stunden» – ich hörte Mohnkes Auskunft selbst mit. Ohne ein persönliches Wort zu mir, verliess Mohnke den «Führerbunker».

Kurz darauf beobachtete ich, wie Professor Werner Haase, seit 1935 Begleitarzt, leise im Vorraum mit Hitler sprach. Haase war normalerweise im Lazarett unter der Reichskanzlei damit beschäftigt, Verwundete zu operieren. Er und Hitler traten schliesslich in den Flur und blieben vor meiner Zentrale stehen. Feldwebel Fritz Tornow führte in diesem Moment Blondi herein. Haase und Tornow verschwanden daraufhin mit der Hündin im Waschraum, der keine drei Meter von meinem Arbeitsplatz entfernt war. Die Tür blieb offen, ich schielte herüber. Tornow hielt Blondi die Schnauze auf, und Haase schob ihr eine Zange ins Maul und zerdrückte damit einen in ihr festgeklemmten kleinen Gegenstand. Es gab ein knackendes Geräusch, und Blondi sackte augenblicklich zusammen. Hitler trat wenige Schritte vor, hielt einige Sekunden inne. Danach wandte er sich schweigend um und verschwand in seinem Zimmer. Es roch nach Bittermandeln. Die erst Anfang April geworfenen fünf Welpen von Blondi erschoss Tornow oben im Garten, nachdem das tote Muttertier weggeschafft war. Ich war mir sicher: Wenn Hitler sich entschlossen hatte, seinen Liebling umzubringen, dann würde es nicht lange dauern, bis er ihm in den Tod folgte.

Jetzt aber musste ich erst einmal weg von meinem bittermandelgeruchsverseuchten Arbeitsplatz. Im Keller der Neuen Reichskanzlei bot sich mir aber gleich die nächste makabre Szene. Aus dem Raum neben dem Lazarett drang Musik und Gesang. Die sechs Goebbels-Kinder sassens zusammen mit ihren Eltern an einem langen Tisch und sangen:

*Die blauen Dragoner, sie reiten  
Mit klingendem Spiel durch das Tor,  
Fanfaren sie begleiten,  
Hell zu den Hügeln empor.*

Ein junger Mann, vielleicht sechzehn Jahre alt, begleitete sie mit seinem Akkordeon. Eine Menge Zivilisten, Verwundete und Bedienstete standen um sie herum. Ich begriff: Das war die Art und Weise der Familie

Goebbels, Abschied zu nehmen. Noch ein letztes Mal Vorzeigefamilie zu demonstrieren. Nichts ahnend und wohlgezogen konzentrierten sich die Goebbels-Kinder ganz auf ihr Liedchen – ich konnte diesem Treiben nicht länger zusehen, hatte es plötzlich wieder eilig, in den «Führerbunker» zurückzukommen.

Die Ereignisse überschlugen sich in den nächsten Stunden weiter. Gegen Abend setzten wir ein Fernschreiben an Jodl ab. Es ging um fünf Fragen:

1. Wo sind die Spitzen von Wenck?
2. Wann greifen sie an?
3. Wo ist die 9. Armee?
4. Wohin bricht die 9. Armee durch?
5. Wo sind die Spitzen von Holste<sup>164</sup>?

Etwa gegen 23 Uhr kam über Funk die Nachricht, dass italienische Partisanen Mussolini und dessen Geliebte Clara Petacci erschossen und öffentlich an den Füßen aufgehängt hätten. Irgendjemand sagte, es gäbe sogar Bilder davon. Hätte es noch irgendeines finalen Auslösers für Hitler bedurft, um den ins Auge gefassten Selbstmord in die Tat umzusetzen – das war er wohl.

Die Müdigkeit überwältigte mich fast, aber ich vermittelte weiter Telefonate. Ich wollte zuhören, alles mitbekommen, nichts verpassen. Doch ich hatte reichlich damit zu tun, gegen den Schlaf anzukämpfen. Zwischendurch schlug meine Stirn gegen das Vermittlungsschränkchen. Sinnlos, sinnlos, sinnlos. Mehr ging mir nicht durch den Kopf.

## **30. APRIL 1945**

Kurz nach ein Uhr nachts wollte Hitler wissen, ob es neue Nachrichten aus dem OKW gäbe. Es lagen keine vor. Zwei Stunden später, gegen drei Uhr, traf ein lang erwarteter Funkspruch Keitels ein, der allerdings jeglichen Hoffnungsschimmer erstickte. Der Entsatzangriff auf Berlin war zum Stehen gekommen. Noch ein weiteres Mal sollte oben ein

Funkspruch abgesetzt werden, Dönitz habe gegen alle Verräter schnellstens und rücksichtslos vorzugehen.

Erst viel später, gegen Mittag, meldete sich Berlins Stadtkommandant Helmuth Weidling, berichtete, die Russen stünden schon in unmittelbarer Nähe des Regierungsviertels.

Plötzlich schlurfte Hitler den Korridor an meiner Telefonzentrale entlang, blieb am Türrahmen stehen. Ich stand auf, nahm an, es ginge um einen Auftrag. Er schaute mir in die Augen. Sein Blick war matt, aber klar, dennoch war es nicht mehr der Blick des «Führers», der mich traf. Ich hatte das Gefühl, er wollte etwas Privates sagen. Bevor ich mir Gedanken machen konnte, was ich erwidern sollte, wenn er jetzt das Wort an mich richten oder mir zum ersten und letzten Mal die Hand geben würde, kehrte er wortlos um und schlurfte zurück in seinen Raum. Irgendwie erleichtert, einer bestimmt unangenehmen Szene entgangen zu sein, setzte ich mich wieder an meinen Platz.

Nun musste es bald so weit sein. Doch dann hörte ich gegen 15 Uhr leises Gemurmel auf dem Gang. Zum letzten Mal vernahm ich Hitlers Stimme, ausserdem hörte ich Günsche, Goebbels, Linge, Bormann und vielleicht Axmann, da bin ich mir nicht mehr so sicher. Hitler sprach ruhig und unaufgeregt. Ich spitzte die Ohren, konnte aber nichts Genaues verstehen, musste arbeiten. Laufend gingen Telefonate ein. Ab und zu stand ich auf, ging bis zur Tür, dann wieder zurück, um den nächsten Anruf anzunehmen.

Ich erhaschte einen letzten Blick auf Hitler, wie er in seinem Arbeitszimmer verschwand. Eva, jetzt seine Frau, folgte ihm. Hübsch sah sie aus in ihrem dunkelblauen Kleid mit blitzweissem Rüschenkragen. Sie überstand die letzten Stunden ihres Lebens anders als alle anderen, die ihr Ende nahen sahen. Für mich ist sie die Einzige, die wahrhaft aufrecht in den Tod ging. Eva lebte jedenfalls bis zum Tod. Geheiratet hatte sie einen Toten. In einem Leichenhaus.

Günsche schloss die Tür hinter Eva und Hitler und kam anschließend zu mir herüber: «Der Chef will jetzt nicht mehr gestört werden.» Die kleine Abschiedsgesellschaft löste sich auf. Das Ehepaar Goebbels und die Generäle Burgdorf und Krebs waren darunter, Frau Manziarly



und Hitlers Sekretärinnen. Traudl Junge stürzte fast an mir vorbei. Günsche flüsterte mir zu, dass der «Chef» sich mit Handschlag verabschiedet und alle Soldaten vom einstmaligen auf den «Führer» geleisteten Eid entbunden habe.

Nun ist es still, totenstill. Neben Hentschel ist noch ein Kamerad vom RSD bei mir in der Telefonzentrale. Günsche hat ihn gebeten, für die anstehende Verbrennung bereitzustehen. Ich bin bereits informiert, dass Hitler seine sterblichen Überreste unbedingt dem Feuer übergeben wissen will. Günsche hat es mir schon berichtet. Der Gedanke an die Zurschaustellung von Mussolinis Leiche muss Hitler nicht losgelassen haben – daher schien ihm diese restlose Verbrennung überaus wichtig gewesen zu sein. Wir warten. Worauf? Hitler hatte sich bei Haase nach schonenden Todesarten erkundigt, wofür würde er sich jetzt entscheiden? Wir rechnen jedenfalls alle mit einem Schuss. Bald wird uns klar, dass wir wohl gar nichts hören werden – der Dieselmotor im Nebenraum ist viel zu laut.

Ich bin nervös. Nicht wegen Hitler. Nicht ausschliesslich jedenfalls. Ich flüstere mit Hannes Hentschel. Während der Frühstückspause habe ich in der Neuen Reichskanzlei «Gestapo-Müller»<sup>165</sup> in Begleitung von zwei hochrangigen SS-Offizieren gesehen. Alle noch in voller Uniform. «Hannes – was um Himmels willen macht der hier?»

Müller kam nie in die Reichskanzlei, ich bin ihm jedenfalls kein einziges Mal dort begegnet. Sollen doch noch alle Augenzeugen beseitigt werden? Was, wenn der ganze Bunker schon beim Bau so konstruiert worden ist, dass man das Ding bei Bedarf in die Luft jagen konnte? Ist der ganze Bunker mit einer Zeitzündanlage versehen? Hentschel war beim Bunkerbau dabei, also frage ich ihn: «Hannes, mal ehrlich: Kann der Bunker gesprengt werden?» – «Ach was», versucht er zu beruhigen.

Alle lauschen. Zu hören ist aber nur das Summen der Lüftungsanlage und das Dröhnen des Diesellaggregats. Von den Kämpfen dringt nichts bis hier herunter.

Warten.

Wir warten schon seit dem 22. April.

Ich muss jetzt etwas essen gehen, habe meine Mittagspause immer wieder aufgeschoben. Jetzt etwas essen? Ja. Jedenfalls nur weg hier. Ich rufe in der Vermittlung der Neuen Reichskanzlei Unterscharführer Retzbach an. Er soll zur Vertretung herunterkommen. Gerade habe ich aufgelegt, da höre ich jemanden rufen: «Linge, Linge, ich glaube, es ist so weit.» Bormann oder Goebbels, ich bin nicht sicher, wer von beiden, verlangt nach Hitlers Diener. Einer muss also doch etwas gehört haben. In der Telefonzentrale jedenfalls hat niemand einen Schuss vernommen.

Ich mache einige vorsichtige Schritte aus meinem Raum heraus auf den Korridor. Linge schubst mich von hinten unsanft zur Seite, drängt sich hastig an mir vorbei. Ich weiss nicht, ob er vom Waschraum oder von der Treppe aus dem Vorbunker gekommen ist. Totenstille. Linge legt das Ohr an die Tür zum Vorraum. Er und Günsche öffnen die erste Tür zum Vorraum. Langsam gehen sie vor bis zur Tür zu Hitlers Arbeitszimmer. Niemand holt Atem. Die zweite Tür geht auf. Ich mache noch zwei Schritte nach vorn und recke den Hals. Das Bild, das sich mir bietet, nehme ich für nur wenige Sekunden in mich auf, aber ich habe es nie mehr vergessen.

Mein Blick fällt zunächst auf Eva. Sie sitzt mit angezogenen Beinen auf dem Sofa, den Kopf zu Hitler geneigt. Unter dem Sofa stehen ihre Schuhe. Neben ihr – ich weiss nicht mehr, ob auch auf dem Sofa oder dem danebenstehenden Sessel sitzend – der tote Hitler. Seine Augen stehen offen, starren ins Leere; sein Kopf ist leicht nach vorn gefallen. Blut sehe ich keins.

Ich weiche unwillkürlich zurück. Jetzt will ich wirklich nur noch weg. Im Durchgang zur Telefonzentrale steht schon Retzbach, er ist nach meinem Anruf sofort gekommen. Ich bin erleichtert. Dass Hitler tot ist – dass Retzbach da ist. Für Vertretung ist gesorgt, und ich habe einen Grund, den Tiefbunker zu verlassen: Im Vorbeieilen rufe ich Retzbach zu, dass ich oben schnell Meldung machen gehe, bei Kommandochef Schädle. Ich eile die Treppen hinauf, jage durch den Vorbunker, renne die schon von Bomben geschädigte «Kannenbergallee» entlang. Doch dann plötzlich stoppe ich. Hitler, der «Führer», ist tot. Ich muss sofort zurück, sehen, was jetzt geschieht, ich will nichts verpassen.



*Rochus Misch, der Augenzeuge am 30. April 1945: Er sah die tote Eva Braun und Hitler im Tiefbunker. Im Juni 1945 untersuchen US-Ermittler das Sofa, auf dem die beiden Selbstmord begingen*

Zurück an der Schwelle zum Arbeitszimmer sehe ich, dass man Hitler zwischenzeitlich auf den Boden gelegt hat. Im Flur stehend, mache ich dann zum letzten Mal Platz für den «Führer». Linge, Günsche, Kempka und ein mir unbekannter Kamerad vom RSD haben ihn in eine graue Decke eingewickelt und tragen ihn an mir vorbei. Die Stoffhülle ist zu kurz, um den Leichnam ganz zu bedecken, Hitlers Schuhe ragen heraus.

Goebbels verkündet, er werde jetzt oben im Garten so lange umherlaufen, bis er tödlich getroffen werde. Ich gehe wieder zu Retzbach, um mich nochmals abzumelden. Er ruft mir hinterher, dass ich mich be-

eilen soll. Ihm ist sichtlich unwohl. Kein Wunder. Kommandochef Franz Schädle bleibt vollkommen ruhig, als ich ihm die Nachricht vom Ableben Hitlers überbringe. Seine Gesichtszüge sind wie eingefroren, er murmelt nur «Hmm» und schickt mich sofort zurück an meinen Arbeitsplatz. Ich mache einen Umweg über die Küche. Nein – jetzt will ich nichts mehr essen. Ich verbrenne meinen Dienstausweis in der Feuerstelle, wo der Kübel mit der Gulaschkanone drüber hängt. Mein gelbes «Sesam-öffne-dich» – nun nur noch ein wertloses Stück Papier, ein bald lebensgefährliches noch dazu.

Der Bunkergang ist wieder leer. Retzbach empfängt mich mit den Worten: «So – jetzt brennt der Chef.» Einen Moment lang kommt mir das Bild von dem in den Flammen lodern den Dienstausweis in den Sinn.

«Geh doch mal rauf.» Retzbach deutet mit dem Kopf Richtung Gartenausgang.

«Nee, ich geh nicht rauf, geh du doch», erwidere ich.

«Ich hau jetzt ab.» Retzbach spricht das eher zu sich selbst als zu mir. Wie in Trance erhebt er sich, murmelt irgendwas zur Verabschiedung und verschwindet. Ich habe nie wieder etwas von ihm gehört.

Hentschel und ich sitzen zusammen bei mir in der Telefonzentrale. Wir sitzen einfach da. Sprechen nicht, rühren uns nicht. Wie starr vor Angst. Ich bilde mir ein, schon die Stiefelschritte des Kommandos zu hören, das «Gestapo-Müller» runterschickt, um uns zu erschiessen. Ich entsichere meine Pistole. Ich habe keine Vorstellung, wie lange wir so sitzen. «Gestapo-Müller» kommt nicht.

Irgendwann stiess Otto Günsche zu uns, berichtete knapp von der Verbrennung. Es musste schnell gehen. Mehr als die Leichen einfach hinzulegen, Benzin über sie zu giessen und dies zu entzünden, war unter dem Dauerbeschuss der Artillerie nicht zu machen. Zumindest einen kleinen Erdaushub hätte man doch machen müssen, sagte ich leicht vorwurfsvoll zu Günsche. Der zuckte nur die Schultern.

Schliesslich versammelten sich die Übriggebliebenen im Gang,



*Ein russischer Soldat auf der Suche nach den Überresten der verbrannten Leichen von Adolf Hitler und Eva Braun; Anfang Juni 1945*

Mohnke war unter ihnen, Goebbels natürlich auch. Was nun? Bald war man sich einig: Verhandlungen mit den Russen. Eine Telefonverbindung zu deren Feldtelefonen musste her. Telefonposttechniker Gretz erschien mit einer riesigen Kabeltrommel, zeigte auf zwei Steckknöpfe an meinem Vermittlungsschrank und instruierte mich knapp: «Die beiden Anschlüsse dort – die müssen unter allen Umständen frei bleiben. Ich geh jetzt zu den Russen rüber.» Die Rote Armee stand bereits in der Zimmerstrasse, keine vierhundert Meter von uns.

Einige Soldaten aus Mohnkes Kommando begleiteten Gretz. Nach einiger Zeit kam er zurück, ich steckte das Kabelende in einen der freien Anschlüsse: «Die Leitung ist tot», stellte ich bedauernd fest. Gretz prüfte selbst, nickte: «Ich geh noch mal rüber.»

Es dauerte nicht lange, dann war er wieder da und nannte mir den Grund für das Scheitern des ersten Versuchs: «Das Kabel war nicht gerdet.» Ich versuchte die Leitung erneut freizuschalten, und jetzt hörte ich eine russische Stimme am anderen Ende. «Moment, Moment», sagte



*Hans Krebs, Chef des Generalstabs des Heeres (links), auf dem Weg zu Waffenstillstandsverhandlungen vor der sowjetischen Kriegskommandantur in Berlin – wenige Stunden später nahm er sich im «Führerbunker» das Leben*

ich und vermittelte das Gespräch weiter an General Krebs, der fließend Russisch sprach. Vor dem Krieg war er Militärattaché in Moskau gewesen.

Neugierig verfolgte ich das gesamte Gespräch, verstand aber vom Inhalt nichts. Die russische Sprache war mir völlig fremd – das sollte sich bald ändern. Krebs vereinbarte wohl ein Treffen mit dem russischen General. Danach gab es eine Konferenz und eine längere Besprechung zur Vorbereitung der Verhandlungen.

## 1. MAI 1945

Krebs war am frühen Morgen mit einigen Leuten von Mohnke zu einem von General Wassili Tschuikow<sup>166</sup> bestimmten Ort<sup>167</sup> aufgebrochen. Goebbels telefonierte währenddessen laufend. Mit der Gauleitung, mit Oberstleutnant Johannes Seifert, dem Unterabschnitts-Kommandant der «Zitadelle», Generalmajor Erich Bärenfänger, dem Befehlshaber des

Verteidigungsbereichs A, und dem für den Verteidigungssektor Charlottenburg zuständigen General Rauch. Ich wusste nicht mehr, wo mir der Kopf stand. Nach etwa vier Stunden kehrte Krebs zurück. Soweit ich das mitbekam, hatten die Sowjets darauf bestanden, dass die Kapitulation bedingungslos sei. Auf Angebote zu irgendwelchen separaten Verhandlungen waren sie nicht eingegangen. Krebs hatte ein Papier<sup>168</sup> dabei, das Goebbels empört studierte. Etwas Derartiges werde er niemals unterschreiben, rief er aus. Bormann, Burgdorf und Krebs stimmten zu. Damit war auch diese letzte Möglichkeit gescheitert. Immerhin hegte ich jetzt die leise Hoffnung, dass mich Dr. Goebbels nun gehenlassen würde. Nach dem Tod des «Führers» war er, Hitlers Testament entsprechend, Reichkanzler und mein neuer Chef. Auch Goebbels wollte in dem Fall, der jetzt eingetreten war, den Freitod wählen, daran bestand kein Zweifel. Also, was sollte ich noch hier? Um mich herum nur Abschiede und Flucht.

Es war allerdings nicht Goebbels, der auf mich zukam, sondern Martin Bormann: «Sie bleiben hier. Sie haben hier weiter zu tun.» Alle Besprechungen drehten sich ab diesem Zeitpunkt einzig um den Ausbruch aus der Reichskanzlei, den Mohnke organisieren sollte – aber ich wurde nicht einbezogen. «Licht, Luft, Wasser, Telefon und Funk – wer dafür zuständig ist, bleibt da», stellte Bormann klar.

Ich begab mich wieder an meinen Arbeitsplatz. «Zu tun» gab es genug – da hatte Bormann zweifellos recht gehabt. Es kamen weiterhin Telefonate über Telefonate.

Gegen fünf Uhr nachmittags erschien Frau Goebbels mit allen sechs Kindern vom Vorbunker unten in der Telefonzentrale. Die Älteste schob sie auf den einzigen Stuhl, die Kleinen setzte sie auf den Tisch. Magda Goebbels begann damit, ein Kind nach dem anderen umzuziehen, streifte allen die gleichen langen weissen Nachthemden über. Sie selbst trug ein braunes Kleid mit weissem Besatz, von dem sich ihr blasses Gesicht kaum absetzte. Alle Kinder wurden sorgfältig gekämmt und liebkost. Die neunjährige Helga weinte. Frau Goebbels redete leise und ernst mit den Kindern, war aber sehr zärtlich zu ihnen. Ich sass mit dem

Rücken zu ihr an meinem Schaltpult, hörte, wie sie auch von «Onkel Adolf» sprach, allerdings so, als würde er noch leben. Die Kinder auf dem Tisch sah ich aus den Augenwinkeln. Ich versuchte, mich auf meine Arbeit zu konzentrieren, liess die Kopfhörer auf den Ohren, auch wenn ich gar kein Gespräch hatte.

Ich wusste genau, dass dies der endgültige Abschied einer Mutter von ihren Kindern war, aber ich wollte es nicht wahrhaben. Frau Goebbels machte die Kinder fertig für den Tod. Meine Telefonzentrale war der einzige Ort, an dem sie dabei niemand störte. Oben im Vorbunker stellten sie aufgeregt die Ausbruchgruppen<sup>169</sup> zusammen, auch Zivilisten liefen umher. Mich berührte in dem Meer der Entsetzlichkeiten nur noch wenig, aber das hier, das war keiner Beschreibung mehr zugänglich. Da sass ich, bis vor Kurzem noch der Leibwächter des «Führers» Adolf Hitler – aber ich konnte nicht einmal diese Kinder beschützen.

Geschäftig stürzte ich mich in Telefonate, stierte vor mich hin auf mein Schaltpult. Das Ganze dauerte etwa eine halbe Stunde, dann ging Frau Goebbels mit den Kindern wieder hinauf in den Vorbunker.

Ich war noch dabei, die Gedanken daran, was jetzt oben geschehen würde, abzuschütteln, als Goebbels' persönlicher Referent Dr. Werner Naumann<sup>170</sup> die Telefonzentrale betrat. «Wenn's nach ihm gegangen wäre» – er wies mit dem Daumen in Richtung von Goebbels Zimmer nebenan –, «dann wären die Kinder nicht mehr hier.» Naumann war sich sicher, dass Goebbels seine Kinder am liebsten hätte ausfliegen lassen, sich dann aber dem eisernen Entschluss seiner Frau gefügt hatte.

«Wie ...?» Mir brach die Stimme, doch Naumann verstand.

«Dr. Stumpfegger gibt ihnen irgendein Bonbonwasser.»

In meiner Brust wurde es eng, es krampfte sich alles zusammen. Meine Tochter – sie war gerade ein Jahr alt.

Gegen neunzehn Uhr kam Frau Goebbels allein aus dem Vorbunker zurück. Sie war bleich wie die grell beleuchtete Wand, ihre Miene erstarrt. Die Augen waren rot, aber als sie an mir vorbei in den Vorraum von Goebbels ging, weinte sie nicht. Erst als sie sich dort an den Tisch setzte, begann ihr Körper leicht zu zittern. Ich sah, wie sie Spielkarten ausbreitete und sie zu ordnen begann.



Als ich viele Jahre später meiner Frau die Szene schilderte, klärte sie mich auf: Magda Goebbels hätte Patienzen gelegt. Ich erkannte das damals nicht. Dr. Goebbels trat hinzu und schaute ihr schweigend zu. Ich hatte Gespräche für ihn am Telefon, aber ich sprach ihn nicht an. Die Kinder waren tot.

Wie kann man seine Kinder töten? Wie kann eine Mutter ihre Kinder töten? Alle sechs? «Misch, Misch, du bist ein Fisch» – mir klangen ihre fröhlichen Kinderstimmen noch in den Ohren, wie sie, mich mit dem Sprüchlein foppend, an mir vorbeisprangen. So liebe Kinder. Wie oft hat man mich später gefragt, was ich dachte, als Hitler tot war. Endlich, habe ich gedacht – endlich. Das Furchtbarste, das ich im Bunker erlebt habe, das war nicht *sein* Tod. Das Furchtbarste, das war der Tod dieser Kinder. Ich weiss, dass ich nichts hätte tun können. Niemand hätte Frau Goebbels von ihrem Entschluss abbringen können. Die Sekretärinnen nicht, Hanna Reitsch nicht, Eva nicht, ja, nicht einmal ihr Mann. Dennoch, ich musste mit so vielem fertig werden – dies werde ich niemals los.

Ich bin sehr angefeindet worden dafür, dass ich Helga, Hilde, Helmut, Hedda, Holde und Heide Goebbels als Opfer des Dritten Reichs bezeichnet habe. Ich bleibe dabei. Später in der Gefangenschaft traf ich auf den RSD-Kameraden Hans Hofbeck. Er berichtete, dass die Leichen der Kinder eigens präsentiert worden seien, die Russen hätten Berliner aufgegriffen und sie an den aufgereihten Leibern vorbeigeführt. Die Berliner Bürger hätten Steine auf die Leichname geworfen und sie bespuckt. Ich kann das nicht fassen.

Irgendwann stand Frau Goebbels auf und ging die Treppe hinauf. Allein, ohne ihren Mann. Das war das letzte Mal, dass ich sie sah.

Ich vermittelte kurz darauf ein Telefonat von Busse an Burgdorf, das ich vollständig mithörte. Erst später habe ich erfahren, dass die beiden verschwägert waren. Busse sagte, es sehe schlecht aus, es werde ihm wohl nichts anderes übrigbleiben, als in die Gefangenschaft zu gehen. Burgdorf solle seine Frau grüssen. Noch vor einer Woche wäre eine solche Äusserung nicht ungefährlich gewesen. Es musste also endgültig vorbei sein. Nach dem Telefonat fasste ich mir ein Herz und wagte es,

Dr. Goebbels anzusprechen: «Herr Reichskanzler, Sie haben ja sicher auch mitbekommen, dass sie oben jetzt die Ausbruchgruppen zusammenstellen. Ich bitte um Erlaubnis, mich anschliessen zu dürfen.» Goebbels nickte: «Ja, sicher – jetzt aber noch nicht. Ich sage Ihnen Bescheid, Misch, wann Sie gehen können.»

Nun waren wir nur noch ein kleines Häuflein im «Führerbunker»: Goebbels, die Generäle Burgdorf und Krebs, Hentschel, Dr. Naumann und ich. Ab und zu kamen Goebbels Adjutant Günter Schwägermann, der Diener Günther Ochs und Dr. Stumpfegger herunter. Axmann, der sich zwischenzeitlich länger nicht hatte sehen lassen, war inzwischen auch wieder da. Seine Uniform war völlig dreckverschmiert. Er hatte Fluchtmöglichkeiten erkundet und schien dabei offensichtlich durch manches Kellerloch gerobbt zu sein. Axmann bot mir an, mich seiner Ausbruchgruppe anzuschliessen. Doch noch immer hatte man mich nicht von meinen Pflichten entbunden, und Axmann war dann auch irgendwann verschwunden, ohne mich noch einmal anzusprechen. Eigentlich war ich darüber ganz froh, denn er hatte etwas von einem Ausbruch mit einem Panzer gemurmelt. Für diesen Vorschlag hatte ich wenig übrig. Wenn es schief lief, würden wir in so einem Ding gegrillt werden! Was ich mir sonst so ausmalte, mutete auch nicht gerade deutlich angenehmer an. Aber im Panzer durch die Russen hindurch – das war meine Sache nicht. Ich sollte diesen Entschluss bereuen, denn damit hatte ich die erste von vielen Fehlentscheidungen getroffen, die mich in die Folterkeller des GPU führten.

Ich sah immer wieder nervös zu Goebbels, der im Bunker durch die Räume schlich. Martin Bormann war noch ein letztes Mal vorbeigekommen und verabschiedete sich von ihm – und dann auch von mir. Er trug jetzt einen Hut, einen langen schwarzen Ledermantel, darunter einen Knochensack, eine Fallschirmjägerjacke, in Tarnstoff. In der linken Hand hielt er eine schwarze Aktentasche, die rechte reichte er mir: «Sie werden ja noch gebraucht. Sie kommen dann nach. Sie wissen: Weidendammer Brücke.» – «Ja, ja», murmelte ich nur. Er verliess den Bunker mit Dr. Naumann und Dr. Stumpfegger. Goebbels folgte ihnen,

kehrte aber nach kurzer Zeit wieder zurück: «Irgendwelche Anrufe für mich, Misch?»

«Ja, Herr Reichskanzler. Die Gauleitung, General Weidling und ein Anruf von Oberstleutnant Seifert», erwiderte ich.

«Na, das ist ja nicht mehr viel», winkte Goebbels nun ab.

Wieder wagte ich es, ihn auf die Ausbruchgruppen anzusprechen. Erneut vertröstete er mich. Das wiederholte sich in den nächsten Stunden noch mehrfach, und jedes Mal wurde es qualvoller. Ich konnte aber nicht gehen ohne offizielle Entlassung durch den Reichskanzler. Das war keine Frage für mich. Mein Rucksack stand gepackt unter meinem Tisch. Ich hatte ihn mir bei einem meiner letzten Gänge in mein Dienstzimmer geschnappt und im Vorratsraum des Vorbunkers mit Knäcke-  
brot, Schokolade und ein paar Kekstüten vollgestopft. Sollte es so weit sein, dass ich mich um mein eigenes Leben kümmern konnte, dann wollte ich vorbereitet sein.

Als es im Bunker endgültig ruhig geworden war – oben musste der Ausbruch begonnen haben –, sassen die Generäle Burgdorf und Krebs im Mittelgang und sprachen miteinander. Flaschen und Gläser standen auf dem Tisch. Ich konnte einige Wortfetzen aufnehmen, kümmerte mich aber immer noch um meine Arbeit. Gegen 22 Uhr erhielt ich einen Anruf für General Krebs, ich stellte ihn auf den Apparat im Mittelgang durch. Das Klingeln konnte ich von meinem Arbeitsplatz aus hören. Niemand hob ab. Ich bat den Anrufer um etwas Geduld, ging hinaus, um nachzuschauen, wo der General war. Ich hatte ihn nicht bei mir vorbeigehen und den Bunker verlassen sehen, er konnte also nicht weit sein. Als ich auf den Flur trat, bemerkte ich, dass beide, Krebs und Burgdorf, noch auf den Cocktailsesseln im Mittelgang sassen. Sie schienen zu schlafen, was ich nicht weiter ungewöhnlich fand, da es keinen geregelten Tag-Nacht-Rhythmus mehr gab und wir alle ständig todmüde waren. Man schlief, wenn einem vor Übermüdung die Augen zufielen. Sachte fasste ich Krebs an die Schulter, um ihn wachzurütteln. «Herr General, Sie werden am Telefon verlangt.» Noch in der Bewegung und mitten im Satz realisierte ich die Situation: Krebs und Burgdorf waren beide tot. Ich erschrak furchtbar, mir wurde flau. Ich hatte keinen Schuss gehört.

Sie mussten sich vergiftet haben, keine fünf Meter von mir. Ohne noch mal hinzuschauen, drehte ich mich um und machte bei Goebbels Meldung.

Von herauszutragenden Leichnamen hatte ich genug. Ich blieb jetzt in der Telefonzentrale an meinem Platz und vermittelte laufend Gespräche an Goebbels. Als ich später auf den Flur trat, hatten RSD-Angehörige die Leichen von Krebs und Burgdorf hinausgebracht, wahrscheinlich über den Notausgang in den Garten. Goebbels Adjutant Günther Schwägermann und den Diener Günther Ochs hatte ich kurz vor dem Selbstmord der Generalitäten zum letzten Mal gesehen, auch jetzt traten sie nicht in Erscheinung. Ich nahm an, sie hatten sich schon einer von Mohnkes Ausbruchgruppen angeschlossen.

Irgendwann, es war schon weit nach Mitternacht, schaute Goebbels mich plötzlich an, als sähe er mich zum ersten Mal. Vielleicht bereitete ihm die Tatsache, dass er seine letzten Worte an einen einfachen Mann vom Begleitkommando richten musste, zusätzliche Schmach: «Der Krieg ist verloren – *les jeux sont faits*.<sup>171</sup> Wir haben verstanden zu leben, wir werden es auch verstehen zu sterben. Ich brauche Sie nicht mehr, Misch. Machen Sie endgültig Schluss hier.»<sup>172</sup> Goebbels trat einen Schritt auf mich zu, sah mich weiter mit diesem seltsamen Blick an, wozu er steil zu mir hochblicken musste. Dann gab er mir die Hand, was er noch nie zuvor getan hatte. Sein Händedruck war fest, seine Finger kalt. Ohne ein weiteres Wort zog er sich in sein Zimmer zurück.

Augenblicklich fühlte ich mich erlöst. Ich dachte nicht mehr an Goebbels, an Hitler. Ich ging zurück an meinen Arbeitsplatz und zog alle Stecker aus der Telefonanlage. Ich rupfte sie regelrecht heraus, riss mit einem kräftigen Ruck an den Kabeln, gleichzeitig mit jeder Hand jeweils eine Schnur greifend. Rechts, links, rechts, links. Es konnte mir nicht schnell genug gehen. Nicht einen einzigen Stecker vergass ich, da bin ich sicher. Auf dem Schaltpult türmte sich Kabelsalat. Ende. Aus. Der Symbolkraft dieser meiner letzten Amtshandlung war ich mir in dem Augenblick nicht bewusst, aber mit jedem herausgezerrten Kabel fühlte ich mich ein bisschen freier. Das Ende meiner Gefangenschaft im «Führerbunker». Endlich raus hier. Nur raus hier.

## DER AUSBRUCH

Am frühen Morgen des 2. Mai 1945 hatte mich der Reichskanzler des Deutschen Reichs entlassen, ziemlich exakt fünf Jahre nachdem ich in die Dienste seines Vorgängers getreten war.

Meine Gedanken galten meiner Familie, zu der ich mich jetzt durchschlagen wollte. Vielleicht würde ich Teile der Ausbruchsgruppen auf dem Weg zu General Rauch im Norden der Stadt einholen können, das hoffte ich. Ich schnappte meinen bereit stehenden Tornister und ging hinüber zu Hentschel. «Hannes, wir sind nicht mehr erreichbar, lass uns abhauen.» Hannes aber wollte bleiben, um das Lazarett weiter mit Frischluft und Strom zu versorgen. Ich verabschiedete mich von ihm. Wir tauschten vorbereitete Briefe aus, die wir wechselseitig an unsere Frauen übergeben wollten, sollte es einer von uns nicht zurück zur Familie schaffen.

Viel später, nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft, fragte ich Hentschel, was eigentlich passiert sei, nachdem ich gegangen war. «Du warst keine fünf Minuten weg, da war Goebbels tot. Und zwei Stunden später erschienen die Russen auf der Bildfläche. Du glaubst es nicht, aber die ersten Russen im ‚Führerbunker‘ waren Weibsbilder.»<sup>173</sup> Nachdem, was Hentschel mir weiterhin erzählte, hatte Goebbels sich in seinem Zimmer im Bunker umgebracht, seine Frau oben im Vorbunker bei den Kindern. Keiner wollte es danach wagen, Goebbels Leiche in den Garten hochzuschleppen, sodass man versuchte, sie an Ort und Stelle zu verbrennen – was scheitern musste, da im Bunker natürlich viel zu wenig Sauerstoff zur Verfügung stand. Das konnte nicht brennen. Andere behaupten, das Ehepaar Goebbels habe sich im Garten das Leben genommen. Hentschels Version erscheint mir plausibel, denn auf einigen Bildern, die von den Russen gemacht wurden, sind starke Brandspuren im Mittelgang des Bunkers zu sehen. Ausserdem kann man an Goebbels Leichnam, wie er auf einer bekannt gewordenen Aufnahme abgebildet ist, noch einige Stofffetzen am Körper erkennen. Zumindest die Kleidung wäre bei einer Verbrennung im Garten wohl restlos verbrannt. Für mich hatte es in meinen letzten Stunden in der Reichskanzlei auch nicht

danach ausgesehen, dass das Ehepaar gemeinsam in den Tod gehen wollte. Goebbels hatte sich nach der Verabschiedung von mir in seinen Raum im «Führerbunker» zurückgezogen, Frau Goebbels war schon lange vorher nach oben gegangen. Ich halte es daher für naheliegend, dass sie sich voneinander getrennt umgebracht haben.

Ich machte mich also auf den Weg durch den Vorbunker und hastete noch einmal in mein Dienstzimmer. Unschlüssig überlegte ich hin und her: Uniform oder Zivil? Eines war klar: Meine immer noch tadellos ausschauende Dienstuniform würde ich bei der Flucht durch die russischen Linien nicht anbehalten. Die Massanfertigung war viel zu elegant, sie wäre auffällig gewesen, hätte verraten, dass ich trotz meines niedrigen Dienstgrads irgendeine wichtige Funktion gehabt haben musste. Ich wählte die Frontuniform. Darin sah ich ein bisschen mehr nach Krieg aus. Einen Stahlhelm besass ich seit meinem Dienstantritt bei Hitler nicht mehr. Als einzige Bewaffnung hatte ich weiterhin meine Walther PP 7,65 mm dabei. Es war das gleiche Modell, mit dem sich Hitler erschossen hatte.

Über die militärische Lage zu diesem Zeitpunkt wusste ich wenig. Meine Armbanduhr zeigte bereits vier Uhr in der Früh. Ich stieg wieder hinab in den Keller und lief die durch Bombentreffer beschädigte «Kannenbergallee» entlang, in der das Wasser bereits etwa fünf Zentimeter hoch stand. Man hatte schon Bohlen ausgelegt, um sie trockenen Fusses passieren zu können. Durch menschenleere Flure lief ich zu Schädles Dienstraum im Keller der Neuen Reichskanzlei, um mich abzumelden. «Da bist du ja endlich!», begrüßte er mich, offensichtlich so erleichtert, mich oder überhaupt noch jemanden zu sehen, dass er mich jetzt duzte. Ich berichtete ihm von meiner Entlassung durch Goebbels. Der Kommandochef hatte keinen Grund, an meinen Worten zu zweifeln. Alle anderen waren ja schon weg. «Jetzt aber schnell.» Schädle bedeutete mir, ihm zu folgen, und ein letztes Mal ging es durch das Kellerlabyrinth der Reichskanzlei. Ruhig sprach er mit mir den Fluchtweg durch: zunächst durch die U-Bahn-Schächte Richtung Bahnhof Friedrichstrasse, danach über die Weidendammer Brücke, die über die Spree führt. Die anderen



*Durch ein Kellerfenster des Borsigpalais an der Ecke Wilhelmstrasse/Vossstrasse flieht Rochus Misch am 2. Mai 1945 über den Wilhelmplatz zum U-Bahnhof Kaiserhof (rechts im Bild)*

wollten sich dort der Truppe von General Rauch anschliessen, das sollte ich auch versuchen.

Schädle führte mich, wegen einer Beinverletzung humpelnd, weiter durch endlose Gänge. Bis vor Kurzem war hier noch alles voller Zivilisten gewesen, nun herrschte überall gähnende Leere. Das wirkte auf mich fast noch unheimlicher als die Bunkeratmosphäre. Wir gelangten schliesslich zu einem Kellerfenster des Borsigpalais auf der Ecke Wilhelmstrasse/Vossstrasse. Von diesem aus konnte ich ins Freie und auf dem schnellsten Weg in die nahe gelegene U-Bahn-Station am Wilhelmplatz gelangen. Ich blickte Schädle fragend an. Der begriff, was ich wissen wollte und schüttelte den Kopf: «Ich kann nicht.» Er deutete auf sein verletztes Bein. Schädle musste sich schon länger entschlossen haben, nicht mitzukommen. Wir verabschiedeten uns. Der Kommandochef wünschte mir alles Gute. Unmittelbar nachdem er mir hinausgeholfen hatte, erschoss er sich in der Neuen Reichskanzlei.

Ich kletterte, Schutt beiseiteräumend, aus dem zur Wilhelmstrasse hinausgehenden Kellerfenster. So wand ich mich bäuchlings aus dem Borsigpalais hinaus auf den Wilhelmplatz. Der Morgen des 2. Mai 1945

dämmerte bereits. Überall entstieg den Trümmern Rauch. Eine merkwürdige Stille lag über dem Platz, nur von Ferne hörte ich dumpfes Grollen, manchmal einen Schuss.

Ohne Deckung lief ich etwa zwanzig Meter bis zum Eingang des U-Bahnhofs Kaiserhof<sup>174</sup>. Auf der Treppe hinab in den U-Bahn-Tunnel drehte ich mich noch einmal um. Ich spürte, dass ich diesen letzten Blick jetzt brauchte. Also schaute ich in die Wilhelmstrasse, dann die Vossstrasse entlang, schliesslich hinauf zur Reichskanzlei. Die Neue Reichskanzlei hatte einiges abbekommen, die Ziegner'sche Hausmeisterwohnung war völlig zerstört; im Übrigen stand die Fassade der Reichskanzlei aber noch. Anschliessend wandte ich mich um und stieg die Stufen hinunter in den U-Bahnhof. Dabei musste ich immer wieder über Leichen steigen. Russen, Deutsche – überall lagen Tote.

## IM TUNNEL

Der Bahnhof war voller Menschen, alles Zivilisten. Die Szenerie lässt sich kaum in Worte fassen. Es kursierten die wildesten Gerüchte über das, was die Russen in den schon besetzten Bezirken der Stadt angeblich anrichteten. Das Kurioseste war hier unten, dass zwei junge Männer Gitarre spielten, laute, fröhliche Hawaii-Rhythmen. Ich konnte es nicht glauben. Berlin ging unter, nicht mit Pauken und Trompeten, sondern mit Gitarrenmusik. Es war alles völlig unreal.

Durch fast völlige Dunkelheit tastete ich mich die U-Bahn-Gleise entlang zum Bahnhof Stadtmitte, danach ging es weiter in nördlicher Richtung zum U-Bahnhof Friedrichstrasse. Hier traf ich auf Heinz Linge, ausserdem auf den Hausmeister der Neuen Reichskanzlei, Ziegner, weiterhin auf einen hohen Beamten, der für Goebbels tätig gewesen war, ich glaube, er hiess Bader, und auf meinen Kameraden aus dem Begleitkommando, Untersturmführer Helmut Frick. Frick kannte ich seit 1938, aber er war noch nicht lange bei uns. Eines Tages hatte er mich angesprochen, wie er zum Begleitkommando kommen könne. Ich hatte ihm gesagt, ich könne da wenig ausrichten, er müsse sich schon an den



Kommandochef oder Adi (Adolf) Dirr wenden. Ich sollte bald wissen, warum er so dringend zum Begleitkommando wollte.

Die Gruppe um Linge war bereits Stunden vor mir aus der Reichskanzlei ausgebrochen. Vom Bahnhof Friedrichstrasse wollten wir eigentlich über die Weidendammer Brücke laufen. Doch kein Gedanke. Die Brücke stand unter Dauerbeschuss. Russische Scharfschützen nahmen alles ins Visier, was sich dort bewegte. Vor ihr stand ein zerstörter Tiger-Panzer quer, davor lag eine Sekretärin aus Hitlers Privatkanzlei, die ich erkannte. Sie war tot. Überall nur Tote. Der fürchterliche Feuerhagel machte jedes Weiterkommen unmöglich. Die Option Weidendammer Brücke gab es nicht mehr. Es blieb uns nichts anderes übrig, als wieder hinunter in den U-Bahn-Tunnel zu steigen, den wir gerade verlassen hatten. Wir trafen auf drei Landser, die ebenfalls auf der Flucht nach Norden waren, und schlossen uns ihnen an. Die Spree mussten wir nun unterirdisch passieren.

Also weiter durch Berlins Unterwelt Richtung Norden. Linge, Frick, die anderen und ich zwängten uns, ich auch noch mit dem Tornister auf dem Rücken, durch ein Tunnelschott, das zu diesem Zeitpunkt etwa einen halben Meter geöffnet war. Was, wenn geflutet würde, sich die Schotten plötzlich schlossen? Ich tastete immer wieder nach meiner Walther PP. Im Fall einer Flutung wäre mir eine Kugel lieber gewesen als das Wasser.

Weiter ging es Richtung Stettiner Bahnhof. Nach einigen hundert Metern gelangten wir an eine Stelle, an der die Decke des U-Bahn-Schachts von einer Bombe durchschlagen worden war. Von dort oben warfen die Russen alle paar Sekunden Handgranaten nach unten, die mit einem gewaltigen Knall explodierten. Wir versuchten die Abstände der Abwürfe einzuschätzen – und rannten irgendwann einfach los. Zwischen Leben und Tod lag nur Glück, nichts weiter. Ich sah mich um. Frick war nicht mehr bei uns. Seltsam, er musste sich eigenmächtig abgesetzt haben.

«Psst.» Einer der Landser legte plötzlich die Finger an die Lippen. «Deutsche!» Wir lauschten. Tatsächlich: deutsche Stimmen. An der Wand entdeckten wir eine Stiege, die zu einem Lüftungsschacht führte. Daher kamen also die Stimmen. «Los, wir gehen rauf», sagte ein weiterer Landser. Er ergriff das Geländer und stieg als Erster hinauf. Vorsich-

tig spähte er durch das Gitter des Schachts hinaus auf die Strasse: «Mensch, das sind ja unsere Leute», rief er freudig erregt. General Rauch!, fuhr es mir durch den Kopf. Hatten deutsche Truppen also doch den russischen Einschliessungsring um das Regierungsviertel durchbrochen und an die Leute von General Rauch anschliessen können? Ich kletterte als Vorletzter nach oben, hinter mir war nur noch Linge. Einen Augenblick später, ich hatte den Kopf kaum angehoben, spürte ich den Hieb eines Gewehrkolbens auf meinem Rücken. Deutsche Soldaten, die den Kessel durchbrochen hatten – von wegen. Allein die Hoffnung war der Vater des Gedankens. Die deutschen Stimmen, die uns hatten glauben lassen, es seien General Rauchs Leute, gehörten gefangen genommenen Soldaten. Ende des Ausbruchsversuchs – meine Pistole schmiss ich schnell hinab ins Dunkel. Wir waren in den Händen der Russen.

## GEFANGENSCHAFT

Als Erstes öffnete ich das Armband meiner Uhr. Es war ein teures Modell aus der Schweiz, in limitierter Auflage hergestellt für das Auswärtige Amt. Botschafter Hewel hatte mir eines dieser insgesamt nur zweitausend Exemplare, die als Gastpräsente verwendet wurden, geschenkt. Das wertvolle Stück liess ich nun unauffällig zu Boden gleiten, trat darauf und drehte langsam meinen Fuss. Die Uhr zerbarst mit einem Knirschen. Den Russen, deren Handgelenke manchmal gleich mehrere Beutestücke schmückten, gönnte ich das schöne Andenken nicht. Linge schmiss im hohen Bogen seine Taschenuhr weg. «Da geht sie hin – die Uhr vom Chef», sagte er. Ich wusste nicht genau: Meinte er, es sei Hitlers Uhr, die er ihm nach seinem Tod abgenommen hatte, oder meinte er seine eigene, ein Geschenk Hitlers?<sup>175</sup> Just in dem Moment, als die Taschenuhr durch die Luft flog, scheuchte ein Russe gerade eine alte Frau weg, die uns etwas Wasser hatte geben wollen. Neben ihr landete die Uhr. Die Alte bückte sich danach, hob sie auf und steckte sie, unmerklich von dem Russen, der sich schon wieder weggedreht hatte, in ihre Tasche.

Kurz darauf Schüsse. Eine völlig irrwitzige Szene spielte sich vor unseren Augen ab. Ein Rotarmist, der uns – auf einem Trümmerberg sitzend – bewachte, ballerte plötzlich auf seine eigenen Kameraden in einiger Entfernung. Er schoss eine Salve in die untere Reihe einer Fensterfront, vor der Russen lehnten. Einige erwiderten das Feuer. Sie knallten sich tatsächlich gegenseitig ab. Einfach so. Kompletter Wahnsinn. Die mussten vollkommen betrunken sein. Wodkausch. Für Linge war das zu viel. Er richtete seinen Blick starr auf den Boden. «Ich erschies mich jetzt», presste er hervor und hob zitternd seine bislang vor den Russen verborgene Pistole an. Ich schlug ihm auf die Hand: «Mach keinen Unsinn. Wenn, dann machen die das», zischte ich ihm zu. Nach der Uhr flog nun Linges Walther PP durch die Luft. Nach etwa einer Stunde sprachen wir miteinander ab, dass wir besser nicht weiter zusammenbleiben sollten, um nicht die Gefahr zu erhöhen, erkannt zu werden. Ich hatte zu Linge in all den Jahren kein richtiges Verhältnis aufbauen können, war vorsichtig ihm gegenüber. Er quetschte sich also auf dem Sammelplatz an einigen unserer Schicksalsgenossen vorbei und positionierte sich etwa fünfzig Meter von mir entfernt.

Gegen Abend marschierten wir los, Richtung Berlin-Buch, wo wir auf einer Wiese unter freiem Himmel übernachteten. Linge habe ich nicht mehr gesehen. In Wartenberg stiegen wir in den Zug. Als wir Landsberg an der Warthe erreichten, befanden sich schon Tausende von Soldaten in dem dort von den Russen eingerichteten Auffanglager für die in und um Berlin verhafteten Kriegsgefangenen. Ich schaute mich um, hoffte, jemanden zu entdecken, den ich kannte. Tatsächlich traf ich hier einige meiner Kameraden. Mit Hans Hofbeck, dem RSD-Sekretär, der mich über die Vorgänge um Fegelein unterrichtet hatte, unterhielt ich mich über Hitlers Verbrennung. Er schilderte mir, dass in dem Moment, als die Leichen Hitlers und Evas brannten, an der Mauer zum Auswärtigen Amt plötzlich zwei Zivilisten aufgetaucht seien. Sie waren zur falschen Zeit am falschen Ort und mussten diesen Umstand mit ihrem Leben bezahlen. Denn ausserhalb derer, die Hitler für diese Aufgabe ausgewählt hatte, sollte es keine Zeugen seiner Verbrennung geben.<sup>176</sup> Wie Hofbeck anhand ihrer Papiere festgestellt haben will, waren es Po-

len. Was sie da machten und woher sie gekommen waren, konnte er sich nicht erklären.

Später zeigten die Russen immer wieder eine Aufnahme von einer im Garten der Reichskanzlei aufgefundenen Leiche, die sie zunächst für Hitler hielten. Selbst auf dem Bildmaterial, das man mir vorlegte, war schnell zu erkennen, dass die Vermutung nicht stimmen konnte: Der Mann trug gestopfte Strümpfe. Er muss wohl einer dieser unglückseligen Zivilisten gewesen sein, schien tatsächlich ein Bärtchen wie Hitler gehabt zu haben.

Hinter einem Stacheldrahtzaun bemerkte ich plötzlich Helmut Frick, den wir in dem U-Bahn-Schacht verloren hatten. Er stand inmitten von Soldaten, die zum Nationalkomitee Freies Deutschland<sup>177</sup> gehörten. Jetzt wurde mir klar – er musste schon länger auf der anderen Seite gestanden haben.

Von Landsberg ging es in ein Durchgangslager in Posen (heute Poznan). Auf dem Marsch dorthin erkannte ich eines Tages, auf dem freien Feld sitzend, Hans Baur, Hitlers Flugkapitän. Ich kannte Baur gut von den zahlreichen Kurierflügen und den gemeinsamen Reisen mit Hitler.

«Wie geht es Ihnen?» Etwas Blöderes fiel mir nicht ein.

«Sie sehen ja, Misch», antwortete er und deutete auf sein rechtes Bein beziehungsweise auf das, was davon übrig war. «Abgenommen. Ohne Narkose. Mit einem Taschenmesser», fügte Baur trocken hinzu. Man hatte sein Bein wegen einer Verwundung etwa zehn Zentimeter unterhalb des Knies abgesägt.

«Kann ich Ihnen irgendwie helfen?», fragte ich.

Er deutete auf frisches Verbandsmaterial und ein Schälchen mit Wasser. Während ich ihn wusch und den Verband erneuerte, meinte er, er habe es gar nicht so schlecht. Er bekomme immer wieder sauberes Verbandszeug und zwei ausreichende Mahlzeiten. Krücken gebe es auch. Ich blieb bei ihm, versorgte regelmässig seine Wunden und massierte das Bein. In Posen angekommen, wurde Baur mehrfach vernommen.

Im Oktober 1945 fragte er mich eines Tages: «Herr Misch, ich werde wohl in ein Militärlazarett nach Moskau verlegt werden. Ich nehme an, die Bedingungen dort sind wohl wesentlich besser als in einem Gefangenenlager. Wollen Sie mich nicht begleiten?»

Ich darf mir eine Begleitperson wählen.» Ich musste nicht lange überlegen. Völlig naiv hielt ich es für eine gute Idee, mich Baur anzuschließen, nahm an, dass es mir im Lazarett in Moskau an seiner Seite sicher besser gehen würde als in einem russischen Kriegsgefangenenlager irgendwo an einem der vielen unwirtlichen Orte dieses riesigen Landes. «Ja, danke, gern – ich begleite Sie.» Baur nickte. Noch wussten die Russen nicht, wer ich war.

Nach ein paar Tagen wurden wir nach Moskau gebracht, zunächst allerdings nur bis nach Moschaisk, gut hundert Kilometer westlich von der sowjetischen Hauptstadt. Es gehe bald weiter in das Lazarett, hiess es, und einige Zeit später wurden Baur und ich einem Transport nach Moskau zugeteilt. Statt ins Militärlazarett kamen wir dort jedoch in das berühmte Gefängnis Butyrka<sup>178</sup> und zu den Vernehmungen auch in die Lubjanka<sup>179</sup>, dem Gefängnis der Geheimpolizei GPU. Hitler hatte diesen Ort einst «Rattenfalle» getauft.

## FOLTER

Flugkapitän Baur und ich teilten uns eine Zelle. Es war bitterkalt, die Zelle ungeheizt. Baur erhielt kein Verbandsmaterial mehr. Die Wunde konnte unter diesen Umständen nicht ausheilen. Immer wieder baten wir um ärztliche Behandlung, aber sie wurde verweigert.

Im Dezember begannen endlose Verhöre der stalinistischen Vernehmungsoffiziere. Man schlug und misshandelte Baur. Irgendwann fiel der für mich folgenschwere Satz: «Da fragen Sie doch meinen Begleiter, der kennt sich da besser aus.»

Dann war ich dran.

Man trennte Baur und mich – und folterte nun uns beide. Ich merkte schnell, worum es ging: Die Russen konnten nicht glauben, dass Hitler tot sein sollte.

«Wo ist Adolf Hitler?»

«Tot.»

«Wo ist Adolf Hitler?»

«Tot.»

«*Ty wrosch*.<sup>180</sup> Du lügst. Der Tote ist ein Doppelgänger.»

Die Fragen nahmen kein Ende: «Auf welchem Wege hat Hitler Berlin verlassen? Wo ist er jetzt?»

Es ging so weiter und weiter. Vernehmungskommissar war zunächst Oberst Sawaljew. Das sowjetische Innenministerium (MWD)<sup>181</sup>, wusste längst, dass meine Angaben stimmten. Dort lagen Informationen über Hitlers Selbstmord vor. Ich registrierte sehr wohl, dass man die Mitschriften meiner Aussagen zwar mit grosser Geste in der Mitte durchriss, aber am Ende doch aufbewahrte. Später wurde das, was ich gesagt hatte, mir auch wieder von den Russen vorgehalten. Sie taten also nur so, als hielten sie alles für Lügen und müssten mit meiner Vernehmung immer wieder aufs Neue beginnen. Da sie aber offensichtlich doch alles genau aufbewahrten und meine Aussagen abglichen, mussten sie längst begriffen haben, dass ich die Wahrheit sagte. Doch meine Peiniger, die Obersten Stern, Sawaljew, Schweizer, Gagaze und Seltenvahr<sup>182</sup> liessen nicht von mir ab. Stern und Seltenvahr waren Juden. Nicht ein Wort verloren sie über die Vernichtungslager, niemand befragte mich dazu, es ging immer nur um Hitlers Tod. Hätten sie etwas von mir über die Konzentrationslager in Erfahrung bringen wollen: Zu diesem Zeitpunkt hatte ich immer noch nichts von den Gräueltaten in den KZs gehört.

Bei den Vernehmungen schlug man mich fortwährend ins Gesicht und trat mich mit den Füßen. Einmal wurde ich geimpft, tags darauf bekam ich hohes Fieber. Die Verhörer holten mich dennoch ab, liessen sich die Stelle zeigen, an der ich die Spritze erhalten und um die herum sich eine schmerzhaft Entzündung gebildet hatte. Danach malträtierte man immer wieder genau diese Stelle.

An anderen Tagen griff der verhörende Oberst nach Büchern oder Lochern, die auf seinem Schreibtisch standen, und bewarf mich damit. Oftmals musste ich mich nah zur Wand stellen – und dann schlug man meinen Kopf von hinten an die Mauer. Wollte ich mich umwenden, gab es sofort Schläge ins Gesicht. Immer, wenn ich dachte, nun hätten sie genug, ging es von vorne los. Schliesslich sagte man mir, es seien auch Familienangehörige von mir hier im Gefängnis, ihnen ginge es nicht

besser als mir. Ich könne aber zu meiner Frau, sobald ich die Wahrheit sagen würde. Immer wieder richtete man unvermittelt eine Pistole auf mich.

Im Februar 1946 wurde ich in eine Zelle verlegt, in der es so kalt war, dass sich an den Wänden eine Eisschicht bildete. Die Eisenpritsche hatte eine sehr dünne Matratze, eher eine Decke, die hundertfünfzig mal fünfzig Zentimeter mass. Wahlweise lagen entweder meine Füsse auf dem frostigen Eisen oder ich bettete meinen Kopf darauf. Meine Kleidung wurde mir abgenommen. Man steckte mich in einen zerschissenen Drilllichanzug und völlig kaputte Schuhe. Strümpfe oder Fusslappen gab es keine.

Meiner Zelle wurde ein weiterer Häftling zugewiesen, er hiess Robert Koch. Dieser Gefangene bekam ein Bett, einen Mantel, hatte doppelte Decken zur Verfügung und erhielt Offiziersverpflegung. Von all dem durfte er mir nichts abgeben. Ich erfuhr später, dass er wohl als Spitzel auf mich angesetzt war; seine Privilegien stellten ausserdem eine zusätzliche Foltermassnahme für mich dar. Ich habe mich kaum mit ihm unterhalten.

Es folgte Schlafentzug über vierzig Tage. Nur in den Nächten von Samstag auf Sonntag und von Sonntag auf Montag durfte ich die Pritsche benutzen. An den anderen Tagen zerrte man mich um 22 Uhr aus der Zelle zur Vernehmung. Diese begann aber nie vor Mitternacht. Die zweistündige Wartezeit musste ich in einer Stehzelle, etwa sechzig mal sechzig Zentimeter, verbringen. Manchmal kam es auch gar nicht mehr zum Verhör, und ich musste dann die ganze Nacht stehend ausharren. Ich höre noch heute das Schlüsselrasseln und das Krachen der Zellentür, wenn man mich abholte.

Die Vernehmungsmethoden, sprich die Folterungen, wurden noch einmal verstärkt: Nun wurde ich splitternackt ausgezogen, auf einen Tisch gezerrt und ausgepeitscht. Eine siebenschwänzige Knute sauste unaufhörlich auf meinen Körper nieder, auch auf die Hoden, die Fusssohlen und meinen Kopf. Glitt ich vom Tisch, wurde ich am Boden weiter gepeinigt. Irgendwann, in meinen eigenen Exkrementen liegend, verlor ich die Besinnung. Danach stellten sie mich sofort unter die Dusche, eiskaltes Wasser prasselte auf mich nieder, während jemand meinen Kopf unaufhörlich an die Kacheln schlug. Manchmal kam ich erst in

meiner Zelle zu mir, manchmal lag ich wieder angekleidet auf einer Trage in irgendeinem Raum. Zwei Wachposten schleppten mich dann auf ihr in die Zelle zurück oder stützten mich rechts und links unter den Achseln und schleiften mich über den Boden wie einen nassen Sack. Sie machten Witze: «Weisst du, wie du aussiehst? Schön bunt – wie ein Paradiesvogel!» Das Wort Paradiesvogel hatten sie eigens auf Deutsch gelernt. Eine Ärztin pinselte mir meine Wunden mit einer grünen Heilpaste ein.

Das Martyrium dauerte eine Woche, zehn Tage, zwölf Tage. Ich fühlte mich nicht mehr als Mensch, hatte nur noch eine grosse Sehnsucht: den Tod. Am zwölften Tag bat ich um ein Stück Papier. Bevor ich drohte, vollends verrückt zu werden, wollte ich mich noch einmal als Mensch in Erinnerung rufen. Man brachte mir das Papier, und ich schrieb an den zuständigen Kommissar des Innenministeriums, den gefürchteten Minister Lawrenti Berija:

*Meine bisher gemachten Angaben beruhen auf der Wahrheit und entsprechen den Tatsachen. Die Vernehmungspersonen glauben mir nicht. Ich werde bei den Verhören unmenschlich misshandelt, bleibe aber bei der Wahrheit. Man will mich offensichtlich totschiagen; da ich aber Soldat bin, bitte ich Sie darum, zu veranlassen, dass ich erschossen werde.*

Ich gab den Zettel einem Wachposten. Daraufhin wurde ich direkt ins Vernehmungszimmer geführt. «Erschossen werden will er also?!» Der anwesende Offizier zielte mit zwei Pistolen auf mich, dann liess er sie sinken und schüttelte grinsend den Kopf: «Sterben darfst du, aber wir werden dich totschiagen, nein, halb totschiagen, es wird langsam gehen.» Dann wurde ich wieder mit der Knute bearbeitet, diesmal ohne vorher ausgezogen zu werden.

Als ich in die Zelle zurückkam, wusste ich noch nicht, dass dies die letzte Nacht schwerer Folterungen gewesen sein sollte. Das Gesuch war tatsächlich weitergeleitet worden, es befindet sich noch heute in Moskauer Archiven, wo es die BBC aufgefunden hat. Am nächsten Tag brachte man mir ein wunderbares Essen. Ich rührte es nicht an. Ich wollte sterben.



## SIEBEN WOCHEN BERLIN

Von Ende März bis April 1946 wurde ich gut gepflegt, und man gab mir wieder vernünftige Kleidung. Ende April wurde ich in einem Zug nach Berlin verbracht. Ich, und wie sich herausstellte auch Baur, Linge und Günsche, sollten bereitgehalten werden als Zeugen für den Nürnberger Prozess<sup>183</sup>. Die Zugfahrt dauerte eine gute Woche. Die tägliche Lebensmittelration betrug vierhundert Gramm Brot – das war alles. Als ich in Berlin im Frauengefängnis Lichtenberg ankam, hatte ich zwei Tage lang, die ganze Strecke seit Brest-Litowsk, nichts mehr getrunken.

Man sperrte mich in eine Zelle ohne jeden Einrichtungsgegenstand. Meine Habseligkeiten nahm man mir wieder ab, auch mein Essgeschirr. Ich war gerade eine halbe Stunde da, da trat ein russischer Wachposten auf mich zu und schlug mir derart ins Gesicht, dass ich auf der Stelle blutete. Ein anderer Russe erschien und belehrte den anderen: «Lass den – der ist kein Bandit.» Ich bat um Wasser. *Njet*. Erst am nächsten Tag gab es eine wässrige Suppe. Dazu reichte man mir einen etwa zwölf Liter fassenden Krug. Einen Löffel bekam ich nicht. Der Krug bildete fortan mein einziges Einrichtungsstück. Essen, Trinken, Exkrememente – für alles denselben Eimer.

Sieben Wochen blieb ich eingesperrt. Mehrmals protestierte ich gegen die Haftbedingungen. Ich zog mir eine schlimme Erkältung zu, die ein deutscher Arzt behandelte. Als ich ihn auf die unzumutbaren hygienischen Zustände ansprach, bedauerte er: «Es tut mir leid, da kann ich nichts für Sie tun. Das überschreitet meine Einflussmöglichkeiten.» Irgendwann sass ich bei einer Vernehmung einem sowjetischen Oberstleutnant gegenüber und beschwerte mich. Er liess mich die Zustände ausführlich beschreiben, hörte sich das an und meinte: «Das gibt es ja gar nicht. Ich werde die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen und dafür Sorge tragen, dass Sie die Behandlung erhalten, die Ihnen als Untersuchungshäftling zusteht – zumal Sie kein Beschuldigter, sondern nur Zeuge sind.» Es änderte sich daraufhin allerdings nicht das Geringste.

Ich bestand darauf, Frau und Tochter zu sehen, sonst würde ich gar nichts mehr sagen und mich erschiessen lassen. Immer wieder verträste-

te man mich auf baldige Besuche. Einmal schickten sie sogar eine junge Dame in meine Zelle, die mir die unansehnlichen Bartstoppeln rasierte: «Ihre Frau kommt doch gleich.» Aber das waren alles leere Versprechen.

Ich bekam mit, dass sie mit Heinz Linge den Bunker beziehungsweise das, was davon übrig geblieben war, begingen. Alles wurde skizziert und vermessen, sämtliche Blutflecken kriminaltechnisch untersucht. Mich hatte man nicht hinzugezogen.

Irgendwann sagte man uns, wir würden als Zeugen beim Nürnberger Prozess nicht benötigt. Kein Wort erfuhr ich während dieser Zeit über die Konzentrationslager und Hitlers Massenmorde, auch nichts über den Fortgang des Prozesses. «Kronzeuge – nix, nix – alliierter Beschluss.» Ich konnte es nicht glauben, dass ich mich jetzt sieben Wochen nur wenige Kilometer von meiner Familie entfernt aufgehalten, sie aber nicht gesehen hatte, und jetzt wieder die Reise nach Moskau antreten würde. Ich war völlig entkräftet, physisch und psychisch am Ende.

## NEUN JAHRE GULAG

Zurück in Moskau, ging es zunächst wieder in das Gefängnis Butyrka. Ich hatte allerdings Glück mit meinem Zellengenossen, dem Botschaftsrat Gotthold Starke. Der zwanzig Jahre ältere Starke war unter dem Botschafter in Moskau und Mitverschwörer des 20. Juli, Friedrich-Werner Graf von der Schulenburg, tätig gewesen. Starke erhielt Sonderverpflegung, und sie war so üppig, dass es auch für mich reichte. Diesmal war es kein Problem – er durfte mir von seiner Zuteilung abgeben. Er bekam sogar Zigaretten.

Als wir hörten, dass jemand in die Nebenzelle gesperrt wurde, versuchten wir Kontakt mit dem Mitgefangenen aufzunehmen. Starke bat mich, ihm zu morsen. Ich klopfte also: «Bitte, wer dort?» Keine Antwort. Der Zellennachbar war des Morsealphabets anscheinend nicht mächtig. Es dauerte etwa zehn Tage – in Abständen wiederholte ich immer wieder stur unsere akustischen Zeichen –, bis er verstand. Dann endlich klopfte er zurück: «Langsam.» Ich pochte also wieder an die Zellenwand, diesmal mit längeren Abständen zwischen den einzelnen

Zeichen. Auch das mehrmals. Irgendwann die Antwort: «Hier litauischer Rittmeister von Wolfshausen. Bin seit drei Jahren hier, seit zwei Jahren allein.»

Ich war wie vom Donner gerührt. Starke sah das blanke Entsetzen in meinen Augen. «Was ist? Was haben Sie? Nun erzählen Sie schon, was hat er geantwortet?», fragte er mich. Ich sagte es ihm, und augenblicklich stockte auch ihm der Atem. Drei Jahre? Was um Gottes willen blühte uns hier?

Starke war der Sohn eines evangelischen Bischofs, in Runowo, im damaligen Kreis Posen geboren, und sehr gläubig. Er drängte mich, dem Mann etwas Tröstliches zurückzumorsen: «Nur Geduld, Gott wird helfen.» Zurück kam: «Hier kein Gott – hier GPU!» So etwas Ähnliches sollte später einmal eine russische Ärztin zu mir sagen, als wir uns über Glauben und Religion unterhielten: «Jesus hat sehr viel gelitten, aber er war nie in der Sowjetunion.»

Wir morsten dem Rittmeister weiter, fragten ihn, ob er Raucher sei. Ja, aber er erhalte keine Zigaretten. «Beim nächsten Toilettengang nach uns: aufpassen!», klopfte ich. Es klappte. Wir versteckten ihm einige Zigaretten auf der Toilette. Den Wachposten amüsierte das anscheinend, denn er zündete sie unserem Mitgefangenen selbst an.

Botschaftsrat Starke hatte seit dem Krieg auch schon einiges mitgemacht. 1939 war er Chefredakteur der Zeitung *Deutsche Rundschau in Polen* in Bromberg<sup>184</sup> gewesen und hatte dort das als «Bromberger Blutsonntag»<sup>185</sup> in die Geschichte eingegangene Gemetzel miterlebt.<sup>186</sup>

Mit den drei Jahren hatte der Rittmeister aus der Nebenzelle nicht falsch gelegen. Genauso lange sollte meine Zeit im Militärgefängnis in Moskau dauern. Die Folterungen der Anfangszeit waren zum Glück vorbei. Mit Oberst Stern hatte ich nun viele lange Gespräche. Manchmal konnte ich für kurze Zeit vergessen, dass er mich gefoltert hatte. Stern stammte aus Wien, und ich dachte an meinen ersten Botengang für Hitler.

Gott sei Dank gaben sie uns Bücher. Eine ganze Bibliothek sei aus Posen hergeschafft worden, erzählte man uns. Eine kleine, adrette Frau

verteilte alle zehn Tage den Lesestoff. Starke meinte zu wissen, dass sie etwas mit der Lenin-Attentäterin zu tun habe.<sup>187</sup> Ich las also. Bücher über die Kreuzritter, etwa von Heinrich von Plauen, dann Karl Marx, schliesslich Gedichte und Dramen von Theodor Körner<sup>188</sup>. Die Gedichte waren schwülstig, nicht mein Fall eigentlich, aber unter diesen Umständen saugte ich sie in mich auf, mochte sogar die Schmalzigkeit der Worte:

*In der Nacht*

*Ich bin dir nah, nur eine dünne Mauer  
Trennt mich von dir.  
Du träumst wohl schon im sanften Schlummerschauer,  
Vielleicht von mir...*

*Es war dein Geist, und heilig auf der Wange  
Fühlt ich den Kuss;  
An deiner Lippen küssendem Gesange  
Kannt ich den Gruss.*

*Es war dein Geist! Es war der Hauch der Liebe!  
Hast mein gedacht!  
O, dass sie ewig, ewig, ewig bliebe  
Die schöne Nacht!*

So konnten wenigstens meine Gedanken ein wenig lustwandeln. Ich habe zunächst gezählt, wie viele Bücher ich las, bei zweihundert hörte ich auf.

Eine Zeit lang teilte ich die Zelle – man hatte Starke und mich schliesslich getrennt – mit Dr. Richter, dem ehemaligen wirtschaftlichen Direktor der Adam-Opel-Werke. Dr. Richter kehrte nicht mehr zurück in die Heimat, er starb in der Gefangenschaft. Nach meiner Rückkehr aus Russland habe ich seine Witwe in Rüsselsheim aufgesucht. Sie lud mich ein, ein paar Tage im Gästehaus des Unternehmens zu verbringen. Ich berichtete ihr von der gemeinsamen Zeit mit ihrem Mann.

Irgendwann wurde ein japanischer General mein Zellenmitbewoh-

ner. Er war nicht der einzige Japaner hier. Ich bemühte mich, ein paar Brocken Japanisch zu lernen, damit ich wenigstens «danke» und «bitte» und solche Dinge sagen konnte. Es klappte auch ganz gut. In Erinnerung geblieben ist mir auch ein estnischer Grossschachmeister. Mit dem spielte ich so manche Partie, und als es mir tatsächlich einmal gelang, ihn mit drei Zügen matt zu setzen – es muss schlicht Zufall gewesen sein –, da hat er drei Tage lang nicht mit mir gesprochen.

Nach drei Jahren Moskau wurde ich in einem Viehwaggon in ein Lager nach Dscheskasgan<sup>189</sup> transportiert. Wer in dem Steppengefängnis nahe dieser Stadt in Zentralkasachstan nach endloser, zweiunddreissig Tage und Nächte währender Fahrt lebend ankam, hatte eine Reise unter unmenschlichen Bedingungen überstanden. Es war nicht möglich, im Waggon aufrecht zu sitzen, man musste die ganze Zeit über den Kopf einziehen. Mich hatten fürchterliche Bauchschmerzen gequält. Ich konnte mich zudem mit niemandem unterhalten, im Waggon waren ausser mir ausschliesslich russische Strafgefangene.

Zwei Monate verbrachte ich in dem Sonderlager, dann ging es nach Karaganda, ebenfalls in Kasachstan gelegen. Der Name «Karaganda» geht zurück auf die besondere, leicht poröse Steinkohle, die in der Gegend reichlich vorkommt, übersetzt bedeutet er «schwarzer Stein».

Im Kriegsgefangenenlager 7099/1 in Spassk, dem Hauptlager des Gulag Karaganda, wurde ich zu den Arbeitsfähigen eingeteilt. Mit elf weiteren Gefangenen lebte ich in einem Gefängnisstrakt, in dem man sich mehr oder weniger frei bewegen konnte. Wir zwölf bildeten einen Instandsetzungstrupp. Mit der Schmalspurbahn transportierte man uns mehrere hundert Kilometer in die Stadt Rudnik. Auf der Fahrt hörten wir immer wieder Schüsse. Es waren unsere Aufseher, die sich beim Schneehasenschüssen amüsierten. In Rudnik wurden öffentliche Gebäude instandgesetzt, ich arbeitete in einem Malertrupp. Es war eine vergleichsweise angenehme Tätigkeit. Wir zwölf wurden von nur einem Aufseher bewacht, und es gab auch genügend zu essen. Einen Beutel Griess oder Ähnliches konnten wir uns selbst auf einem kleinen Kocher zubereiten.

Irgendwann erhielt ich Lagersperre, durfte also nicht mehr zum Arbeitseinsatz ausfahren. Warum, weiss ich nicht. Es gelang mir allerdings, das Verbot zu umgehen. Es blieb dann einfach ein anderer Kamerad für mich im Lager, und ich nahm seine Arbeitskarte. Die Wachmannschaften wechselten ständig, niemand merkte sich, wer wer war. Es wurde in Fünferschritten abgezählt, und fertig. Auf den Baustellen teilte man mich oft zum Beschriften von Schildern ein. «Vorsicht – Kran schwenkt aus» und solche Sachen malte ich in schönster Werbeschrift – auf Deutsch und auf Russisch – auf die Tafeln. Fast konnte man meinen, ich arbeitete im russischen Gulag in meinem erlernten Beruf als Kunstmaler. Es gab sogar Geld dafür, 460 Rubel. 400 Rubel behielt die Lagerverwaltung ein, aber der Rest wurde ausbezahlt. Für dieses Geld konnte man sich im Lager etwas kaufen, Margarine zum Beispiel. Margarine war etwas Wichtiges, denn ein «Butterbrot» – die Russen benutzten tatsächlich dieses deutsche Wort – war dort paradoxerweise nur ein trockenes Brot, also ganz ohne Butter. Ein nahezu echtes Butterbrot, das war ein «Butterbrot mit Margarine». Es sei deutsche Margarine, sagte mir ein Russe beim Einkauf, nur aufwendig in russisches Papier eingewickelt.

Hier in Karaganda traf ich auf Sepp Platzer, Hess' ehemaligen Diener, und hörte die ganze Geschichte vom Englandflug seines ehemaligen Chefs.

Zum ersten Mal Post erhielt ich im Oktober 1948, einen Brief von meiner Frau und einen von meiner Tante. Im September hatte ich Tante Sofia auf einer Doppelkarte, die uns ausgehändigt wurde und auf der wir unsere Daten für die Rückantwort eintragen mussten, zu ihrem Geburtstag geschrieben. Bis dahin hatte ich von niemandem aus meiner Familie ein Lebenszeichen erhalten. Aber die Erwiderung auf diesen Geburtstagsbrief kam nun endlich bis zu mir durch.

Mit Urteil vom 21. Dezember 1949 wurde ich im Zuge der Massenprozesse<sup>190</sup> gegen deutsche Kriegsgefangene ohne eigenes Gerichtsverfahren von den Sowjets zum Tode verurteilt. Ich nahm die Nachricht – wie ich sie genau bekam weiss ich nicht mehr, irgendeine Art Verhandlung oder dergleichen hatte es jedenfalls nicht gegeben – völlig emotionslos auf. Mit dem Tode bedroht zu werden, war in den Lagern nichts

ГЕРМАНИЯ

СОЮЗ ОБЩЕСТВ КРАСНОГО КРЕСТА и КРАСНОГО ПОЛУМЕСЯЦА  
СССР

Почтовая карточка военнопленного

Postkarte  
France de port

Carte postale du prisonnier de guerre

Кому (Destinataire)

Frl. Sofie Fronia

(bei Lachmund)

Куда (Adresse)

Deutschland Provinz Brandenburg

Berlin - Rudow

Штат, город, ул. и № дома, округ, село, пер.

Отправитель (Expéditeur)

Kgf. Misch Rochus

Фамилия и имя военнопленного

Nom du prisonnier de guerre

Почтовый адрес военнопленного

U. d. S. S. R.

Adresse du prisonnier de guerre

Lager Nr. 7099/3

16-я тш. Зам. 395

25. 9. 48.

Meine liebe Tante Sofie!

Zum ersten Mal bin ich seit meiner Gefangenenschaft  
in der Lage, dir zu deinem Geburtstag auf diesem  
Wege meine herzlichsten Glückwünsche zu übermitteln.  
Ich gratuliere dir aufs herzlichste zu der Himmel  
möge dir all deine Wünsche in Bitten in Erfüllung  
gehen lassen. Ich hoffe dich nun endlich noch in diesem  
Jaher gesund, wie ich es selber bin, wiederzusehen.  
Du wirst wohl wahr wie vor im Tank sitzen sein in  
ich freue mich sehr schon auf den ersten Anblick. Denn  
mein Herz hat dir das Gefühl, das ich gegessen habe. Wie  
dich zu sehen damals alles mit großem Interesse übersehen  
habe. Ich werde dir wohl nicht mehr wiedersehen  
können. Ich war dann in großer Sorge um dich. Aber  
auch heute habe ich in anderer Sorge um dich. Aber  
den meine Frau oder von dir irgend eine Post erhalten  
habe. Ich hoffe dich nicht von dort allein. Hoffe aber keine  
Gute Nacht zu schlafen. In tiefster Sehnsucht auf  
deinem Geburtstag wird sein. Ich

Erste Post, auf die Misch später eine Antwort im russischen Lager  
Karaganda erhält: eine Doppelkarte an Tante Sofia Fronia zu ihrem  
Geburtstag, geschrieben am 25. September 1948

Aussergewöhnliches, Urteil hin oder her. Die Strafe sollte 1950 umgewandelt werden in fünfundzwanzig Jahre Zwangsarbeit. Mein Verbrechen: «Unterstützung des Naziregimes.»

1950 ging es von Karaganda nach Borowitschi<sup>191</sup>, das – für die Entfernungen in diesem Land – nicht weit von Leningrad liegt. In dem dortigen Lager traf ich wieder auf Flugkapitän Baur, wurde aber bald von ihm getrennt. Man hatte bemerkt, dass wir uns gut kannten, und Baur wurde in ein Nachbargefängnis verlegt.

Schon zu Anfang meines Aufenthalts bekam ich näheren Kontakt zu Ritterkreuzträger de la Rocca von der spanischen Blauen Division.<sup>192</sup>

Der Zusammenhalt der Spanier in der Gefangenschaft beeindruckte mich sehr. Dabei waren es eigentlich zwei verfeindete Gruppen: Die sogenannten Rotspanier, antifaschistisch eingestellt, waren bei Ende des Spanischen Bürgerkriegs nach Osten geflohen oder, vielfach als Kinder, verschleppt worden. Ihr Los in Russland war hart, sie wurden zur Zwangsarbeit eingesetzt und in Lager gesperrt.<sup>193</sup> Die Spanier aus der Blauen Division dagegen hatten als Freiwillige mit faschistisch-antikommunistischem Hintergrund auf deutscher Seite gekämpft. Dennoch: Wenn ein Spanier zum Verhör abgeholt wurde, dann standen die anderen geschlossen mit ihm auf und stellten sich dazu. Ohne Ausnahme. Da gab es keine blauen oder roten Spanier mehr, sondern nur noch Spanier. Sie hielten zusammen. Die Japaner genauso. Diesem Zusammenhalt vermochten die Russen wenig entgegenzusetzen, sie konnten ja nicht gleich alle erschiessen. Dergleichen gab es unter den Deutschen nicht. Wer von uns zum Verhör abgeholt wurde, der ging allein; kein Landsmann kümmerte sich darum.

Ich sah mich erneut der Todesstrafe ausgesetzt, als man mich zusammen mit de la Rocca beschuldigte, eine Meuterei angezettelt zu haben. Wochenlang hatte es nur Maisbrei gegeben. Maisbrei, Maisbrei und immer wieder Maisbrei. Trotz schlimmer Zeiten des Hungers, die wir in Borowitschi erlebten, konnten wir das Zeug nicht mehr riechen, nicht mehr sehen, nicht mehr essen. Beim blossen Anblick des pappigen Hafens überfiel uns ein Würgereiz. Den anderen Gefangenen ging es äh-



lich. Irgendjemand machte de la Rocca und mich als Aufwiegler aus. Kurz bevor es zu einem wirklichen Aufstand kam, hatte die Lagerleitung ein Einsehen. Ich weiss nicht mehr, was sie uns dann gaben, aber jedenfalls erst einmal keinen Maisbrei mehr.

In Borowitschi traf ich auch auf Rommels ehemaligen Generalstabschef Gause. Ich habe bereits erwähnt, was ich durch ihn über Rommels Verstrickung in das Attentat vom 20. Juli erfuhr.

Wie schon zuvor in Karaganda durfte ich auch in Borowitschi das Lager meist nicht verlassen. Im Lazarett wurde ich als Krankenpfleger eingesetzt. Dort arbeitete eine junge jüdische Ärztin. Ihrer Anregung war es zu verdanken, dass in dem Lazarett ein kleines Lagerorchester proben konnte. Eines Tages hatte sie einen Patienten, der behauptete, er sei Erster Geiger. Sie wisse, wie sie das überprüfen könne, meinte sie und tastete nach einem Knorpel am Hals. Geiger würden diesen Knorpel bilden, erklärte sie mir. Sie fand diesen Beweis, und der Geiger durfte mit seinen Musikerkollegen fortan im Lazarett üben. Eines Tages, wir hatten gerade bei einem Kameraden ein schlimmes Furunkel am Rücken behandelt, sah ich Tränen in den Augen der Chirurgin. Als Dr. Schwarzer, ein deutscher Kollege, sie fragte, was mit ihr los sei, die kleine Operation eben sei doch gut gelaufen, brach sie völlig in Tränen aus: Sie werde wohl nicht wiederkommen. «Sie deportieren uns alle an den Amur, da gibt es nur Sümpfe und Mücken», stammelte sie. Weinend erklärte sie dann näher, dass Stalin alle Juden in diese Gegend zwangsumsiedeln wolle. Ich sah sie nie wieder.

Anschliessend ging es für mich quer durchs Land, jahrelang sass ich in wechselnden Speziallagern ein. Von Borowitschi wurde ich zunächst zurück Richtung Moskau gebracht, nach Tushino. Dort mussten wir während eines Sommers Holzschuppen bauen. Nach einiger Zeit bemerkten wir, dass um diese kleine symmetrisch angelegte Blumenbeete entstanden. Jemand von uns deutete auf die sorgfältig vermessenen Beete und meinte: «Schaut mal, so etwas, das machen nur Deutsche. Es können nur Deutsche sein, die nach uns hier Weiterarbeiten.» Wir beschlossen, nach unserer Schicht einen Zettel unter einem Balken zu verstecken. «Wir sind deutsche Kriegsgefangene – wer seid ihr?» Den Balken drehten wir so, dass man ihn wegschieben musste, wenn man wei-

terarbeiten wollte. Auf dieser Weise mussten die anderen Gefangenen den Zettel finden. Am nächsten Tag hatten wir die Antwort: «Wir sind auch Deutsche.» Erst einige Zeit später erfuhren wir die näheren Hintergründe dieser Lagerinsassen: Die Russen hatten eine Reihe bedeutender Wissenschaftler nach Tushino verschleppt. Jeden Morgen brachte diese ein Bus zu einem Institut oder einer Universität, wo man sie tagsüber forschen liess. Gegen Abend ging es zurück ins Lager, wo sie dann etwa noch bei der Errichtung der Schuppen eingesetzt wurden. Es handelte sich um eine Truppe von Atomphysikern, die einst mit dem Nobelpreisträger Gustav Hertz<sup>194</sup> zusammengearbeitet hatten.<sup>195</sup> Als die Russen deren Wissen abgeschöpft hatten, wurden viele einfach endgültig in Lager abgeschoben. Schon in Karaganda war ich auf solche «ausrangierten» Forscher gestossen, die man immer daran erkannte, dass sie beinahe elegant gekleidet, allesamt mit Hüten, ankamen.

Von Tushino brachte mich eines Tages ein Transport in den Ural, nach Swerdlowsk. Lagerkommandant war ein Hauptmann, der Kriegsgefangener in Thüringen gewesen war. Er liess alle ehemaligen SS-Angehörigen separieren, und mir schwante Schlimmes. Doch dann die Überraschung: Die SS-Truppe durfte in die Lebensmittelfabrik, die anderen mussten Steine klopfen. Das sollte ich allerdings irgendwann später auch noch machen müssen. Manchmal standen Kinder um uns herum, die uns bespuckten und «Hebrae», als Juden schimpften.

Im Lager hatten wir einen Verräter, einen, der den Wachen meldete, wenn sich etwa jemand im Küchendienst unerlaubt bevorratet hatte. Eines Tages trat Leutnant Schmidt auf diesen Mitgefangenen, er hiess Kruse, zu: «Wir wissen jetzt, dass du der Verräter bist. Du gehst heute nicht zur Arbeit! Wenn du kommst, bring ich dich um!» Kruse hätte das ernst nehmen sollen, tat es aber nicht. Er erschien zum Küchendienst und trug wie immer mit einem zweiten Gefangenen auf einem grossen Brett die Erbsensuppe auf. Von hinten näherte sich Schmidt und trennte mit einem Beil Kruses Kopf von den Schultern. Das brachte ihm den Beinamen «Beilchen-Schmidt» ein. Ich musste das gottlob nicht mit eigenen Augen ansehen, mir reichte es, dass die Sache in den Folgetagen Thema Nummer eins war.

Schliesslich gelangte ich nach Stalingrad. Dass dies die letzte Station meiner Gefangenschaft sein sollte, ahnte ich nicht. Nur zu oft hatte ich miterlebt, wie Häftlingstransporte mit unbekanntem Ziel die Lager verliessen, und meistens ging es dann eben doch nur in ein nächstes Lager und ein nächstes und ein nächstes. Dieser Transport aus Stalingrad aber, Ende des Jahres 1953, sollte mich tatsächlich nach Deutschland bringen.

## RÜCKKEHR UND NEUANFANG

Unser Zug stoppte kurz nach Weihnachten 1953 im brandenburgischen Kriegsgefangenenauffanglager Fürstenwalde<sup>196</sup>, das vom sowjetischen NKWD eingerichtet worden war. Dort wurde uns die Sträflingskleidung abgenommen und gegen normale Zivilkleidung ausgetauscht. Wir sahen wieder aus wie richtige Menschen. Würde man uns nun tatsächlich freilassen? Wir sollten noch weiterfahren, bis nach Friedland nahe bei Göttingen<sup>197</sup>, trauten den Russen aber nicht. In der Nähe des Lagers Fürstenwalde befand sich eine S-Bahn-Station, von dort fuhr eine Linie bis nach Berlin hinein. Fünf Mitgefangene und ich beschlossen, uns bei nächster Gelegenheit dahin abzusetzen. Es klappte auch. Wir sprangen alle sechs in die S-Bahn, und dann war ich, nach fast neun Jahren, zurück. Zurück in Berlin.

Ich spähte durch die wegen des Winterwetters beschlagenen Fenster des Abteils, und war völlig überwältigt. Irgendwann entdeckte ich bei der Einfahrt in einen S-Bahnhof ein Schild mit der Aufschrift «Neukölln». Ich hörte, wie sich meine Stimme überschlug: «Hier ist Westen – alle aussteigen!» Wir stolperten aus dem bremsenden Zug, liefen die Stufen vom Bahnsteig hinunter zum Vorplatz und fanden dort einen Stand mit Taxen. Ein Kamerad, der in meine Richtung musste, stieg mit mir zusammen in eines der wartenden Autos ein. Ich nannte dem Fahrer meine Adresse, nicht ohne ihm zu erklären, dass ich keinen Pfennig bei mir hätte. Wortlos liess er den Motor an. Zwar trugen wir keine Sträflingskleidung mehr, aber als Heimkehrer aus der Gefangenschaft waren wir dennoch schnell zu erkennen. Der Taxifahrer wollte von uns kein

Geld. Er setzte zuerst den Kameraden in Britz ab, dann ging es weiter nach Rudow. Ich las die Strassenschilder, irgendwann trugen sie Blumenamen, wie auch die Strasse, in der ich wohnte – gewohnt hatte vor langer Zeit. Das Taxi hielt schliesslich vor der angegebenen Nummer.

Ich war zu Hause.

Das kleine Häuschen meiner Schwiegereltern, das ich am 22. April 1945 zum letzten Mal gesehen hatte – da stand es und sah aus, wie ich es in Erinnerung hatte. Meine Frau hatte darin seit Ende des Krieges gelebt. Als Erstes sah ich meine Schwiegermutter an der Eingangstür. Kurz danach trat Gerda neben sie. Es war der 31. Dezember 1953. Unser Hochzeitstag. Der elfte, aber neun davon hatten wir nicht zusammen erlebt. Gerda und die Schwiegermutter blieben einfach stehen, als sie mich erblickten. Sie rührten sich nicht. Vielleicht stimmt das aber auch nicht und es ist einfach das Bild, das sich bei mir im Kopf so unverrückbar festgesetzt hat, diese Momentaufnahme, die mich heute, in der Rückschau, glauben lässt, die beiden hätten sich nicht bewegt. Ich habe keine Worte für die Beschreibung des Wiedersehens, die allerersten Minuten sind zudem aus meinem Gedächtnis gelöscht. Die Erinnerung setzt erst wieder ein, als ich, einigermassen zu mir gekommen, auf dem Sofa im Wohnzimmer Platz genommen habe, meine Tochter Gitta auf dem Schoss. Sie war jetzt ein immerhin fast zehnjähriges Mädchen, mir aber gleich auf den Arm gesprungen.

Ich kramte verlegen nach Briefen, die mir Mitgefangene in die Hand gedrückt hatten. Ich sollte sie bei nächster Gelegenheit an ihre Familien absenden. Keine halbe Stunde nach unserem Wiedersehen machte sich Gerda deshalb auf den Weg zum Postamt. Später schickte ich meinen in Russland verbliebenen Kameraden fleissig Päckchen. Dicke Pinsel packte ich mit hinein, nachdem ich den Bürstenkopf abgeschraubt und kleine Nachrichtenzettelchen im Inneren des eigens ausgehöhlten Stiels versteckt hatte. So hoffte ich, ihnen Neuigkeiten aus der Heimat hineinschmuggeln zu können, ohne dass diese der Zensur zum Opfer fielen. Wir hatten uns in der Gefangenschaft untereinander immer ermahnt: Wenn jemand Post bekommt von einem ehemaligen Kameraden, der es früher herausgeschafft hat – unbedingt alles ganz genau untersuchen! Ich

wollte, dass sie wussten, von den Politikern in der Heimat wurde alles für ihre baldige Freilassung unternommen.

Das Sozialamt schickte unsere kleine Familie zunächst einmal für sechs Wochen in den Urlaub. Es ging nach Reisbach in Niederbayern. Spätheimkehrer sollten auf diese Weise dabei unterstützt werden, sich wieder in die Familie einzufinden. Gerda hatte die schwere Zeit kurz nach dem Krieg hervorragend gemeistert. Noch 1945 ist sie wieder der SPD beigetreten, 1946 der Arbeiterwohlfahrt (AWO) und 1950 dem Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB). Onkel Paul hatte ihr durch seine Beziehungen zum Berliner Nachkriegsbürgermeister Ernst Reuter<sup>198</sup> dabei helfen können, dass sie schon 1946 für eine amerikanische Dienststelle arbeiten konnte. Sie sprach ja Englisch, und unbelastet war sie auch, wenn einige Nachbarn auch meinten, die Behörden darauf hin hinweisen zu müssen, dass ihr Mann SS-Mann gewesen sei. Bald darauf begann Gerda eine Lehrerausbildung. 1951 bestand sie ihre Zweite Staatsprüfung, seither lehrte sie an einer Schule in Neukölln. Später wurde sie sogar Schuldirektorin.

Was aber sollte ich machen?

Ich drückte zunächst die Schulbank mit dem Berufsziel Bauzeichner. Das erschien mir immerhin ein wenig in meine ursprünglich einmal eingeschlagene künstlerische Richtung zu gehen und daher ganz passend zu sein. Dennoch brach ich die Ausbildung schon nach wenigen Wochen ab. Der Unterricht lief völlig an mir vorbei, ich war nicht aufnahmefähig. Fast zehn Jahre Gulag liessen sich nicht einfach mit der Sträflingskleidung abstreifen. Ich war noch nicht wieder angekommen in einer Heimat, die ich gar nicht kannte.

Man bot mir eine Stelle als Träger in einem Krankenhaus an. Ich lehnte ab. Betten hin und her schieben? Das erschien mir nun doch eine zu anspruchslose Tätigkeit zu sein. Mehr als ein Jahr lang suchte ich nach einer geeigneten Arbeitsstelle. Ich erhielt mehrere Angebote, aber nichts in Berlin; einige Offerten kamen aus Süddeutschland über alte Kameraden. Ein Bekannter aus Schwaben schlug mir vor, seine Handelsvertretung für Gummiwaren aller Art in Süddeutschland zu überneh-

men. Von Gummiringen für Einmachgläser bis zum Pariser reichte das Sortiment. Das hätte ich wohl angenommen, aber Gerda wollte Berlin auf keinen Fall verlassen.

Irgendwann machte ich Erich Kempka ausfindig. Hitlers ehemaliger Chauffeur war bei dem Automobilhersteller Porsche als Testfahrer gelandet. Er lud mich gleich ein, und ich besuchte ihn in Stuttgart. Kempka machte einen Kontakt zu Jakob Werlin<sup>199</sup>, den ich auch noch aus früheren Zeiten kannte. Werlin empfing mich in seiner Sechszimmerwohnung in München. Ich könne ebenfalls als Fahrer tätig sein, kein Problem, gab er mir zu verstehen. An dem Tag, als ich mich mit Werlin traf, musste der noch nach Italien. Er bot mir an, zum Übernachten in seiner Wohnung zu bleiben. Nun, es ging nicht mit den Arbeitsangeboten aus Süddeutschland. Gerda wollte nicht.

Schliesslich hörte ich über Bekannte, dass ein Malerbedarfsgeschäft zum Verkauf stand, da der Inhaber sich zur Ruhe setzen wollte. «Das wäre doch was für dich», meinte ein Freund. Sicher, nur: Ich hatte kein Geld, um den Laden zu übernehmen.

Schliesslich wandte ich mich an einen ehemaligen General, der sich um Spätheimkehrer kümmerte. Dieser schickte mich zur Gräfin von Isenburg<sup>200</sup>. Sie stand einem Verein vor, der ehemaligen Kriegsgefangenen dabei half, im Alltagsleben wieder Fuss zu fassen. Prinzessin von Isenburg zeigte sich von meinem Schicksal besonders beeindruckt und organisierte ein Zusammentreffen mit Politikern in Bonn. So begleitete sie mich beispielsweise zu einem Treffen mit dem CSU-Abgeordneten Kaspar Seibold<sup>201</sup>. Auch Seibold interessierte sich sehr für meine Geschichte, die er wiederum Finanzminister Fritz Schäffer<sup>202</sup> vortrug. Schliesslich wurde ich tatsächlich zu einem Gespräch mit Schäffer eingeladen. Der wollte zunächst alle Einzelheiten über meine Zeit bei Hitler wissen. So sassen wir einen halben Tag lang zusammen, bis ich auf meine aktuellen Probleme zu sprechen kam. Ich nehme an, dass dieses Gespräch dazu beigetragen hat, dass wenig später ein zur Unterstützung von Spätheimkehrern aufgelegter Fonds deutlich aufgestockt wurde.

Über die Grund- und Kreditbank wurde mir ein Darlehen ausbezahlt. Mit den 28'000 Mark konnte ich schliesslich das Geschäft für Maler-

und Raumausstattungsbedarf des sechsundsiebzigjährigen Inhabers in der Kolonnenstrasse 3 in Berlin-Schöneberg übernehmen. Als meine Tante Sofia eine Wohnung suchte, bat ich den Postboten, der für die Adresse meines Ladens zuständig war, um Mithilfe. Er hörte sich um, und meine Tante war sehr dankbar, als sie eine neue Bleibe, ebenfalls in der Kolonnenstrasse, beziehen konnte, bis sie in ein Seniorenwohnheim in Rudow zog und dort im Alter von siebenundachtzig Jahren starb. Für mich war ihre Nähe auch sehr günstig: Zur Mittagsstunde fand ich mich regelmässig bei ihr zum Essen ein.

Als ich in dieser Zeit meinen alten Kameraden Adolf Kleinholdermann, den Boxer, wiedertraf, machte er mir ein ganz ungewöhnliches Angebot: Er habe mit einer kleinen Erdnussbutterproduktion begonnen, ob ich diese nicht übernehmen wolle. Adolf war nach dem Ende seiner aktiven Karriere als Sparringspartner nach Amerika gegangen. Seine Frau hielt es irgendwann nicht mehr in der Neuen Welt aus und gab ihm zu verstehen: «Adolf, ich bin Berliner, ich will nach Hause.» Mit dem Erdnussbutterrezept in der Tasche ging es zurück in die Heimat. Dieser Lieblingsaufstrich der Amerikaner war bei uns gänzlich unbekannt, und Adolfs Monopolbetrieb, den er gleich nach seiner Rückkehr aufgezo- gen hatte, konnte sich vor Nachfrage durch die amerikanischen Besatzer kaum retten. Mich reizte das Unterfangen, und so wurde ich wohl Deutschlands zweiter Erdnussbutterhersteller.

Das Rezept der Creme war höchst geheim und sehr erfolgreich, das Zauberwort hiess «Lecithin». Die in Berlin stationierten Amerikaner konnten von dem Zeug weiterhin nicht genug kriegen, und ich kam mit der Produktion kaum mehr nach. Probleme gab es nur mit den deutschen Gesetzen. Nach den lebensmittelrechtlichen Vorschriften war Butter zwingend ein Erzeugnis aus Milch, also ein tierisches Produkt. Erdnussbutter durfte danach also nicht «Butter» heissen. Es gab Schwierigkeiten mit den Ämtern, die Sache ging am Ende vor Gericht. Im Endergebnis durfte ich mit der Herstellung von Erdnussbutter weitermachen, musste dem Kind aber einen anderen Namen geben. Der Betrieb wuchs mir dann aber bald über den Kopf. Es wurde immer zeitintensiver und lief ja neben meinem Malerbedarfsladen. Ich stand vor der Wahl entwe-

der die Produktion nunmehr voll zu automatisieren und das Unternehmen als Hauptbeschäftigung zu betreiben oder das Ganze aufzugeben. Auf einer Handwerksmesse sah ich mir eine moderne Abfüllanlage an, die ich hätte kaufen müssen, um der steigenden Nachfrage gerecht zu werden. Sie kostete eine Menge Geld. Ich entschied mich für mein anderes Geschäft, das heisst, eigentlich überredete mich Gerda dazu. Ich hätte die Erdnussbutterproduktion gern fortgesetzt. Schade drum.

### **JOHN E KENNEDY, PRINZ PHILIP UND ROCHUS III.**

Am 26. Juni 1963 arbeitete ich wieder als Leibwächter eines Staatsoberhauptes. Na ja – nicht ganz. Aber es war schon irgendwie bemerkenswert. Im Vorfeld des Kennedy-Besuchs in Berlin wurde ich vom US-Geheimdienst CIA angesprochen. Man erklärte mir, es werde rund um das Schöneberger Rathaus ein Ring mit wachsamen Zivilpersonen gebildet, die ihre Augen offen halten und auffällige Vorgänge melden sollten. Mein Geschäft in der Kolonnenstrasse lag etwa zwei Kilometer Luftlinie vom Rathaus entfernt. Meine Aufmerksamkeit sollte einer bestimmten Strassenkreuzung gelten, und ich erhielt eine Telefonnummer, die ich im Fall mir irgendwie verdächtig vorkommender Beobachtungen anrufen sollte. Ich habe keine Ahnung, wie die Leute auf mich gekommen sind, ob die wussten, dass ich zuverlässig bin und Leibwächter war. Ich fragte nicht nach und war halt ein bisschen aufmerksamer als gewöhnlich. So schützte ich also keine zwanzig Jahre nach Kriegsende den höchsten Repräsentanten des ehemaligen Feindes. Aufgefallen ist mir allerdings nichts, von der Telefonnummer machte ich keinen Gebrauch.

Die Rede Kennedys mit dem weltberühmt gewordenen Satz «Ich bin ein Berliner» habe ich, im Gewühl auf dem Rathausplatz mittaumelnd, verfolgt. Ein weiteres Detail, das schmunzeln lässt, war die Prämie, die ich für meine Dienste erhielt: Ein Jahr lang bezahlte der CIA mir, Hitlers ehemaligem Telefonisten, die Telefonrechnung.



Meine Frau machte mittlerweile Karriere in der Politik. Sie wurde Bezirksverordnete in Neukölln und zog 1975 für die SPD ins Abgeordnetenhaus von Berlin ein.<sup>203</sup> Ich habe sie mehr als einmal gebeten: «Gerda, lass es doch mit der Politik.» Aber sie war Vollblutpolitikerin – ich hatte keine Chance, sie von ihrer Lieblingsbeschäftigung abzubringen. Nun war es an mir, Verständnis aufzubringen. Es war oft schwer für mich, so wie es für sie schwer gewesen sein muss, als ich in den Diensten Hitlers stand. Bei mir lag es nicht daran, dass ich Probleme gehabt hätte mit den Inhalten und Zielen, die sie vertrat. Ich mochte sie einfach nicht: die Politik und die Politiker. Und das hat sich bis heute nicht geändert. Widerwillig bewegte ich mich erneut als Randfigur auf politischem Parkett. Gab es offizielle Termine, zu denen der Ehepartner mit eingeladen wurde, war es selbstverständlich, dass ich meine Frau begleitete. Ich lernte SPD-Parteigrößen kennen, angefangen vom Berliner Senator Joachim Lipschitz<sup>204</sup>, mit dem meine Frau schon während seiner Zeit als Bezirksstadtrat von Berlin-Neukölln viel zu tun hatte, bis hin zu den Regierenden Bürgermeistern Klaus Schütz<sup>205</sup> oder Walter Momper<sup>206</sup>. Sogar mit Willy Brandt, der ja, nachdem er Regierender Bürgermeister West-Berlins war, Bundeskanzler wurde, traf ich irgendwann zusammen. Ich weiss aber nicht mehr, wann genau das war.

Nie sprach mich jemand auf meine Vergangenheit an, aber die meisten waren darüber informiert. Wohnte ich offiziellen Anlässen bei, war es unausgesprochene Übereinkunft, dass ich über meine Vergangenheit schwieg. So erfuhr während des Staatsbesuchs von Queen Elizabeth im Jahr 1978 auch Prinz Philip nicht, mit wem er sich während der Führung durch das Charlottenburger Schloss so angeregt unterhielt. Augenzwinkernd könnte man behaupten, den Herzog von Edinburgh und mich verband an diesem Tag zweierlei: Wir waren bloss die Begleitung unserer Ehefrauen und wir machten keinen Hehl daraus, dass uns die Skulpturensammlung langweilte. Bald war sich unser kleines Grüppchen um den Herzog einig: Wir gingen lieber in den Garten. Der blaublütige Besucher war sichtlich dankbar, als man ihn hinausleitete, um ihm die von Peter Joseph Lenné gestaltete Parklandschaft zu präsentieren. Das lag ihm mehr.

Meine Vergangenheit war lange Zeit kein Thema. Ich hatte nur wenig Kontakt zu alten Kameraden. Meinen ehemaligen Kompaniechef Mohnke habe ich einmal anlässlich einer Geburtstagsfeier von Flugkapitän Hans Baur getroffen. Er lud mich zwar daraufhin mehrfach zu sich nach Hamburg ein, aber ich konnte wegen meines Geschäfts immer so schlecht weg. Ich habe es nie geschafft, ihn zu besuchen, obwohl er erst hochbetagt starb. Helmuth Beermann, meinen Kameraden aus dem Begleitkommando, habe ich gelegentlich sehen können. Er wohnte in der Nähe von Verwandten, und da konnte ich oft einen Abstecher dazwischenschieben.

Einen ordentlichen Schrecken bekam ich eines Tages anlässlich eines völlig überraschenden Wiedersehens. Ich war mit meiner Frau in einem Restaurant zum Essen. Als der Kellner an unserem Tisch die Bestellung aufnehmen wollte, erkannte ich ihn: Es war «Beilchen-Schmidt», der Mitgefangene aus dem Lager in Swerdlowsk, der dort dem Verräter Kruse den Kopf abgeschlagen hatte. Er wusste ganz offensichtlich auch sofort, wer ich war. Die Geschichte erschien mir nichts für die Ohren meiner Frau zu sein, ich wollte sie mit diesen Dingen nicht belasten, und tat, als sei nichts gewesen. Auch «Beilchen-Schmidt» sagte in Gegenwart meiner Frau keinen Ton. Ich gab ihm an diesem Abend irgendwann unauffällig meine Adresse, und schon bald suchte er mich in meinem Laden auf. Man hatte ihn, zurück in der Bundesrepublik, wegen der Sache im Lager vor Gericht gestellt, aber freigesprochen.

Bis zum Tod meiner Frau 1998 habe ich mich schon aus Rücksicht auf ihre politische Tätigkeit sehr zurückgehalten, gab so gut wie keine Interviews und sprach meine Vergangenheit nicht von selbst an. Es bestand lange aber auch kein besonderes, jedenfalls kein öffentliches und schon gar nicht ein deutsches Interesse an meinen Erlebnissen. In den siebziger Jahren stellte ich mich erstmals dem amerikanischen Historiker und Journalisten James O'Donnell für ein längeres Interview zur Verfügung. Er schrieb ein Buch<sup>207</sup> über die Bunkerereignisse, in dem ich allerdings vieles nicht mehr so wiedererkenne, wie ich dachte, es vermittelt zu haben.

Zu widersprüchliche und insgesamt zu viele Angaben kennzeichnen überhaupt alle mir bekannten Arbeiten und Dokumentationen, die sich mit den letzten Tagen im «Führerbunker» beschäftigen. Wir waren doch nur sehr wenige da unten. Zählt man heute zusammen, wer sich alles in den Bunker «hereingemogelt» hat, so müssten wir eine ganze Kompanie gewesen sein. Jeder hatte noch etwas zu sagen. Fast eine Hundertschaft will noch mal bei Hitler oder Goebbels gewesen sein, kurz vor deren beider Ableben. Dabei hielt sich in der Bunkerwohnung niemand, absolut niemand auf, der nicht ausdrücklich herbeizitiert worden wäre. Die Teilnehmer der Lage waren selbstverständlich zu den Besprechungen da, aber danach verliessen sie diesen Ort wieder. Mein eigener Kommandochef kam nie in den Bunker, und RSD-Chef Rattenhuber genauso wenig. Flugkapitän Baur ist mir nicht ein einziges Mal aufgefallen. Ich kann nicht mit Sicherheit behaupten, dass er nie da gewesen ist, aber ich habe ihn jedenfalls nicht gesehen.

Heraufbefördern oder degradieren mussten sich die Leute, damit es irgendwie passte. Otto Günsche, einer der wenigen, der wirklich etwas zu berichten gehabt hätte, hatte irgendwann die Nase gestrichen voll und gab keinerlei Auskünfte mehr. Er zog sich sogar von mir zurück, weil ich seine Telefonnummer an jemanden herausgegeben hatte, den ich für vertrauenswürdig hielt, der dann aber sehr aufdringlich und unangenehm wurde. Otto wollte nicht reden. Auch ich drängte mich nicht danach, als schliesslich mehr Anfragen kamen. 1982 gab ich einem australischen Team mein erstes Fernsehinterview, danach war erst einmal wieder Ruhe.

Mein Malerbedarfsgeschäft führte ich bis zu meinem achtundsechzigsten Lebensjahr. Danach verkaufte ich es an einen ehemaligen Mitarbeiter. Meine Frau musste in den letzten fünf Jahren ihres Lebens von mir gepflegt werden. Es war schwer für mich, mit anzusehen, wie meine kluge Gerda an Alzheimer verfiel. Die Krankheit begann harmlos, Gerda verschluckte immer häufiger die Endsilben längerer Wörter. Irrendwann bekam sie Angst vor ihren öffentlichen Reden. «Rochus, ich stehe am Pult, und dann ist plötzlich nichts mehr da. Nur noch Leere.» Zuerst habe ich versucht, das herunterzuspielen. Aber Gerda war viel zu

sehr Realistin, um nicht zu merken, dass es kein normaler Alterungsprozess war, der sie veränderte. Ich behielt meine Frau bis zum letzten Tag zu Hause.

Jetzt wohne ich allein im Haus ihrer Eltern. Zu meiner Tochter fand ich über die Jahre leider nie einen richtigen Zugang. Wir haben die nahezu zehn Jahre, die unserem Vater-Tochter-Verhältnis fehlen, nie aufholen können. Ein grosser Teil ihrer Kindheit lag bereits hinter ihr, als eines Tages mit meiner Rückkehr nicht nur ihr Vater, sondern auch Hitler in ihr Leben trat. Letzterer stand fortan wie eine Mauer zwischen uns. Gitta wurde Architektin, und eine ihrer Hauptaufgaben ist die Restaurierung von Synagogen. Sie ist sich sicher, dass sie mütterlicherseits jüdische Vorfahren hat.

Meine Tochter hat relativ spät noch zwei Söhne bekommen: Rochus und Alexander.

Seit dem Tod meiner Frau stelle ich mich den Fragen der Presse und der Öffentlichkeit. Viele junge Wissenschaftler schreiben mich an, haben oftmals einen ganzen Fragenkatalog, den sie beilegen. Auffallend viele Zuschriften erreichen mich aus Osteuropa und aus Russland.

Eine der häufigsten an mich gerichteten Fragen: Wann wurde mir klar, dass der Krieg verloren war. Ich schreibe dann zurück – manchmal erst nach Monaten –, und ich vergesse nicht, darauf hinzuweisen, dass Krieg das Schlimmste ist, was Menschen einander antun können. Krieg ist nichts als massenhafter Mord. Das war damals schlimm, das ist heute schlimm. Ich verstehe es nicht: Alles, aber auch alles, was in der Welt vorgeht, kann man heute vom Wohnzimmerstuhl aus verfolgen. Kein Diktator kann die Leute mehr dumm und ahnungslos halten. Jeder kann sich informieren. Dennoch begreifen die Menschen immer noch nicht, was Krieg ist. Werden wir denn niemals vernünftig?

Schon mein Urahn Paul Misch war, wie ich herausgefunden habe, Soldat. Im 17. Jahrhundert stand er im Heer Wallensteins. Meinen Vater und mich verschlug es als Soldaten an die Fronten der Weltkriege des 20. Jahrhunderts. Er erlag seinen Kriegsverletzungen, ich landete in Hitlers Bunker und den Folterkellern Moskaus. Meinen Enkeln, dem jungen Rochus und seinem Bruder, und ihrer Generation wünsche ich

nichts mehr, als dass sie erkennen, welch ungemein schätzenswerter Herausforderung sie sich heute in der Demokratie stellen dürfen: einen selbstbestimmten Weg zu gehen. Zu meiner Zeit reichte meine Kraft nur für ein Soldatenschicksal.

## EPILOG

### *Er blieb da, an seinem Platz, bis nach dem Untergang*

#### 1.

Wie bereitet man sich auf ein Treffen mit dem ehemaligen Leibwächter von Hitler vor?

Es geht um Rochus Misch, jenen «Bunkertelefonisten» aus dem «SS-Begleitkommando des Führers», der einer der wenigen Zeugen von Hitlers Tod ist und dessen Erinnerungen Produzent Burkhard Nachtigall im Zuge eines Filmprojektes auch in Buchform festhalten will. Als er mich im Sommer 2006 fragt, ob ich die Gespräche dazu gemeinsam mit ihm führen und aufzeichnen möchte, zögere ich.

Ich habe mich schon sehr lange mit dem Nationalsozialismus beschäftigt, war fast noch ein Kind, als ich anhand von Joachim Fests Biografie *Hitler* begreifen wollte, was das für ein Mann war, der Anne Frank getötet hatte. Für mich, Jahrgang 1968, und viele aus meiner Generation, ist Hitler zum ersten Mal in ihrem Tagebuch gegenwärtig geworden. *Das Tagebuch der Anne Frank, Als Hitler das rosa Kaninchen stahl* oder *Ein Stück Himmel*, allesamt Bücher über die Judenverfolgung im Dritten Reich mit kleinen Mädchen als Protagonisten – das war für uns der erste Zugang zur unfassbaren Schreckensherrschaft dieses Diktators.

Und es sind später im Erwachsenenalter vor allem Tagebücher wie von Victor Klemperer und Autobiografien, etwa die aufwühlenden Lebensberichte von Hans J. Massaquoi («*Neger, Neger, Schornsteinfeger!*»), Marcel Reich-Ranicki (*Mein Leben*) oder, jüngst, Ralph Giordano (*Erinnerungen eines Davongekommenen*), die genauso sprachlos machen wie damals jene Jugendbücher.

Ich habe neben der sogenannten Opferliteratur immer auch nach den Worten der anderen gesucht. Jenen der Täter und derer, die mitmachten

und mitliefen, die dabei gewesen sind, an wichtiger, unwichtiger, frei gewählter, erzwungener, zufälliger Stelle oder wo immer sie gerade waren – dabei gewesen im Dritten Reich. Es gibt genug *über* sie zu lesen, aber daneben wollte ich auch ihre eigenen Worte. Warum? Weil es so unfasslich und so ungeheuerlich ist, was und wie es geschah und wie viele mitgemacht haben, dass ich von ihnen selbst erfahren will: Was habt ihr dazu gesagt – damals? Was habt ihr dazu zu sagen – danach? Ich habe nach ihren authentischen Stimmen geforscht und Quellen gefunden, wie etwa die Original-Tondokumente des Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozesses, die *Meldungen aus dem Reich*, die Feldpostbriefe der in den Tod abkommandierten einfachen Soldaten, die Abhörprotokolle deutscher Staboffiziere in britischer Kriegsgefangenschaft oder die Erinnerungen der Sekretärin Traudl Junge. Vielleicht hängt dieses Interesse auch damit zusammen, dass mir als Juristin die Ausschöpfung aller zur Verfügung stehenden Erkenntnismittel gewissermassen anerzogen ist.

Eine persönliche Begegnung mit dem «Leibwächter des Teufels», wie Misch so oft tituliert wird, gibt mir die Gelegenheit, nicht nur dem «letzten Zeugen» gegenüberzusitzen, sondern ihm auch noch meine eigenen Fragen zu stellen. Allerdings konfrontiert mich diese Möglichkeit in einer so ganz anderen, völlig unerwarteten Weise mit dem Thema, dass ich das Gefühl habe, ihr trotz meines langjährigen Befassens mit dieser Zeit gänzlich unvorbereitet gegenüberzustehen.

Welcher persönlichen Herausforderung stelle ich mich bei einer Begegnung und der nachfolgenden gemeinsamen Arbeit? Rochus Misch schützte das Leben Hitlers. Er hätte ihn erschiessen können – er hatte diese Möglichkeit jeden Tag, die sich manchem Widerstandskämpfer höchstens an einem einzigen bot und die zu verpassen zum Lebenstrauma wurde. Kann ich das ausblenden? Wenn ich gemeinsam mit Burkhard Nachtigall die Gespräche führe und schriftlich festhalte, dann werde ich zwangsläufig ein Stück weit mitentscheiden, wie nah wir später diesem Mann durch die Aufzeichnungen kommen und wie viel wir von ihm wissen werden. Dieser Verantwortung muss ich mir bewusst sein.

Zur Vorbereitung des ersten Treffens verschaffe ich mir daher zu-

nächst mehrere Stunden Videomaterial und versuche vorzufühlen, auf wen ich mich einlassen werde. Zwei zusammengeschnittene Porträts, daneben mehrstündige Interviewsituationen. Weiss ich jetzt, was mich erwarten wird? Ja und nein. Kein Otto Ernst Remer jedenfalls, jener damals jüngste General der Wehrmacht. Den habe ich mir extra in einer Aufzeichnung angesehen, und das war exakt, wie ich mir ihn vorgestellt hatte – der Mann wirkte auch im Alter noch abstossend, verkündete im bellenden Stakkato «seine», unsägliche, Version vom 20. Juli 1944. Misch spricht auf den Videos ruhig, mit sympathischer Stimme, offenem Gesichtsausdruck, ohne Untertöne, die mich Vergleichbares wie bei Remer befürchten lassen müssten.

Je mehr ich von Misch höre, desto mehr Fragen habe ich. Wer war Rochus Misch vor Hitler? Wer ist Rochus Misch nach Hitler? Wer wäre Rochus Misch ohne Hitler? Wo rührt sie her, diese unbedingte, in jener Zeit nie hinterfragte, auf die fatalste Weise falsch verstandene Loyalität? Wie konnte ihm entgehen, wo er sich befand? Hierzu will ich Antworten finden, als ich mich schliesslich endgültig entscheide, in diese fremde Lebensgeschichte einzutauchen.

Berührungängste bleiben.

## II.

Rochus Misch erwartet uns schon vor dem Haus in Berlin-Rudow, von dem ich bereits weiss, dass es einmal seinen Schwiegereltern gehörte. Burkhard Nachtigall hat ihn auf mich vorbereitet. Im Allgemeinen gibt Misch allen und immer gern Auskunft, aber er ist vorsichtiger geworden, zu viele hätten ihm zunächst freundlich auf die Schulter geklopft und nachher ein Monster porträtiert. Trotz dieser Skepsis hat er unlängst einem französischen Journalisten, der seine Lebenserinnerungen in Frankreich veröffentlichte, mehrere Interviews gegeben, denn «der war wirklich nett», erklärt er später. Die Gespräche für ein Buch, das in Deutschland erscheinen soll, will Misch aber mit Burkhard Nachtigall führen, und er ist einverstanden, dass der mich hinzuzieht.



Ich bin weder Historikerin noch Journalistin – das senkt bei ihm die Misstrauensschwelle. Er wird mich während unserer Arbeit am Text dennoch mehrmals fragen: «Schreiben Sie auch die Wahrheit?» – «Ich schreibe, was Sie mir berichten. Ich schreibe Ihre Wahrheit», antworte ich dann.

Das Haus ist irgendwie zu klein für Rochus Misch. Er geht zwar ein bisschen gebeugt, wird deshalb nicht mehr alle Zentimeter zusammenbringen, die einst für die Leibstandarte reichten, aber er ist ein stattlicher Herr geblieben. Die breiten Schultern hat er noch immer, und der Flur wirkt noch schmaler, wenn er hindurchgeht. Ich stelle mir vor, wie seine Stiefelschritte in der Weitläufigkeit der über hundert Meter langen Marmorgalerie der Neuen Reichskanzlei widerhallen. Er bittet uns ins Wohnzimmer. «Wir haben hier irgendwann einen Durchbruch gemacht», erklärt Misch. Es erscheint trotz des Umbaus nicht besonders gross, aber die anderen Räume, in die man vom Korridor hineinsehen kann, sind deutlich kleiner. Auf dem Kaminsims steht ein grosses Porträtfoto seiner verstorbenen Frau, an der Wand hängen weitere Familienbilder, auch eine Jugendaufnahme seiner Gerda im Sommerkleid – es ist das Farbfoto, von dem Misch uns bald erzählen wird.

Auf dem Schrank, in Überkopfhöhe: ein Bild von der Reichskanzlei – dieses, und auch ein antikes Telefon, sind «Geschenke von Enthusiasten», wie Misch die Schenker nennt. Er meint damit nicht die Leute, an die ich zunächst denke.

Misch entschuldigt sich für eine – nicht vorhandene – Unordnung. Er deutet auf die Papierstapel und den Schuhkarton auf dem Wohnzimmertisch: «Ich komme nicht dazu, das abzuarbeiten.» Es ist Post, die er erhalten hat. Er reicht mir den Karton herüber, zaghafst ziehe ich den einen oder anderen schon vom Umschlag befreiten Brief heraus. Wie viele «deutsche Grüsse» von der unangenehmen Sorte der «Enthusiasten» auf hakenkreuzverziertem Papier werden dabei sein? Doch weit gefehlt – es sind «normale» junge Leute, die Misch schreiben. Alle wollen etwas wissen, von Misch, Hitlers Leibwächter, dem letzten Zeugen. Geschichtsstudenten aus aller Welt mit fein säuberlich aufgelisteten Fragen im besten Übersetzungsmaschinen-Deutsch, Kunsthistoriker, die um Auskunft bitten, ob sich ein bestimmtes Bild im Besitz Hitlers befand,

Baugeschichtler, die sich für die Bunkeranlagen der Reichskanzlei interessieren. Sogar Schüler, welche sich im Geschichtsunterricht gerade mit dem Dritten Reich beschäftigen und «da noch eine Frage» haben.

«Die Jungen, die fragen. Die Jungen trauen sich.» Die Berührungsängste schwinden, meint Misch damit. Wegen nächtlicher Anrufe mancher Neugieriger auf der anderen Seite des Erdballs hat Misch jetzt eine Geheimnummer – wie sein ehemaliger «Chef» also, eine merkwürdige Parallele zu der Episode um Hitlers roten Knopf auf der Telefonanlage.

«Kann man das so schreiben?» Misch zeigt mir vorgedruckte kleine Zettel, die er in einem Copyshop hat herstellen lassen. Dort steht auf Englisch und Deutsch, dass er sich bei dem Briefeschreiber dafür entschuldige, nicht sofort antworten zu können, er bitte um etwas Geduld. Die Zettelchen packt er üblicherweise mit einem Bild vom jungen Oberscharführer in den Umschlag, so hat er es erst mal vom Tisch, und dann ist ihm etwas wohler. Mir noch immer nicht so ganz.

Während ich mir ansehe, ob das Englisch korrekt ist, klingelt das Telefon. Misch hebt ab: «Ja bitte? Sicher, das dürfen Sie ... ich habe gerade Gäste ... geht es vielleicht später?» Das ist hier alles irgendwie anrührend und verstörend zugleich. Dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – habe ich das Gefühl, ich will das Buch machen. Ich prüfe mich, während ich ihm gegenüber sitze: Erliege ich seinem Grossvaterantlitz? Nicht vergessen – der da ist es: Ich schiele auf das Foto vor mir – Misch in SS-Uniform in einem Bunkereingang der «Wolfschanze», breitbeinig füllt er den gesamten Durchgang aus. «Hier im Wohnzimmer stand zum Schluss das Bett meiner Frau. Hier habe ich sie gepflegt, sie war sehr krank, fünf Jahre lang, Alzheimer», sagt Misch unvermittelt. Schliesslich beginnt er seine Lebensgeschichte mit dem Tag der Beerdigung seines Vaters, weil das sein Geburtstag ist.

Dem ersten Treffen im Sommer 2006 werden in den kommenden anderthalb Jahren viele folgen. Zwar habe ich eine «Einstellung» zu Hitlers Leibwächter, nach der man mich immer wieder fragen wird, noch nicht gefunden, aber vielleicht ist dies für das Projekt nur gut. Eines ha-

be ich, seit ich mich mit dem Dritten Reich beschäftigte, für mich erkannt – und genau das bestätigen mir dieser alte Herr und seine Vita auf deutliche Weise: Nicht alles ist so einfach wie das Urteil über Hitler. Gerade deshalb gehört es erzählt.

«Was willst du denn mit dem?» – «Welche Botschaft soll das haben – Misch, der nette SS-Mann von nebenan?» – «Da wirst du nur hören, dass er nichts vom Holocaust gewusst hat und Hitler natürlich auch nicht.» – «Die Biografie von Rochus Misch – die braucht kein Mensch.»

Mit diesen Kommentaren habe ich gerechnet, es kommen aber auch verhalten positive und nachdenkliche Reaktionen auf das Projekt. Ich wundere mich, wie viele ich sogar in meiner Generation finde, die mir plötzlich Geschichten aus ihrer Familie erzählen, die ausnahmslos beginnen mit: «Mein Grossvater war im Krieg ...» und dann so enden: «Ich bedaure heute, dass ich ihn nicht mehr danach fragen konnte.»

Ich will Rochus Misch fragen.

Er war fast jeden Tag mit dem An-»Führer« aller Nazi-Verbrecher zusammen. Er war das nicht, weil er die Nazis so toll fand, sondern sie ihn. Er war ein Bild von einem Jüngling, hoch aufgeschossen, mit markanten Gesichtszügen nebst maskulin-verwegendem Kinngrübchen – einer von den «kraftvollen Söhnen», die sich der «Führer» für sein Reich wünschte. Doch davon abgesehen, war Misch ein Junge von nebenan, als Hitler und die Nazis ihn auf seinem Weg ins Leben aufgriffen und in die Schaltzentrale des Bösen entführten. Er ist nicht auf sie zugegangen, er wollte gerade an ihnen vorbeigehen, aber dann war er dafür doch zu gross. Einmal entführt, verführt, blieb er da, im furchtbar stillen Zentrum der Macht, harrte aus an seinem Platz, bis zum, nein, bis nach dem Untergang. Wie kam es dazu?

### III.

Zu einem der nächsten Gesprächstermine kommt ein Filmteam mit. Diesmal sitzen wir also nicht am Wohnzimmertisch, sondern Rochus Misch wird vor einer Leinwand positioniert, die üblichen Probleme:

Mikrogefummel am Revers, Kopf nach rechts, nicht zu weit vorbeugen. Halt, der Ton geht gerade nicht! Jetzt noch mal ab «Hitler stand hinter der Tür». Ich sehe den alten Herrn ganz ruhig auf einem Stuhl im Scheinwerferlicht sitzen, und dann muss ich einen Augenblick bei dem Gedanken verharren, der mir dabei unmittelbar in den Sinn kommt: Wie geduldig er alles über sich ergehen lässt.

Der Waisen junge vom Dorf, der Einzelgänger, den die Gemeinschaft einer Hitlerjugend nicht locken kann, die NSDAP schon gar nicht, der nette Kerl, der talentierte Sportler, der zurückhaltende Beau, der den zahlreichen Verehrerinnen die Initiative überlassen kann, der junge Mann, der sich immer gleich nützlich macht, der nicht einmal ohne schlechtes Gewissen einen defekten Zigarettenautomaten um seinen gesamten Inhalt erleichtern mag – eines Tages wird er des Diktators Leibwächter.

Damit ist er alles andere als eine der Nazi-Größen, aber ein ganz besonderes Rädchen, denn nun ist er für eben jene Tag und Nacht da.

Und von nun an will nichts mehr zueinanderpassen:

Misch, SS-Mann, aber nie NSDAP-Mitglied, mag nicht Soldat sein und will keinen Krieg, lebt aber dort, wo er ausgebrütet und vorangetrieben wird, holt Onkel Paul aus dem KZ und Himmler den Mantel, hört im Dienst Goebbels und mit dem Schwiegervater den Feindsender, hat ein sozialdemokratisch geprägtes Zuhause und den NSDAP-»Führer« als «Chef». Was geht in jemandem vor, der das zusammenbringen muss? Ich versuche dem näherzukommen, bitte Herrn Misch bei seinem Bericht zu beachten, dass es diesmal um sein eigenes Leben und sein Erleben geht. In dem geplanten Buch soll er von sich erzählen und nebenbei von Hitler. Doch das genau ist ihm das Schwierigste. Rochus Misch spricht ungern über Rochus Misch. In den ersten Gesprächen konzentriert er sich auf seine eigenen Erlebnisse nur bis zu jenem Zeitpunkt, an dem Hitler in sein Leben tritt: Waise, Kunstmalerei, Schwarzwald – und dann sind wir schon im Olympiajahr und im Hakenkreuzfahnenmeer auf dem Reichssportfeld. Damit wechselt der Protagonist.

Ab jetzt geht es um Hitler – wie damals eben auch. Es ist oft schwer, Misch zu folgen auf seinen Kurierflügen zwischen den «Führerhauptquartieren» und durch die vielen Erlebnisschnipsel hindurch, die sich nicht immer sofort zusammensetzen lassen. Noch anstrengender ist es, Misch selbst dabei nicht zu verlieren, betrachtet er doch ständig die anderen, nie sich selbst.

Es gibt für Rochus Misch kein Buch über Rochus Misch. Die neue Hauptperson ist ihm nicht geheuer. Er sieht sich nicht als solche. Zu ungewohnt, zu ungewöhnlich. Misch war immer nur dabei.

«Herr Misch, es geht um Sie!» Ach ja, sicher, sicher: «Also, ob Hitler auf dem Sofa sass oder auf dem Sessel – das weiss ich nicht mehr ...» Er schafft es nicht. Er bekommt sich nicht in den Fokus. Der Chronist lässt dem Ich-Erzähler nur selten Platz.

So viele weltbewegende Treffen, Begebenheiten, Ereignisse, Tragödien – eine persönliche Stellungnahme, ein Gefühl, eine Stimmung, ein Urteil dazu muss fast immer erst erfragt werden. Dem äusseren Geschehen eine, seine, innere Reflexion beizugeben – von selbst erlaubt er sich das selten.

Aber Rochus Misch muss das Wort haben. Er muss seine Geschichte so erzählen dürfen, wie er sie erzählen will. Und anders, als sie als Zeuge zu berichten, kann er es nicht. Er steht diesem Unvermögen manchmal selbst mit einer gewissen Hilflosigkeit gegenüber, doch wird die Niederschrift ein Dokument schaffen, in welchem seine Gedanken und Gefühle, die er so schwer erinnern, mitteilen oder in Worte fassen kann, auffindbar sind. Wir lesen sie in seinen Berichten zwischen den Zeilen mit, das merke ich irgendwann.

Wenn Misch Sätze sagt wie: «Die Goebbels-Kinder sind Opfer des Dritten Reichs» – dann muss man sich erst einmal sammeln. Aber dies ist ein gutes Beispiel dafür, dass die ganze Geschichte auf seine Weise erzählt werden muss. Manchmal ist man nämlich versucht, ihm regelrecht dazwischenzufahren, weil man meint, das Gesagte kann jetzt nicht so stehenbleiben. Das gilt es aber auszuhalten, abzuwarten, bis er die Geschichte zu Ende erzählt hat, manchmal eben erst bei einem späteren Treffen. Oft stellt sich heraus: Das war ganz anders gemeint oder gehörte

gar nicht in den Kontext, den man hier zuordnete, oder es gibt eine unverzichtbare Zusatzinformation. So fiel der Satz über die Goebbels-Kinder, bevor wir Mischs Erlebnisse vom 1. Mai 1945 im Detail gemeinsam erarbeitet hatten. Bei all den Berichten, die einem schon beim Zuhören die Blässe ins Gesicht treiben, gibt es nur eine einzige Begebenheit, die dasselbe bei Misch bewirkt: der Tod der Goebbels-Kinder. Wer persönlich erfährt, dass dieser Mann danebengesessen hat, als die Kleinen ihre Todeskleidchen übergestreift bekommen, dem ohnmächtig ausgeliefert ist und die spielende «Rasselbande» nie mehr aus seinem Kopf löschen kann – für den klingt dieser Satz anders, als wenn er ihn nackt zu lesen bekommt.

Ich halte mein Geschichtsbewusstsein für reif genug, um den Hintergrund mitzudenken, vor dem Misch seine Episoden von Rehkitz, Bergwanderungen und Mückenkämpfen erzählt. Mischs Erinnerungen sind kein Lehrbuch, sondern Versatzstücke für ein ganzes Bild von Hitler und seinen Tätern, von «Hitler-Deutschland» und seinen vielen unverzichtbaren Rädchen und Helfern, auch wenn das niemals fertig werden sollte.

#### IV.

Wer in Rochus Misch den Chronisten sieht, wird nicht enttäuscht. Hitlers Kurier, Leibwächter und Telefonist, sein einziger «Bunkertelefonist», ist der Forrest Gump jener Jahre: Wo immer es historisch bedeutsam wird, er ist irgendwie «dabei»: ob Olympia, Rheinland-, Sudetenland-, «Resttschechei»-Besetzung, Annexion Österreichs, Schlacht um Modlin, erste Luftangriffe über Deutschlands Küsten, Hess' Englandflug, Stalingrad, «Mussolini-Befreiung», 20. Juli, Endkampf in Berlin, die Selbstmorde Hitlers und Goebbels' – mal mittendrin, mal ganz nah dran. Man müsste schon sehr viele einzelne Personen zusammensuchen, um jeweils eine vergleichbare Nahaufnahme dieser Ereignisse zu erhalten. Misch ist imstande, sie allein zu liefern. Seine Perspektive auf das Weltgeschehen ist, im doppelten Sinn, eine ganz besondere.

Zum einen geht es um die Sichtweise des Leibwächters, seine Wahr-

nehmung historischer Ereignisse und Personen. Zum anderen um die räumliche Nähe und Mischs konkrete Aufgaben. Das Dienstzimmer neben Hitlers Privaträumen in der Alten Reichskanzlei, der Balkon mit Aussicht auf die Berghof-Terrasse und, vor allem, die Telefonie im «Führerbunker» – wer, ob Statist oder Akteur, war dem Geschehen derart nah? Man bemerkt das erst richtig, wenn man sich mit den Örtlichkeiten vertraut macht. Kein Zweifel: Von denen, die da lebend herauskamen, ist Misch der wichtigste Zeuge der Ereignisse im «Führerbunker». Noch nach anderthalb Jahren und unzähligen Arbeitssitzungen vergeht kein Zusammentreffen, ohne dass es ihm Bedürfnis wäre, darauf hinzuweisen, was der «Führerbunker» war. Das ist nachvollziehbar, denn wie viele Autoren, die Abhandlungen über die letzten Bunkertage verfassen, sparen ihn, den Kronzeugen, aus. Dabei liesse sich das Wirrwarr um die Bunkertage und Hitlers Tod, die vielen widersprüchlichen Angaben deutlich entzerren, wenn man die Plausibilität der Berichte an den Örtlichkeiten messen würde. Wie will man im Vorbunker Schüsse im tiefer gelegenen und durch Stahltüren abgetrennten «Führerbunker» hören? Wie will man in diesem Labyrinth winzigster Räume Leute länger beobachtet haben können, ohne mit ihnen in einem Raum gewesen zu sein?

Kellerräume der Reichskanzlei, Vorbunker, «Führerbunker» (Tiefbunker) – die Unterscheidung ist für die Rekonstruktion mancher Begebenheiten der letzten Kriegstage unbedeutend, für viele nicht.

Man könnte das Buch von Rochus Misch schon für geschrieben halten, denn auf ihn passen die Buchtitel *Mit Hitler im Bunker, Bis zur letzten Stunde, Bis zum Untergang* eigentlich am allerbesten. Nur er war tagsüber und nachts im Tiefbunker, bis er schliesslich, als letzter Soldat, von dort floh. Misch selbst spricht selten von Darstellungen anderer Zeugen. Er bemüht seine Erläuterungen zum «Führerbunker» nie als Auftakt für die Untermauerung seiner Aussagen, nie zur Entlarvung anderer Aussagen als unrichtig oder gar als deutlichen Hinweis auf seine exzeptionelle Zeugenstellung. Ihn stört einfach die falsche Beschreibung der Örtlichkeit. Das ist sehr typisch für Misch. Es scheint, als erkenne er die

Bedeutsamkeit seiner Auskünfte oftmals gar nicht. Doch liegt genau hier die Besonderheit der Erinnerungen nicht nur des Chronisten, sondern auch des Zeitzeugen, des Soldaten, des SS-Mannes.

Seine Schilderungen sind trotz all der Jahre, all dessen, was zwischenzeitlich zu lesen und zu erfahren war und was von ehemaligen Kameraden kolportiert wurde über Dinge, die er selbst miterlebte, auf fast erschreckende Art unverfälscht. In seinem Bücherschrank erkenne ich einige der einschlägigen Werke, insgesamt ein Bruchteil dessen, was ich selbst an laufenden «Nazi-Metern» im Regal stehen habe; er liest sie, aber er verschlingt sie nicht.

Misch selbst hat seine Erinnerungen nie auf Daten und Zahlen hin überprüft. Das wäre ein Leichtes gewesen, liefern die Historiker ihm doch den nie geführten Terminkalender nach. Doch er erinnert seine unmittelbaren Erlebnisse ohne das geschichtsschwere Beiwerk. Der Flug zu General Erich von Manstein – wegen der so hart umkämpften Stadt Charkow? Ja, sicher, das muss wegen Charkow gewesen sein. Wann immer es diese Einordnungs- und Zuordnungsprobleme gibt und ich genauer nachfrage, verweist Misch auf die Autobiografie von Nicolaus von Below, Hitlers Luftwaffenadjutanten. Die hat er vor langer Zeit gelesen und ist überzeugt: Dort ist das meiste korrekt. Gleiches sagt er über Christa Schroeders Buch *Er war mein Chef*. Bei den meisten anderen Biografien derer aus dem Umfeld Hitlers winkt er ab: «Zu viel Fantasie.»

Sicherlich mag auch Mischs Gedächtnis ihm nach langer Zeit hie und da einen Streich spielen, aber man hat nie das Gefühl, von ihm beschwindelt zu werden. Misch prahlt nie mit singulärem Wissen, stellt sich auch nie heraus. Gerade dies hebt sein Wesen ab von vielen, die einem unter solchen Umständen ganz anders begegnen. Und es ist nicht zuletzt diese Zurückhaltung, die unwillkürlich die Distanz verkürzt, die man jedes Mal aufs Neue in seiner Nähe verspürt. Die, die sich exponieren, sich mit jeder Pore selbst ihrer Schandtaten rühmen – die machen es einem leicht, sie in das maximalst denkbare Gruselkabinett abzuschieben. Misch nicht.



Als er Bryan Singer, dem Regisseur vom Stauffenberg-Film *Val-kyrie*, gegenüber sitzt, der sich interessiert die Geschichte um die Telefonleitungen zur «Wolfsschanze» am 20. Juli berichten lässt, da läuft Misch nicht etwa zu besonderer Form auf. «Na ja, ich habe noch mal alles durchgeprüft, war gar nicht länger als eine halbe Stunde da, sofort nach der Telefonverbindung hatte Remer ja seine Befehle.» Das «Mückenbild» – die vier Kameraden mit den Mückennetzen um den Kopf in der «Wolfsschanze» – die Aufnahme ist um die Welt gegangen. Die Kostümabteilung des Hollywood-Produktionsteams hat sie auf dem Tisch liegen, aber Misch sagt nichts dazu. Als die Sprache darauf kommt und Burkhard Nachtigall erklärt, dass der dritte von links der Herr hier am Tisch sei, da lächelt Misch nur, und die anderen blicken erstaunt.

Überhaupt – diese Fotos! Als Misch zum ersten Mal danach kramt und behauptet, die habe er ganz ungehindert machen können, da kann ich es nicht glauben. Berghof-Idylle – Statist Misch gehört zur Familie. Ein Schnappschuss von einer etwas grantig dreinschauenden Eva Braun. So blickt niemand, der ernstlich schockiert wäre über den Mann mit der Retina, sie fühlt sich höchstens einfach ungünstig erwischt. «Ich hätte noch viel mehr knipsen können, viel, viel mehr», ärgert sich Misch nachträglich. «Bilder von der am 20. Juli zerstörten Lagebaracke liegen in Polen, ich habe sie dem Mann geschenkt, der dort nach dem Attentat gearbeitet hat. Warum auch nicht, ich war nie drauf.» Zeitgeschichtliche Dokumente von grossem Wert – Misch hat sie einfach weggegeben.

In anderen Autobiografien liest man oft von angeblich gemachten Beobachtungen, die sich erst durch nachträgliches Wissen als bedeutungsvoll zeigten – ich bin dann immer skeptisch. Misch rühmt sich nicht, irgendwelche frühen Anzeichen für diese oder jene Schicksalswendung erkannt zu haben. Und selbst wenn man ausdrücklich nur eine Vermutung von ihm haben möchte oder eben nur die Bruchstücke, die er aufgeschnappt hat, ist es ihm Bedürfnis zu betonen, dass er darüber nichts Sicheres sagen kann. «So etwas weiss nur der Adjutant», betont er sofort. Oft genug kommt es vor, dass sich ungläubig Notiertes in der

Recherche verifizieren lässt. Wenn er sagt: «Ich weiss es nicht. Ich könnte es ja heute sagen, ich sage alles, aber dazu weiss ich wirklich nichts.» Man glaubt es ihm.

Ich habe Misch nach seinen eigenen Eindrücken von den Personen, die er kennenlernte, gefragt – was ist es, das er, einmal losgelöst von der Funktion, mitdenkt, wenn er von jemandem berichtet. Zurückhaltende Auskünfte: Speer war «spinnert», Goebbels «sympathisch», Hewel hatte «ausgezeichnete Umgangsformen», von Below war «ein angenehmer Mensch», Martin Bormann ihm gegenüber jedenfalls «einigermassen verträglich» und einige seiner Kameraden hat er vor allem als «stramme Nazis» in Erinnerung – eine stutzig machende Einschätzung, aus diesem Munde. Auffällig ist, dass er von allen, auch engeren Kameraden, fast ausnahmslos mit Vor- und Zunamen spricht, Gleiches gilt für die anderen Bediensteten, die Sekretärinnen etwa. Er sagt nicht ein einziges Mal «Traudl», immer «Frau Junge», nur Eva Braun ist immer «Eva». Er, als Mann, weiss noch, was sie trug, als er sie zum letzten Mal sah, wenige Minuten vor ihrem Tod. Und wenn er ihren Rüschenkragen imaginär um seinen Hals auffächert, ist das einer der wenigen Berichte, die er überhaupt mit einer Geste untermalt. «Sie war das Mädchen des Führers.» Tabu. Genauso wie heute noch die öffentliche Preisgabe der Namen der Kameraden, die Hermann Fegelein oder die beiden Polen, die während der Verbrennung von Hitlers Leiche auftauchten, erschossen.

Was er erinnert und an was er uns teilhaben lässt, schildert er meist gleichbleibend nüchtern. Lässt man das entstandene Filmmaterial von den Gesprächen ohne Ton ablaufen, vermag man nicht auseinanderzuhalten, wo er vom Tanzvergnügen berichtet und wo es um erlittene Folterqualen geht. Kaum Gestik, kaum Mimik. Seine Erfahrungen in den Moskauer Folterkellern hat er aufgeschrieben, gleich nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft. Er gibt sie mir mit: «Ja – machen Sie sich eine Kopie.» Ich lese sie nicht in seinem Beisein. Die Aufzeichnungen schliessen mit den Worten: «Hiermit erkläre ich, dass diese Angaben nur auf Tatsachen beruhen und wahrheitsgemäss sind. Ich habe weder etwas zuedacht noch übertrieben. Im Gegenteil, die Tatsachen sind weitaus unmenschlicher, um nicht bestialischer zu sagen, als man sie

zum Ausdruck bringen kann.» Ich komme dabei nicht umhin zu denken: Was immer der Mann sich durch seine Funktion als Leibwächter dieses Unholds hat zuschulden kommen lassen – er hat gebüsst.

Einiges beschreibt Misch immer wieder auf dieselbe Weise, vieles erschliesst sich im Ganzen erst, wenn er die Begebenheit mehrmals erzählt, hier kommt ein Detail dazu, was dort fehlt. Am eindrücklichsten sind ihm die allerletzten Tage im «Führerbunker» präsent. Hier stehen sie ihm zur Verfügung, die Einzelheiten, die man so gern an anderer Stelle auch hätte. Nach vielen Anläufen, seine eingefahrene Erzählspur aufzubrechen, einmal wegzukommen von der Position der Leiche Hitlers, nach der er bestimmt tausendfach befragt wurde, gelingt es irgendwann endlich. Plötzlich ist er noch mal drin. Im «Führerbunker». Er spricht davon, wie er Hunger hatte, nichts verpassen wollte, nur die Vollendung des Selbstmords herbeisehnte, den Tod Hitlers schliesslich zunächst behandelte wie jede andere Information auch: Meldung machen also. Es braucht den halben Weg zum Kommandochef, bis er sich sammeln kann, ihm die Dimension des Erlebten klar wird. Er dreht um. Misch, der immer funktioniert – hier nicht. Der «Chef» kriegt es nicht mehr mit.

Als er Augenzeuge dessen wird, was ihm später in der Folterkammer der Lubjanka keiner glaubt, dass nämlich Hitler als Leiche an ihm vorbeigetragen wird, da leistet er sich eine kurze Periode der Panik. Er geht zwar nun doch ordnungsgemäss Meldung machen, aber er verbrennt gleich danach seinen Dienstaussweis. Er hat Todesangst. Nicht wegen der herannahenden Russen; wegen der eigenen Leute. Und wieder fragt man sich: Wie kann man vor den eigenen Leuten Angst haben, ohne dass einem dies zu denken gibt? Was für Leute sind das denn, die er als fähig erkennt, sogar jene, die bis zum Schluss nichts als treue Diener waren, mit in den Untergang zu reissen? Zu denken gibt aber eben nur das, was ungewöhnlich ist. Und das Klima der Angst war es nicht. Der Satz hierzu fällt erst nach längerer Zeit: «Na ja – ein bisschen Angst gehabt hat man immer.» Fast könnte man meinen, er gesteht sich das nur widerwillig ein: Die Angst gehörte dazu.

Trotz des erstaunlichen Detailreichtums der Erinnerungen an die «Bunkertage» bleiben Lücken, Ungereimtheiten und Widersprüche, vor allem zu anderen Zeugen des «Untergangs», die aufzuklären kaum noch möglich sind. Die weit auseinandergehenden Schilderungen der Ereignisse, am Tag nach Hitlers Tod etwa, spiegeln wohl nicht zuletzt wider, wie sehr sich diese überstürzten und in welcher psychischer Ausnahmesituation sie erlebt wurden. Misch erinnert hier vieles anders, als man es gemeinhin rekonstruiert findet. Seine Verschiebung des Selbstmords von Joseph Goebbels in die nachmittäglichen Stunden schreibt Geschichte um. Es bräuchte ein neues Buch zur Auswertung aller Quellen zu diesen Umständen. Von den wesentlichen Einzelheiten seines Berichts, vor allem dem Kernpunkt, dass Goebbels noch lebte, als er den Tiefbunker verließ, ist Misch in den Schilderungen uns gegenüber nie abgewichen. Pflichtbewusst bis in die letzte Diensthandlung zieht er alle Telefonkabel, schnallt den Rucksack auf den Rücken und versucht sein Leben zu retten. Dass er erst nach allen Ausbruchgruppen flüchtete, ist unbestritten.

## V

«Dienst wie Urlaub» und Zwangsarbeit in Sibirien, «extra leichte Massstiefel» und löchrige Fusslappen, «erlesenste Köstlichkeiten von der Mitropa» und «Maisbrei, immer nur Maisbrei», Spezialkur für den angeschlagenen Magen im weltberühmten Sanatorium in Karlsbad und grüne Heilpaste für die unmittelbaren körperlichen Folgen der Folter im berüchtigten Gefängnis Lubjanka – alles wegen Hitler.

So gegensätzlich wie dies, so diametral stehen sich die Bilder gegenüber von «Mischs Hitler» und von dem Diktator, auf den so zuverlässig alle Superlative des Bösen passen.

Die Verbrechen seines «Chefs» und derer, die er «freundlich zu empfangen» hatte, begangen nicht vorher oder nachher, sondern während genau jener Jahre, die er mit ihnen verbrachte – Misch bestreitet sie nicht. Es ist für ihn aber eine deutlich merkbare Herausforderung, «sein» Hitler und «Hitler-Deutschland» in Deckungsgleichheit zu brin-

gen, und er muss sich ihr bei jedem Gespräch aufs Neue stellen. Spitzen sich die Fragen hierauf zu, auf das Nebeneinander von banal und böse, und dass ihm Letzteres so völlig entgangen zu sein scheint, dann herrscht oft Sprachlosigkeit. Doch mag diese mit ein Grund dafür sein, dass er sein Leben erst jetzt, mit über neunzig, noch einmal durchdringen, es Revue passieren und schriftlich festhalten will.

Dass Hitler auch «als Mensch» immer deckungsgleich mit dem Ungeheuer bleibt – das ist mir schon wegen des seit Kindertagen fest eingebrannten Gedankens an das weltberühmte Foto von der fröhlichen Anne Frank, über das sich sogleich das Bild grausiger Leichenberge schiebt, jederzeit gegenwärtig. Daran ist nicht zu rütteln durch ein paar possierliche Episoden vom nächtens nach der Wärmflasche für die «Führerfüsse» suchenden Schlafanzug-Hitler.

Dem geschichtsrelevanten und dem geschichtsunrelevanten Hitler, wie Ralph Giordano das in seinem Vorwort zu diesem Buch nennt, ich kann mich beiden stellen, ohne zu vergessen, auf wen es dabei ankommt. Was nun in Rochus Mischs Biografie zu lesen ist, gehört für mich zu dem Wissen, dem ich noch immer nachspüre. Nicht über Hitler «als Mensch», sondern über die, die ihm folgten. Was und wie diese über ihn berichten, das erzählt auch viel über sie selbst und über jene, ihre Zeit. Ich will Mischs Wahrheit deshalb aushalten, mich mit ihr beschäftigen, sie neben die anderen Quellen stellen, die ich für mich und meine Fragen zusammengetragen habe. Und wenn ich das tue, dann nicht, um ein Urteil über Rochus Misch zu fällen, sondern um zu erkennen, was sein Leben und sein Blick darauf uns für die Zukunft lehren. Der Leser wird dazu vieles finden in diesem Buch, auch wenn nicht alle, die Mischs Erinnerungen lesen, das wegen derselben Fragen tun werden, die ich hatte. Jeder wird seine eigenen haben, und nicht alle werden auf möglicherweise identische auch die gleichen Antworten mitnehmen aus dem langen und aussergewöhnlichen Leben des letzten Zeugen.

*Sandra Zarrinbal*  
*Mai 2008*

## ANMERKUNGEN

- <sup>1</sup> Die SS-Verfügungstruppe (VT) war die Vorläuferin der Waffen-SS; erst durch die Vereinigung der VT mit den SS-Totenkopfverbänden entstand nach Kriegsbeginn die Waffen-SS.
- <sup>2</sup> Der Dienstgrad «Oberscharführer» der SS entsprach dem Dienstrang «Feldwebel» innerhalb der Wehrmacht (Heer).
- <sup>3</sup> Alt-Schalkowitz wurde 1936 von den Nationalsozialisten im Zuge der «Eindeutschung» polnisch klingender Namen in Alt-Schalkendorf umbenannt.
- <sup>4</sup> Als «Englische Krankheit» wurde früher Rachitis bezeichnet, eine Vitamin-D-Mangelerkrankung.
- <sup>5</sup> Die amtliche Abkürzung der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten lautete NPEA; umgangssprachlich bürgerte sich aber «Napola» ein. Die Schulen hatten die Aufgabe, die zukünftige nationalsozialistische Führungselite auszubilden.
- <sup>6</sup> Die SS-Verfügungstruppe (SS-VT) war auf Initiative Heinrich Himmlers als bewaffnete Gliederung der Schutzstaffel aufgebaut worden. Hitler genehmigte 1934 zunächst drei bewaffnete SS-Regimenter, die die Aufgaben einer Staatstruppenpolizei wahrnehmen sollten. Zum Zeitpunkt der Musterung von Misch war der Aufbau der SS-VT schon weit fortgeschritten. Seit dem Hochsommer 1936 hatte Himmler den SS-Brigadeführer Paul Hausser zum Inspekteur der Verfügungstruppe ernannt. In der Folge entstand in München aus drei Sturmabteilungen das SS-Regiment «Deutschland», in Hamburg das SS-Regiment «Germania», in Berlin erweiterte sich die Leibstandarte zu einem motorisierten Infanterieregiment, und in Wien wurde 1938 noch das Regiment «Der Führer» aufgestellt. Erst 1940 entstand durch die Zusammenlegung der Verfügungstruppe mit Teilen der Totenkopfverbände die Waffen-SS; vgl. dazu Heinz Höhne: *Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS*. Augsburg 1992 (Erstausgabe München 1967), S. 404 ff.
- <sup>7</sup> Am 17. März 1933 erhielt SS-Gruppenführer Josef (Sepp) Dietrich von Hitler den Auftrag, eine neue «Stabswache» aufzustellen. Schon ein halbes Jahr danach, auf dem Reichsparteitag der NSDAP, wurde die auf Regimentsstärke angewachsene Stabswache offiziell «Leibstandarte Adolf Hitler» (LAH) genannt, später «Leibstandarte SS Adolf Hitler» (LSSAH). Die Leibstandarte unterstand nominell Himmler, faktisch war ihr Kommandeur Dietrich aber Hitler allein

und unmittelbar verpflichtet. Sie entstand als Eliteschutzgarde, deren Aufgaben «Führerschutz», Wachstellung vor Regierungsgebäuden und repräsentative Einsätze bei Staatsbesuchen, Staatsakten und ähnlichen Veranstaltungen waren. Die Leibstandarte war eine der zur SS-Verfügungstruppe zusammengefassten Einheiten. Die Verfügungstruppe wurde wegen ihrer überwiegend repräsentativen Pflichten und der mehr auf Sport als auf militärische Inhalte ausgelegten Ausbildung mit dem Spottnamen «Vergnügungstruppe» belegt.

- <sup>8</sup> Die 1933 von der «Leibstandarte SS Adolf Hitler» bezogene Preussische Hauptkadettenanstalt war ehemals Offiziersschule der Preussischen Armee (zuvor hatte die «SS-Stabswache Berlin» ihren Sitz in der Alexander-Kaserne nahe dem S-Bahnhof Friedrichstrasse).
- <sup>9</sup> Max Schmeling (1905-2005), Schwergewichtsboxer, Weltmeister von 1930 bis 1932
- <sup>10</sup> Josef «Sepp» Dietrich (1892-1966), vom 15. August 1938 bis 7. April 1943 Kommandeur der «Leibstandarte SS Adolf Hitler»
- <sup>11</sup> Mathias Wiemann (1902-1969), deutscher Theater- und Filmschauspieler
- <sup>12</sup> Misch berichtet mehrfach, dass er – sowohl während der Zeit bei der Leibstandarte als auch später als Angehöriger des SS-Begleitkommandos – durchgehend, wenn zeitweise auch selten – Gottesdienste besuchte. Dies ist insofern bemerkenswert, als vielfach davon berichtet wird, dass VT-Angehörige zum Kirchenaustritt gezwungen wurden. Vgl. hierzu Heinz Höhne, a.a.O., S.417: «Die VT wurde zu einer Hochburg SS-eigener Gottlosigkeit ... Ende 1938 hatten bereits 53,6 Prozent der VT-Soldaten die Kirche verlassen.»
- <sup>13</sup> Für die SS-Verfügungstruppe weist eine amtliche Statistik zum 1. Juli 1937 27 Prozent Nicht-NSDAP-Mitglieder, für die SS-Totenkopfverbände sogar 29 Prozent aus. Obschon damit zwar nicht nur «wenige» NSDAP-Mitglied waren, sind diese Zahlen bemerkenswert; vgl. Heinz Höhne, a.a.O., S. 64.
- <sup>14</sup> Der «Affe» bezeichnet den zur militärischen Ausrüstung gehörenden Tornister.
- <sup>15</sup> Zur USPD (Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands) schlossen sich 1917 ehemalige SPD-Mitglieder zusammen, die während des Ersten Weltkriegs gegen die Bewilligung der Kriegskredite gestimmt hatten. 1920 kam es zu einer Vereinigung einer Mehrheit

- der USPD mit der Kommunistischen Partei (KPD). Die Folge war ein Verlust eines grossen Teils der Mitglieder; 1922 vereinigte sich die Rest-USPD wieder mit der SPD, einige wenige USPD-Anhänger führten die USPD als Splitterpartei noch bis 1931 weiter. Im Rahmen der «Gleichschaltung» wurde die SPD am 22. Juni 1933 verboten.
- <sup>16</sup> Auf Befehl Himmlers sollte sich die SS offiziell aus den Vorgängen heraushalten (vgl. Ian Kershaw: *Hitler 1936-1945*. Stuttgart 2000, S. 197); der Chef der 5. Kompanie der Leibstandarte, Wilhelm Mohnke, wird mit der Aussage zitiert, für den Standort Berlin-Lichterfelde sei am Nachmittag des 8. November 1938 Kasernensperre verhängt worden (vgl. dazu Thomas Fischer: *Die Verteidigung der Reichskanzlei*. Zweibrücken 2007, S. 68).
- <sup>17</sup> Karl Wilhelm Krause (1911-?), von 1934 bis zum 10. September 1939 Hitlers Leibdiener
- <sup>18</sup> Die Pogrome hatten schon vor dem 9. November 1938 begonnen und wurden durch das Reichspropagandaministerium weiter angeheizt und teilweise auch gelenkt; Hitler hielt sich zumindest nach aussen zurück, war von Goebbels über laufende Aktionen aber informiert worden (vgl. Ian Kershaw, a.a.O., S. 194 ff.).
- <sup>19</sup> Kompaniechef Wilhelm Mohnke wird wie folgt zitiert: «Die Truppe wurde von den deutschstämmigen Bewohnern umjubelt, die Slowaken waren freundlich, aber die Tschechen sehr zurückhaltend.» (Vgl. Thomas Fischer, a.a.O., S. 73)
- <sup>20</sup> Das SS-Infanterieregiment «Leibstandarte» war dem XIII. Armee-korps (Kommandeur: Maximilian von Weichs), das zur 8. Armee (Johannes Blaskowitz) der Heeresgruppe Süd (Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt) gehörte, zugeteilt.
- <sup>21</sup> Wilhelm Mohnke (1911-2001) erhielt für seine Bewährung im Polenfeldzug beide Eisernen Kreuze.
- <sup>22</sup> Die Festung Modlin (etwa fünfzig Kilometer nordwestlich von Warschau gelegen) war eine der wichtigsten Verteidigungsstellungen der Polen bei der Verteidigung Warschaus. Die nach ihr benannte «Armee Modlin» sollte den deutschen Angreifern den Weg nach Warschau verstellen, ein Teil der Armee wurde dann am 13. September 1939 auf der Festung eingeschlossen. Erst sechzehn Tage später, am 29. September, kam es zur bedingungslosen Kapitulation der polnischen Stellung, nachdem deutsche Luftunterstützung eingetroffen war; vgl. Janus Piekalkiewicz: *Polenfeldzug*. Herrsching 1989, (Erstausgabe Bergisch Gladbach 1982), S. 224.



- <sup>23</sup> 1936 bildete die Gestapo ein eigenes Sonderkommando zur Bekämpfung der Zeugen Jehovas, deren Glaubensgemeinschaft 1933 aufgelöst und die Verbreitung ihrer religiösen Schriften verboten wurde. Da die Eigenschaften der Zeugen Jehovas der SS-Führung als «insgesamt ideal» erschienen (so Himmler wörtlich 1944 in einem Brief an den Chef des Reichssicherheitshauptamts Ernst Kaltenbrunner) – waren sie doch, um ihren Überzeugungen zu genügen, «fleissig, duldsam, ehrlich und ohne Laster» – setzte man viel daran, sie zur Abkehr von ihrem Glauben zu bewegen. Inhaftierte Zeugen Jehovas unternahmen selten Fluchtversuche, weshalb diese Gefangenen häufig zu Arbeitsplätzen abkommandiert wurden, die sich schwer bewachen liessen. Das Papier, das Misch anspricht, kann entweder die sogenannte Verpflichtungserklärung (Reverse) sein, in der die Gläubigen ihrer religiösen Überzeugung abschwören und sich zur Staatstreue bekennen mussten, um der Schutzhaft zu entgehen. Oder es ging um die Unterzeichnung des Wehrpasses, die viele Gläubige verweigerten; vgl. Stanislav Zámečník: *Das war Dachau*. Frankfurt am Main 2007 (Erstausgabe Luxemburg 2002), S. 227 f.
- <sup>24</sup> Theodor «Teddy» Wisch (1907-1995) war SS-Brigadeführer, führte ab Oktober 1933 die 1. Kompanie der Leibstandarte und übernahm ab Dezember 1939 das Kommando über das neue IV. (Wach-)Bataillon.
- <sup>25</sup> Der 1935 von der Nordsee gewonnene Koog sollte ein Musterkoog in Rahmen der nationalsozialistischen Politik von «Blut und Boden» werden. Bis 1945 wurden im später in Dieksander-Koog umbenannten Gebiet ausschliesslich Offiziere der SS angesiedelt; Theodor Wisch stammte aus der Gegend, er wurde im nahen Wesselburenerkoog geboren.
- <sup>26</sup> Frühe Angriffe der RAF beziehungsweise einzelne Bombardierungen galten militärischen Zielen wie norddeutschen Marinewerften, Schiffskonvois im Ärmelkanal und Flugplätzen auf den Nordseeinseln. (Angriffe fanden etwa auf Cuxhaven, Wilhelmshaven, den See-Fliegerhorst Hörnum auf Sylt und die Marinestadt Kiel statt.)
- <sup>27</sup> Wilhelm Brückner (1884-1954); Hitlers Chefadjutant bis Ende 1940
- <sup>28</sup> Otto Meissner (1880-1953); er war von 1919 bis 1945 Leiter des Berliner Präsidialamts.
- <sup>29</sup> Die «Kanzlei des Führers der NSDAP» war Hitlers Privatkanzlei, in

in der vorwiegend an ihn persönlich gerichtete Gesuche, Bitten und Anfragen bearbeitet wurden. Der »Kanzlei des Führers« unterstanden ab 1939 die Tarnorganisationen des »Euthanasie«-Programms.

- <sup>30</sup> Benannt nach dem Industriellen Johann August Friedrich Borsig (1804–1854), der hier in der Voßstraße 1 ein Wohnhaus für sich errichten ließ; Albert Speer integrierte das Palais optisch in den Bau der Neuen Reichskanzlei.
- <sup>31</sup> Nach Heinz Linge hieß der Diener und Angehörige des Begleitkommandos Eugen Bußmann; vgl. Heinz Linge: *Bis zum Untergang. Als Chef des persönlichen Dienstes bei Hitler*. Berlin/München 1980, S. 38.
- <sup>32</sup> Martin Bormann (1900–1945); ab 1933 Stabsleiter bei Rudolf Heß; seit 11. Mai 1941 Leiter der Parteikanzlei, mit dem 12. April 1943 Sekretär von Hitler
- <sup>33</sup> Das war aller Wahrscheinlichkeit nach die Nachricht von hohen Verlusten bei der Leibstandarte.
- <sup>34</sup> Max Wünsche (1915–1995) war vom 1. Oktober 1938 bis Dezember 1940 (mit kurzer Unterbrechung) im Begleitkommando.
- <sup>35</sup> Hitler reiste am 9. Mai 1940 abends mit seinem Sonderzug in das »Führerhauptquartier Felsennest« in der Nähe von Bad Münstereifel im Rheinland, um dort die auf den 10. Mai 1940 festgesetzte Westoffensive (»Fall Gelb«) zu verfolgen: vgl. Ian Kershaw, a. a. O., 398 f.
- <sup>36</sup> Paula Hitler (1896–1960); Hitlers einzige (Voll-)Schwester
- <sup>37</sup> Alois Hitler (1882–1956) war Hitlers Halbbruder; sie hatten einen gemeinsamen Vater.
- <sup>38</sup> Albert Bormann (1902–1989), Leiter der Privatkanzlei von Adolf Hitler; er war der Bruder von Reichsleiter Martin Bormann.
- <sup>39</sup> Im Hotel Imperial hatte Hitler am 15. März 1938 nach der Annexion Österreichs Quartier bezogen und war von dort aus zum Heldenplatz gefahren, wo er vor etwa einer Viertelmillion Menschen den »Eintritt meiner Heimat in das Deutsche Reich« verkündete; am 11. September 1945 trat im Hotel Imperial zum ersten Mal der für Österreich von den Besatzungsmächten gegründete Alliierte Kontrollrat unter Vorsitz des Sowjet-Marschalls Iwan Konjew zusammen.
- <sup>40</sup> Der Einmarsch der Wehrmacht in die Niederlande und Belgien begann am 10. Mai 1940.
- <sup>41</sup> Hitler kehrte erst nach Einnahme von Paris zurück. Dort war er

- am 23. Juni 1940 eingetroffen, einen Tag nach Unterzeichnung des Waffenstillstands im Wald von Compiègne.
- <sup>42</sup> Nach Heinz Linge wurde Bussmann erst 1942 Diener Hitlers und Linges Vertreter; bis 1942 war dies Hans Junge. Vgl. Heinz Linge, a.a.O., S. 38
- <sup>43</sup> Adolf Dirr (1907-?) war einer der ersten acht Mitglieder des am 29. Februar 1932 gegründeten «SS-Begleitkommandos des Führers»; vgl. dazu Peter Hoffmann: *Die Sicherheit des Diktators*. München/Zürich 1975, S. 64 f.
- <sup>44</sup> Max Amann (1891-1957) war Hitlers Feldwebel im Ersten Weltkrieg; späterer Chef des NSDAP-eigenen Franz-Eher-Verlags.
- <sup>45</sup> Mit dem «Hitler-Putsch», auch «Hitler-Ludendorff-Putsch» genannt, versuchten Hitler, Erich Ludendorff und weitere Nationalsozialisten am 8. und 9. November 1923 die bayerische Staatsregierung zum Sturz der Reichsregierung zu bewegen. Der Putsch scheiterte kläglich. Neben einem unbeteiligten Passanten fanden dreizehn Nationalsozialisten den Tod. Hitler, der infolge der Schiesserei in Panik die Flucht ergriffen hatte, wurde vom Volksgericht München I wegen Hochverrats zu einer Mindeststrafe von fünf Jahren verurteilt. Nach nur acht Monaten, am 20. Dezember 1924, konnte er die Festung Landsberg jedoch schon wieder verlassen.
- <sup>46</sup> In den zwanziger Jahren sympathisierten die Betreiber des Kaiserhofs mit den rechtsnationalen Strömungen. Das obere Stockwerk des Hotels wurde zeitweise zur provisorischen Parteizentrale der NSDAP. Hitler logierte in diesem Haus auch am Tag seiner Vereidigung als Reichskanzler am 30. Januar 1933.
- <sup>47</sup> Der RSD – Reichssicherheitsdienst – war ein zunächst als «Führerschutzkommando» gegründeter, neben dem SS-Begleitkommando bestehender Kanzlerschutzdienst, der am 1. August 1935 als «Reichssicherheitsdienst» formal Himmler als Chef unterstellt und von dem späteren Gruppenführer Johann Rattenhuber kommandiert wurde. Weisungen erfolgten faktisch nicht durch Himmler, sondern an Rattenhuber durch Hitler persönlich, seine Adjutanten oder später Bormann. Der Aufbau der verschiedenen Leibwachen war durchaus mit allerlei Kompetenzgerangel der involvierten Verwaltungen, Stellen und Personen verbunden; vgl. dazu Peter Hoffmann, a.a.O., S. 44 ff. In Mischs Schilderungen schleicht sich ein leicht abschätziger Ton ein, wenn er von Angehörigen des RSD spricht: So waren etwa Kontrollen auf Waffen

und die Durchsuchung von Gästen Aufgaben allein des RSDs – und wohl »unter der Würde« des SS-Begleitkommandos.

- <sup>48</sup> Durch das »Gesetz über das Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches« vom 1. August 1934 wurde das Amt des Reichspräsidenten mit dem des Reichskanzlers vereinigt.
- <sup>49</sup> Wolfgang Wagner (geb. 1919); Opernregisseur, Enkel des Komponisten Richard Wagner. Seine Mutter Winifred war eine enge Vertraute Hitlers. Die von Misch erwähnte Verlobung fand mit Ellen Drexel statt, mit der Wagner von 1943 bis 1976 verheiratet war.
- <sup>50</sup> Wilhelm Furtwängler (1886–1954); Dirigent und Komponist, wurde von Goebbels 1933 zum Leiter der Berliner Staatsoper und zum Vizepräsidenten der Reichsmusikkammer ernannt.
- <sup>51</sup> Josef von Manowarda (1890–1942); Bass und Heldenbariton, hatte ab 1935 ein Engagement an der Berliner Staatsoper.
- <sup>52</sup> Lída Baarová (1914–2000); tschechische Schauspielerin und Geliebte von Joseph Goebbels
- <sup>53</sup> Hedi (1910–1988) und Margot (1912–2000) Höpfner, Tänzerinnen, ehemalige Kinderstars
- <sup>54</sup> Albert Speer (1905–1981); Hitlers Architekt. Als Reichsminister für Bewaffnung und Munition war er ebenfalls für die gesamte Rüstungsproduktion zuständig.
- <sup>55</sup> Berta Helene Amalie Riefenstahl (1902–2003) war Tänzerin, Schauspielerin, Spiel- und Dokumentarfilmerin, Regisseurin und Fotografin; ihre idealisierten Darstellungen des menschlichen Körpers und die effektvollen Abbildungen von Massenszenen eigneten sich perfekt für Propagandazwecke der Nazis.
- <sup>56</sup> Der von Misch nachfolgend wiedergegebene Witz stammt von dem bayerischen Komiker Karl Valentin (1882–1948).
- <sup>57</sup> Johannes Erwin Eugen Rommel (1891–1944, Suizid »auf Befehl« Hitlers), Generalfeldmarschall
- <sup>58</sup> Heinrich Luitpold Himmler (1900–1945, Suizid); als Reichsführer SS und Chef der Polizei unterstanden ihm unter anderem die SS, der Sicherheitsdienst (SD) und die Gestapo
- <sup>59</sup> Das Reichssicherheitshauptamt wie auch der Chef der Sicherungspolizei und des Sicherheitsdiensts in der Prinz-Albrecht-Straße 8 hatten die Telefonnummer 120040; die »Kanzlei des Führers der NSDAP« war unter 120054 im amtlichen Fernsprechbuch von Berlin verzeichnet.
- <sup>60</sup> Hitler entledigte sich während des sogenannten Röhms-Putsches (welchen er lediglich vortäuschte und als Vorwand für seine »prä-

ventiven» Mordaktionen verwendete) des ihm zu mächtig gewordenen SA-Führers Ernst Röhm und seiner Gefolgsleute, indem er Röhm erschossen und weitere SA-Führer ebenfalls töten oder festsetzen liess. Im Zuge dieses «Putsches» kam es am 30. Juni 1934 in der Kaserne der Leibstandarte in Lichterfelde zu zahlreichen Erschiessungen. Vgl. dazu Joachim Fest: *Hitler*. Frankfurt am Main/Berlin 1973, S. 636: «Die in der ‚Reichsliste‘ genannten SA-Führer wurden aufgegriffen, in die Kadettenanstalt Lichterfelde gebracht und im Gegensatz zu ihren Münchner Kameraden ohne weitere Umstände vor einer Mauer reihenweise erschossen.»

- <sup>61</sup> Folke Bernadotte Graf von Wisborg (1895-1948, ermordet); schwedischer Offizier, war ab 1943 Vizepräsident und später auch Präsident des Schwedischen Roten Kreuzes. Nach einem Treffen mit Heinrich Himmler am 19. Februar 1945 organisierte Bernadotte die Rettung von etwa 15'000 KZ-Häftlingen aus mehr als zwanzig Ländern. Die Häftlinge, vornehmlich Frauen, wurden in weissen Bussen nach Schweden evakuiert.
- <sup>62</sup> Nach Auskunft des Deutschen Roten Kreuz (DRK) liegen dort keine Hinweise auf diesen konkreten Bericht vor. Delegierte des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK) haben deutsche Konzentrationslager mehrfach inspiziert: 1935 erhielt eine IKRK-Delegation unter Leitung von Carl Jakob Burckhardt die Genehmigung zur Inspektion der Konzentrationslager Lichtenburg, Esterwege und Dachau. Nachdem Burckhardt eine Mängelliste vorgelegt hatte, wurde er von der Gestapo unter Hinweis auf die Verbesserung der Haftbedingungen zu einem erneuten Besuch eingeladen. Im August 1938 fand eine Begehung des Konzentrationslagers Dachau durch eine IKRK-Delegation in SS-Begleitung statt. Der Delegierte, Oberst Guillaume Favre, verfasste einen durchaus positiven Bericht. Das DRK wertete den Besuch als vollen Erfolg. Einer Abordnung des Dänischen Roten Kreuzes und des IKRK-Delegierten Maurice Rossel wurde am 23. Juni 1944 das Lager Theresienstadt vorgeführt, das man für die Begehung eigens «vorzeigbar» hergerichtet hatte. Rossel liess sich von der falschen Fassade täuschen, sodass er in seinem Bericht später davon sprach, «im Ghetto eine Stadt zu finden, die fast ein normales Leben lebt».
- <sup>63</sup> In den dreissiger Jahren stand der Flughafen Tempelhof mit seinem Verkehrsaufkommen noch vor Paris, Amsterdam und London an der Spitze des europäischen Flugverkehrs.

- <sup>64</sup> Hitler war zunächst nach München geflogen; vgl. dazu etwa Nicolaus von Below: *Als Hitlers Adjutant 1937–45*. Selent 1999 (Erstausgabe Mainz 1980), S. 239.
- <sup>65</sup> Adolf Hitler lebte ab 1899 mit seiner Familie in Leonding bei Linz und von 1905 bis 1908 in Linz.
- <sup>66</sup> Die Eigentümer und Bewohner hatten die »Wahl« zwischen Enteignung oder KZ; Bormann ließ für die ungetrübte Sicht auch ganze Häuser einplanieren.
- <sup>67</sup> Hermann Göring (1893–1946, Suizid); Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Reichsmarschall
- <sup>68</sup> Rudolf Heß (1894–1987), bis 1941 Stellvertreter Hitlers als Parteiführer
- <sup>69</sup> Admiral Nikolaus von Horthy von Nagybánya (1868–1957); ungarischer Reichsverweser von 1920–1944
- <sup>70</sup> Am 18. März 1944 gab es einen Streit zwischen Hitler und Horthy, in dessen Verlauf Horthy überstürzt abreisen wollte, was Hitler allerdings durch das Vortäuschen eines drohenden Luftangriffs verhinderte; vgl. Ian Kershaw, a. a. O., S. 830. Misch erinnert diese Umstände nicht mehr.
- <sup>71</sup> Heinrich Hoffmann (1885–1957); Hitlers Leibfotograf
- <sup>72</sup> Hermann Esser (1900–1981); Staatssekretär im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda
- <sup>73</sup> Die Retina war eine sehr populäre Kamerareihe der Firma Kodak.
- <sup>74</sup> Nach Uwe Bahnsen und James P. O'Donell berichtet der von diesen Autoren befragte Ortspfarrer von Berchtesgaden, dass aus dem Umkreis der Personen um Hitler, die sich auf dem Berghof aufhielten, nur drei Personen regelmäßig zum Gottesdienst erschienen: Sepp Dietrich, Eva Braun und Rochus Misch. Uwe Bahnsen und James P. O'Donell: *Die Katakombe. Das Ende in der Reichskanzlei*. Stuttgart 1975, S. 480
- <sup>75</sup> Gerhardine »Gerdy« Troost (1904–2003)
- <sup>76</sup> Nach den Erinnerungen von Traudl Junge fand »Hitler dieses Geschenk eines Staatsmannes unwürdig. Er beeilte sich, Frau von Exner ebenfalls einen Hund zum Geschenk zu machen ... den besten, edelsten und preisgekröntesten Foxterrier«. Misch erinnert dies nicht. Vgl. Traudl Junge: *Bis zur letzten Stunde. Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben*. München 2002, S. 125
- <sup>77</sup> Es existieren wohl Unterlagen, nach denen Hitler den Film hatte anfordern lassen.
- <sup>78</sup> Das Haus in dem Stadtteil Bogenhausen, in der Wasserburger

- Straße 12, heute Delpstraße, hatte der Leibfotograf Heinrich Hoffmann auf Veranlassung Hitlers für Eva Braun 1936 gekauft.
- <sup>79</sup> Das Treffen fand am 23. Oktober 1940 auf dem Bahnhof von Hendaye statt, einer Stadt im französischen Baskenland an der Grenze zu Spanien.
- <sup>80</sup> Herta Schneider, geborene Ostermeyer, war eine Jugendfreundin von Eva Braun.
- <sup>81</sup> Marianne Schönmann, geborene Petzl, genannt Marion, war eine Freundin der Hoffmanns und Eva Brauns; bei ihrer Hochzeit 1937 war auch Adolf Hitler anwesend.
- <sup>82</sup> Nach dem Gespräch mit Franco traf sich Hitler am Folgetag, dem 24. Oktober 1940, mit dem französischen Staatschef Marschall Philippe Pétain und dessen Stellvertreter Pierre Laval in Montoire, sowie am 28. Oktober 1940 mit Italiens Ministerpräsident Benito Mussolini in Florenz; die beiden Begegnungen waren kurzfristig geplant worden. Vgl. dazu Nicolaus von Below, a. a. O., S. 249 f.; von Below begleitete Hitler auf der gesamten Reise.
- <sup>83</sup> Wjatscheslaw Michailowitsch Molotow (1890–1986), 1941 Volkskommissar für Äußeres der Sowjetunion
- <sup>84</sup> Der Besuch fand am 12. November 1940 statt.
- <sup>85</sup> Alexander Freiherr von Dörnberg (1901–1983), Chef des Protokolls im Auswärtigen Amt und Mitglied im Stab beim Reichsführer SS von 1938 bis 1945
- <sup>86</sup> Hitler verbrachte in der zweiten Novemberhälfte 1940 einige Tage auf dem Obersalzberg und empfing am 19. November 1940 König Boris von Belgien; vgl. Nicolaus von Below, a. a. O., S. 252.
- <sup>87</sup> Der Fahrer hieß Rudi Lippert.
- <sup>88</sup> Der japanische Außenminister Yōsuke Matsuoka hielt sich vom 27. bis 29. März 1941 in Berlin auf.
- <sup>89</sup> Die Deutschnationale Volkspartei (DNVP), die unter anderem für die Wiedereinführung der Monarchie plädierte, hatte eine Zeit lang mit Hitlers NSDAP koalitiert und löste sich im Juni 1933 auf deren Druck schließlich selbst auf.
- <sup>90</sup> Heß flog nach Schottland und sprang mit dem Fallschirm in der Nähe von Glasgow ab. Er wollte Herzog Douglas Hamilton auf dessen Landsitz aufsuchen, um über Hamiltons Verbindungen zu Winston Churchill in Friedensverhandlungen mit England einzutreten. Das Unternehmen scheiterte jedoch. Heß gab später an, im Alleingang und ohne Auftrag und Wissen Hitlers gehandelt zu haben. Unter Historikern ist dies allerdings umstritten.

- <sup>91</sup> Kurz für »Lagebesprechung«
- <sup>92</sup> Am 10. Mai 1941 formulierte Hitler einen entsprechenden Erlass, nach dem die frühere Dienststelle des »Stellvertreters des Führers« nun als »Parteikanzlei« von Martin Bormann geführt werden sollte.
- <sup>93</sup> In dieser am Atlantik gelegenen französischen Stadt befanden sich Bunker für die deutsche U-Boot-Flotte.
- <sup>94</sup> Unter dem Decknamen »Barbarossa« wurde der Überfall auf die Sowjetunion geplant.
- <sup>95</sup> Heute: Kętrzyn (Polen)
- <sup>96</sup> Die nach ihrem Gründer und Führer benannte Organisation Todt (OT) wurde 1938 als Bauorganisation für militärische Anlagen geschaffen. Nach dem Tod von Fritz Todt Anfang 1942 leitete Speer die Organisation. Eine große Anzahl der Arbeitskräfte waren Zwangsarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge.
- <sup>97</sup> Friedrich Darges, geboren 1913, zuletzt Obersturmbannführer
- <sup>98</sup> Vgl. Christa Schroeder: *Er war mein Chef. Aus dem Nachlass der Sekretärin von Adolf Hitler*. München/Wien 1985, S. 357, Anm. 235. Danach handelte es sich um den ehemaligen Mitropa-Koch Otto Günther.
- <sup>99</sup> Mussolini traf am 25. August 1941 in der »Wolfsschanze« ein.
- <sup>100</sup> Der Helferin von Dr. Blaschke, Käthe Heusermann, legten die Russen im Mai 1945 gefundene Fragmente eines Gebisses vor, die diese aus ihrer Erinnerung als den Zahnstatus Hitlers identifizierte.
- <sup>101</sup> Mohammed Amin al-Husseini, Großmufti von Jerusalem, besuchte Hitler am 28. November 1941. Er unterstützte die Nationalsozialisten und führte ab 1943 eine muslimische SS-Division mit dem Namen »Handschar« – 13. Waffen-Gebirgs-Division der SS »Handschar«.
- <sup>102</sup> Den schweren Panzerkampfwagen VI, genannt »Tiger«, entwickelt von den Henschel-Werken in Kassel, ließ Hitler noch im Konstruktionsstadium an der Front einsetzen.
- <sup>103</sup> Aus Akten der Parteikanzlei ergibt sich, dass Hitler Ende November 1940 die Entlassung der beiden in das KZ Dachau verbrachten ehemaligen Mitarbeiter ablehnte. Ferner verfügte er, dass Diebstahl und Untreue ihm gegenüber in Zukunft wie Kameradendiebstahl in der SS zu behandeln seien (es drohte die Todesstrafe). Zahlungen an die Ehefrauen der Inhaftierten seien einzustellen. Vgl. dazu: Institut für Zeitgeschichte (Hg.): *Akten der Parteikanzlei der NSDAP*. München 1992, S. 596



- <sup>104</sup> Heute: Karlovy Vary (Tschechien)
- <sup>105</sup> Ian Kershaw berichtet in diesem Zusammenhang von zwei lautstarken Auseinandersetzungen: einer am 24. August 1942 zwischen Hitler und General Franz Halder, und einer weiteren am 5. September 1942 zwischen Hitler und dem Chef des Wehrmachtsführungsstabs im OKW, Alfred Jodl. Halder wurde am 24. September 1942 abgelöst. Vgl. Ian Kershaw, a. a. O., S. 698 ff.
- <sup>106</sup> Joseph Schmidt (1904–1942) starb, auf der Flucht vor den Nazis, am 16. November 1942 im Schweizer Internierungslager Girenbad, während er auf einen Asylentscheid wartete.
- <sup>107</sup> Der Stenograf hieß Heinrich Berger.
- <sup>108</sup> Generalfeldmarschall Friedrich Paulus (1890–1957)
- <sup>109</sup> Die 6. Armee war nach einer am 19. November 1942 begonnenen Offensive der sowjetischen Streitkräfte am 22. November 1942 vollkommen eingekesselt.
- <sup>110</sup> Gerda Christian, geb. Daranowski (1913–1997), Hitlers Sekretärin seit 1937
- <sup>111</sup> Otto Günsche (1917–2003) wurde erst ab Februar 1944 Hitlers persönlicher Adjutant; ab Januar 1943 war er es zunächst vertretungsweise, hatte aber von September 1943 bis Januar 1944 nochmals einen Fronteinsatz als Kompaniechef der Panzerdivision der SS-Leibstandarte.
- <sup>112</sup> Hitler hielt sich im Hauptquartier der ehemaligen Heeresgruppe Don, die kurz zuvor in Heeresgruppe Süd umbenannt worden war, vom 17. bis 19. Februar 1943 auf, vgl. Nicolaus von Below, a. a. O., S. 330; Hitler hatte kurzfristig seine Pläne geändert, nachdem er zunächst nach Poltawa hatte fliegen wollen; er entging so einem durch General Hubert Lanz und Generalmajor Hans Speidel geplanten Attentat (vgl. etwa Peter Hoffmann, a. a. O., S. 161).
- <sup>113</sup> Die Stadt Charkow war am 24. Oktober 1941 von Verbänden der 6. Armee eingenommen und am 16. Februar 1943 durch General Paul Hausser zur Vermeidung einer Einkesselung seiner Truppen geräumt worden. Diese befehlswidrige Aufgabe der Stadt veranlasste Hitler zu dem Treffen mit Manstein. Durch die Kampfführung Mansteins konnte die Stadt Mitte März noch einmal rückerobert werden, bevor sie im August 1943 wieder endgültig an die Sowjets fiel.
- <sup>114</sup> Paul Volkmann wurde als Sozialdemokrat und Gewerkschafter während der NS-Zeit mehrfach verhaftet. Im Dezember 1945 wurde er nach einer Rede in Königs Wusterhausen von den Sow-

- jets verhaftet und in einem Prozess wegen «staatsfeindlicher Umtriebe» zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt; er starb 1951 im Zuchthaus Waldheim.
- <sup>115</sup> Karl Friedrich Otto Wolff (1900–1984), Chef des Persönlichen Stabes Reichsführer SS, Himmlers »rechte Hand«
- <sup>116</sup> Ein Erlass Himmlers vom 27. September 1939 verfügte die Zusammenlegung der Sicherheitspolizei (SiPo) mit dem Sicherheitsdienst (SD). Das neue Reichssicherheitshauptamt (RSHA) diente der Vereinheitlichung von Staats- und Parteiorganisationen. Der bedeutendste Teil des RSHA wurde die Abteilung IV (Gegnerbekämpfung) mit ihrem Chef Heinrich Müller (»Gestapo-Müller«). Vgl. etwa dazu Frank Gutermuth und Arno Netzband: *Die Gestapo*. Berlin 2005, S. 117
- <sup>117</sup> Wolff wurde am 30. September 1964 vom Landgericht München wegen Beihilfe zum Mord in mindestens 300 000 Fällen (Deportationen in das Vernichtungslager Treblinka) zu fünfzehn Jahren Haft verurteilt.
- <sup>118</sup> Das »Unternehmen Zitadelle« war der Codename für einen Angriff auf den sowjetischen Frontbogen nahe der russischen Stadt Kursk (»Kursker Bogen«). Die Operation zwischen dem 5. und 13. Juli 1943 war die letzte deutsche Großoffensive im Osten.
- <sup>119</sup> Es handelte sich um die UFA-Produktion *Sommernächte*.
- <sup>120</sup> Zwischen dem 24. und 30. Juli 1943 flog die Royal Air Force eine Serie von Luftangriffen über Hamburg, bei der über 30 000 Stadtbewohner starben (»Operation Gomorrha«).
- <sup>121</sup> Am 8. September 1943 wurde bekannt, dass Italien am 3. September mit den Alliierten einen Waffenstillstand vereinbart hatte.
- <sup>122</sup> Dazu heißt es bei Ian Kershaw: »Teilweise aus Boshaftigkeit, teilweise, weil er möglicherweise zu viel wusste und sich als gefährlich erweisen konnte, ließ Hitler Prinz Philipp von Hessen, den Schwiegersohn des Königs von Italien, der sich einige Tage lang im Führerhauptquartier aufgehalten hatte, verhaften und ins Hauptquartier der Gestapo nach Königsberg bringen.« Vgl. Ian Kershaw, a. a. O., S. 780
- <sup>123</sup> Mussolini war aus einem Berghotel auf dem Gebirgszug Gran Sasso in den Abruzzen durch Fallschirmjäger und SS-Leute unter der Führung des österreichischen Hauptsturmführers Otto Skorzeny mithilfe eines Lastenseglers befreit worden (»Unternehmen Eiche«).
- <sup>124</sup> Repubblica Sociale Italiana (RSI), faschistischer Staat in Nordita-

- lien unter deutschem Protektorat von September 1943 bis April 1945, Staatsoberhaupt war Mussolini.
- <sup>115</sup> Der britische Luftmarschall Arthur Harris befahl die «Luftschlacht um Berlin»; in der Nacht vom 18. auf den 19. November 1943 begannen die Luftangriffe der Royal Air Force; innerhalb der nächsten vier Monate wurden sechzehn Grossangriffe geflogen. Vgl. etwa: [www.raf.mod.uk/bombercommand/nov43.html](http://www.raf.mod.uk/bombercommand/nov43.html)
- <sup>116</sup> In dem Spielfilm *Quax, der Bruchpilot* (1941) stellte Heinz Rühmann den Fliegerschüler Otto Groschenbügel dar, genannt Quax.
- <sup>117</sup> Heinz Rühmann schreibt in seinen Memoiren, dass der Film zwar nicht Hitler, aber unter anderem Göring vorgeführt worden sei: «Mittags kam die Meldung, Göring hätte (Hitler) beim Frührapport berichtet und auch erzählt, dass der Film verboten sei. Warum, wüsste er nicht, gestern hätten jedenfalls alle schallend gelacht.» Hitler habe dann beschlossen, dass der Film sofort anlaufen solle; ihn, Rühmann, habe er wegen der schlechten Lage an der Ostfront danach aber nicht mehr persönlich empfangen können. Vgl. Heinz Rühmann: *Das war's*. Frankfurt am Main/Berlin 1987 (Erstausgabe 1982), S. 154
- <sup>118</sup> Ernst (Heinrich) Heinkel (1888-1958), deutscher Ingenieur und Flugzeugbauer
- <sup>119</sup> Am 26. November 1943 fand eine von Göring organisierte Flugzeugvorführung auf dem Flughafen Insterburg statt, bei der unter anderem die Ju 390 und die Me 262 vorgeführt wurden. Anwesend waren nach den Erinnerungen von Nicolaus von Below allerdings weder Jodl noch Heinkel, sondern unter anderem Göring, Speer und Flugzeugbauer Messerschmitt. Vgl. Nicolaus von Below, a.a.O., S. 355
- <sup>120</sup> Von der Ju 390 wurde je Modell (VI und V2) lediglich ein Prototyp gebaut. Ihre Reichweite wird, soweit ersichtlich, nirgends mit über 10'000 Kilometer angegeben.
- <sup>121</sup> Mischs Schilderungen passen auf eine Messerschmitt Me 163 «Komet» (genannt «Kraft-Ei»). Der Abfangjäger mit Raketenantrieb war das schnellste Flugzeug des Zweiten Weltkriegs. Nach Auskunft des Deutschen Museums, Abteilung Luft- und Raumfahrt, war dieses Flugzeugmuster im Herbst 1943 erst im Prototypenstadium. Das erste Me-163-Flugzeug in Serienversion kam im Januar 1944 zur Auslieferung, jedoch nur zur Erprobung (in Bad Zwischenahn). Erst im Sommer 1944 wurde in Brandis die erste Einsatzstaffel aufgestellt.

In der Fachliteratur finden sich keine Hinweise auf die Vorführung dieses Typs bei der Flugschau im November 1943. Aufgrund dessen und auch in Anbetracht der sich teilweise deckenden, hinsichtlich der Zuschauer jedoch abweichenden Schilderungen von Nicolaus von Below und Misch könnte es sein, dass Misch hier zwei verschiedene Flugschauen als nur eine erinnert.

<sup>122</sup> Der «Führerbau» wurde 1933-1937 von Paul Ludwig Troost errichtet und diente als Repräsentationsbau Adolf Hitlers. In ihm wurde unter anderem 1938 das Münchener Abkommen unterzeichnet. Heute ist dort in der Arcisstrasse die Musikschule untergebracht.

<sup>123</sup> Traudl Junge zufolge konnte die Abstammung der Grossmutter Frau von Exners nicht festgestellt werden, da sie ein Findelkind war. Dies sei Hitler schon bei der Einstellung bekannt gewesen. Schliesslich sei jedoch entdeckt worden, dass es tatsächlich jüdische Vorfahren gegeben habe. Nach der Erinnerung von Traudl Junge hatte Hitler daraufhin eine Unterredung mit Marlene von Exner, in welcher er sein Bedauern darüber ausdrückte, sie entlassen zu müssen, und in der er ihr gleichzeitig versprach, ihre ganze Familie arisieren zu lassen. Junge berichtet weiter, dass Martin Bormann den entsprechenden Auftrag erhielt und nur widerwillig annahm, «denn er hatte mit seinem Werbungsversuch bei der charmanten Wienerin kein Glück gehabt und konnte ihr das nie verzeihen». Vgl. Traudl Junge, a.a.O., S. 132. Misch hat den Weggang von Marlene von Exner im Mai 1944 als eigenständige Kündigung in Reaktion auf diese Nachstellungen interpretiert. Misch ist sich sicher, dass Frau von Exner noch eine Zeit lang in der Reichskanzlei wohnte, ohne für Hitler tätig zu sein.

<sup>124</sup> Hermann Fegelein hatte zu dieser Zeit bereits das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes erhalten; den Einheiten seiner Kavalleriedivision, der 8. SS-Kavallerie-Division «Florian Geyer», werden mehrere Kriegsverbrechen zur Last gelegt.

<sup>125</sup> Hellmuth Stieff (1901-1944) führte das Attentat nicht aus. Er wurde im Zusammenhang mit dem Umsturzversuch vom 20. Juli 1944 am 8. August 1944 zum Tode verurteilt und am selben Tag in Berlin-Plötzensee hingerichtet.

<sup>126</sup> Am 7. März 1945 heiratete Alfred Jodl, Chef des Wehrmachtführungsstabs im Oberkommando der Wehrmacht (OKW), die Sekretärin Luise Katharina von Benda.

- <sup>127</sup> Die Ehe wurde offenbar am 2. Oktober 1944 annulliert; vgl. dazu Christa Schroeder, a.a.O., S. 386, Anm. 397
- <sup>128</sup> Bis Kriegsende gab es etwa vierhundert RSD-Beamte; vgl. Peter Hoffmann, a.a.O., S. 56.
- <sup>129</sup> Der Volkswagen oder «KdF-Wagen» («KdF» stand für die nationalsozialistische Organisation «Kraft durch Freude») wies bereits die typischen Merkmale eines Käfers aus, der Name «VW Käfer» stammt aber aus den fünfziger Jahren.
- <sup>130</sup> Inga Spilker, Schauspielerin, war die zweite Ehefrau von Robert Ley (1890-1945), dem Leiter der Massenorganisation Deutsche Arbeitsfront.
- <sup>131</sup> Goebbels residierte südlich des Brandenburger Tors in der Hermann-Göring-Strasse, seit 1999 Friedrich-Ebert-Platz, in einem Wohnpalais, das an die Ministergärten und den Park der Reichskanzlei angrenzte; heute liegen noch Teile des Bunkers der einstigen Dienstvilla unter dem Denkmal für die ermordeten Juden Europas.
- <sup>132</sup> Albert Speer, der während der Gespräche von Remer und Goebbels mit Hitler anwesend war, schreibt darüber: «Über eine Sonderleitung in der Telefonzentrale seines Ministeriums konnte Goebbels sich mit dem Führerhauptquartier verbinden lassen ... Eine einzige intakte Telefonleitung hatte die Erhebung endgültig zum Scheitern gebracht.» Vgl. Albert Speer: *Erinnerungen*. Frankfurt am Main/Berlin 1996, S. 395 (Erstausgabe Frankfurt am Main 1969). Misch konnte die Art und Weise, wie die Leitung hergestellt wurde, nicht so wiedergeben, dass die technische Vorgehensweise nachzuvollziehen wäre. Nach seiner Darstellung kam die Verbindung zwischen der Dienstvilla von Goebbels mit der «Wolfsschanze» auch aufgrund der Vermittlungsbemühungen in der Telefonzentrale in der «Führerwohnung», Alte Reichskanzlei, zustande. Zitat von Misch: «Das ging über uns.»
- <sup>133</sup> Infolge einer Kriegsverwundung in Tunesien hatte Claus Schenk Graf von Stauffenberg sein linkes Auge, die rechte Hand und zwei Finger der linken Hand verloren.
- <sup>134</sup> Dies waren der Chef des Generalstabes der Luftwaffe, General Günther Korten, der Erste Generalstabsoffizier des Heeres, Oberst i.G. Heinz Brandt, der Stenograf Heinrich Berger und der Chefadjutant der Wehrmacht bei Hitler, Generalleutnant Rudolf Schmundt.

- <sup>135</sup> Misch wurde im Sommer 2007 während der Dreharbeiten für die Hollywoodverfilmung des Stauffenberg-Attentats (*Valkyrie*) in Berlin durch den Regisseur Bryan Singer als Zeitzeuge zu den Ereignissen befragt.
- <sup>136</sup> Finnland unterzeichnete am 19. September 1944 ein Waffenstillstandsabkommen mit der Sowjetunion.
- <sup>137</sup> Das heutige Tallin (Estland) hiess bis 1918 offiziell Reval; der alte Name wurde im deutschsprachigen Raum noch länger verwendet.
- <sup>138</sup> Der Austausch erfolgte in Vorbereitung der «Operation Walküre», jenem Umsturzprogramm, das die Widerstandskämpfer des 20. Juli aus dem gleichnamigen Plan der Wehrmacht für den Fall eines Aufstands erarbeitet hatten. Speidel, der die Staatsstreichpläne unterstützte, sollte Rommel für die Pläne des militärischen Widerstands gewinnen.
- <sup>139</sup> Ferdinand Schörner (1892-1972) sollte im Januar 1945 noch mit den Brillanten zum Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern ausgezeichnet werden. Man bezeichnete ihn auch als «grössten Kameradenschinder aller Zeiten», vgl. dazu Bert-Oliver Manig: «Der Bluthund ist zurück». In: *Die Zeit*, 8. September 2005.
- <sup>140</sup> Die vier Paukenschläge, eine fallende Terz wie im Kopfmotiv von Beethovens Schicksalssinfonie (Sinfonie Nr. 5 in c-Moll, op. 67), verwendete die BBC als Erkennungsmelodie; das Abhören von sogenannten Feindsendern war in der «Verordnung über ausserordentliche Rundfunkmassnahmen» mit Zuchthausstrafe bedroht.
- <sup>141</sup> SS-Obergruppenführer Felix Steiner sollte nordöstlich von Berlin einen Verband zusammenstellen, der das belagerte Berlin «entsetzen», also wieder freikämpfen sollte. Es kam jedoch weder zur Zusammenstellung noch zum Angriff der «Gruppe Steiner».
- <sup>142</sup> Die Maschine stürzte in der Nähe der Ortschaft Börnersdorf nahe Pirna bei Dresden ab. Es gab wohl nur einen Überlebenden, der die anderen Mitfliegenden jedoch nicht alle kannte, weshalb man Schwierigkeiten mit der Identifizierung der teilweise stark verkohlten Opfer hatte. So wurde unter anderem fälschlicherweise vermutet, dass die Sekretärinnen Christa Schroeder und Else Krüger mit an Bord gewesen seien. Vgl. Christa Schroeder, a.a.O., S. 380, Anm. 371, 372, 373. Es ist bis heute unklar, wann genau die Maschine abstürzte und ob wichtige Dokumente, die Hitler nach Behauptungen des Flugkapitäns Hans Baur Arndt anvertraute, verloren gingen. Das Geheimnis um diese verschwundenen Unterlagen wurde auch im Zu-

- sammenhang mit den 1983 aufgetauchten und sich als Fälschung erwiesenen Hitler-Tagebüchern bemüht.
- <sup>143</sup> Göring hatte in einem ersten Telegramm von Hitler dessen Einverständnis zur Übernahme der Gesamtführung des Reichs bis um 22 Uhr erbeten. Ein zweites Telegramm, in dem er bereits Aussenminister Ribbentrop für den Nachfolgefall nach Berchtesgaden beordnete, überzeugte Hitler, dass Martin Bormann mit der Einschätzung, es gehe keineswegs um eine Anfrage Görings, sondern um ein Ultimatum an Hitler, recht hatte.
- <sup>144</sup> Nach Mischs Erinnerung hatte ihm Albert Bormann auf Nachfrage gesagt, er habe Traudl Junge aus der Münchener Parteikanzlei nach Berlin dienstverpflichtet. Traudl Junge berichtet in ihren Erinnerungen: «Meine Schwester Inge lebte damals in Berlin als Tänzerin an der Deutschen Tanzbühne. Eine ihrer Kolleginnen war verwandt mit Albert Bormann, und durch ihn bekam ich eines schönen Tages ein Angebot in die Kanzlei des Führers nach Berlin ... ich nahm jedenfalls kurz entschlossen an und fuhr nach Berlin ... Ich fragte mich manchmal, warum man eigens eine Sekretärin aus München geholt und sogar dienstverpflichtet hatte.» Siehe Traudl Junge, a.a.O., S. 37. In einem Interview mit André Heller erzählt Junge, sie hätte eine Freundin, die Beziehungen zu Albert Bormann besass, gebeten, bei diesem um eine Anstellung für sie nachzusuchen. Siehe die Dokumentation *Im toten Winkel* (2002) von André Heller und Othmar Schmiderer.
- <sup>145</sup> Heute: Strasse des 17. Juni
- <sup>146</sup> Robert Ritter von Greim, Heeres- und Luftwaffenoffizier, Generalfeldmarschall (1892-1945)
- <sup>147</sup> Die «Vergeltungswaffe 1» (der interne Tarnname für die V 1 war «FZG 76», Flakzielgerät) galt als propagandistische Bezeichnung Goebbels für die Fieseler Fi 103, ein unbemanntes, sprengstoffbeladenes Flugzeug (erster Marschflugkörper).
- <sup>148</sup> Das in den Gerhard-Fieseler-Werken in Kassel entwickelte propellergetriebene Flugzeug Fieseler Fi 156 wurde wegen seines hochbeinigen, starren Fahrgestells «Storch» genannt.
- <sup>149</sup> Hanna Reitsch war das Eiserne Kreuz II. wie auch das Eiserne Kreuz I. Klasse verliehen worden.
- <sup>150</sup> General Heinrici hatte entgegen den ergangenen Befehlen den Rückzug der Panzerarmee General Hasso von Manteuffels angeordnet. Keitel traf sich mit Heinrici persönlich, konnte ihn aber nicht davon abbringen, es abzulehnen, seine Soldaten bei einem Angriff zum Ent-

- satz Berlins, also mit dem Ziel, die im feindlichen Ring eingeschlossenen Truppen freizukämpfen, sinnlos zu opfern. Keitel entthob Heinrici auf dessen Wunsch hin daraufhin von seinem Kommando. Vgl. Joachim Fest: *Der Untergang*. Berlin 2002, S. 111 ff.
- <sup>161</sup> Über den schwedischen Diplomaten Graf Folke Bernadotte hatte Himmler versucht, gesonderte Verhandlungen mit den Westmächten aufzunehmen und sich sogar zu einer «bedingungslosen Kapitulation» bereit erklärt. Vgl. Joachim Fest: *Der Untergang*, a.a.O., S. 114
- <sup>162</sup> Misch möchte den Namen des Schützen aus Rücksicht auf dessen Familie nicht veröffentlicht wissen.
- <sup>163</sup> Laut Traudl Junge diktierte ihr Joseph Goebbels sein eigenes Testament, während sie mit der Reinschrift der mitstenografierten Vermächtnisses Hitlers beschäftigt war. Goebbels' Testament sollte dem von Hitler als Anhang beigegeben werden. Vgl. Traudl Junge, a.a.O., S. 203 f.
- <sup>164</sup> Generalleutnant Rudolf Holste kommandierte das im Norden Berlins gelegene XXXXI. Panzerkorps.
- <sup>165</sup> Heinrich Müller (1900-1945), Chef des Amtes IV (Gegnerbekämpfung) des Reichssicherheitshauptamts
- <sup>166</sup> Wassili Iwanowitsch Tschuikow war in der Schlacht um Berlin Oberbefehlshaber der 8. Gardearmee der Roten Armee (bis zu ihrer Umbenennung am 16. April 1943 war dies die 62. Armee).
- <sup>167</sup> Nach Anton Joachimsthaler handelte es sich um das Hotel Excelsior. Die Verhandlungen fanden im provisorischen Tempelhofer Hauptquartier der Russen statt, Schulenburgring 2. Vgl. Anton Joachimsthaler: *Hitlers Ende*. München 2004 (Erstausgabe 1995), S. 276
- <sup>168</sup> Nach Joachim Fest enthielt das Papier die sowjetischen Kapitulationsbedingungen: «1. Berlin kapituliert. 2. Alle Kapitulierenden haben die Waffen niederzulegen. 3. Allen Soldaten und Offizieren wird das Leben garantiert. 4. Den Verwundeten wird Hilfe geleistet. 5. Es wird die Möglichkeit für Verhandlungen mit den Alliierten über Funk geschaffen.» Vgl. Joachim Fest: *Der Untergang*, a.a.O., S. 163
- <sup>169</sup> Der Kommandeur der Zitadelle, Wilhelm Mohnke, erteilte Befehle für den Massenausbruch aller sich noch in den Kellern der Reichskanzlei und in den Bunkern aufhaltenden ehemaligen Gefolgsleute Hitlers; vgl. etwa bei Kershaw, a.a.O., S. 1071. Dabei wurden einzel-



- ne Gruppen zu je etwa zwanzig Personen zusammengestellt, die nacheinander den Ausbruch wagen sollten.
- <sup>170</sup> Werner Naumann (1909-1982), Staatssekretär im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, persönlicher Referent von Goebbels
- <sup>171</sup> Französischer Ausdruck beim Roulette; wird dieser ausgesprochen, kann kein Spieleinsatz mehr getätigt werden. Die wörtliche Übersetzung lautet: «Das Spiel ist gemacht»; die deutsche Entsprechung beim Roulette heisst: «Nichts geht mehr!»
- <sup>172</sup> Diese «Abschiedsworte» finden sich fast wortgleich in den Erinnerungen von Hitlers Flugkapitän Hans Baur. Sie werden dort als gegenüber Baur geäussert dargestellt. Nach Misch war die zitierte Äusserung von Goebbels dem Piloten jedenfalls auch aus den ausführlichen Schilderungen Mischs in den Gesprächen während der gemeinsamen Gefangenschaft bekannt. Vgl. Hans Baur: *Mit Mächtigen zwischen Himmel und Erde*. Oldendorf 1971, S. 283
- <sup>173</sup> Die Zeugenaussagen zu den näheren Umständen des Selbstmords von Goebbels differieren stark. Mehrheitlich wurden die Vorgänge trotz der äusserst widersprüchlichen Angaben so rekonstruiert, dass das Ehepaar Goebbels am 1. Mai 1945, irgendwann zwischen 20.30 Uhr und 22 Uhr, noch während sich die Ausbruchgruppen formierten, im Garten der Reichskanzlei Selbstmord beging; vgl. etwa bei Ralf Georg Reuth: *Goebbels*. München 2005 (Erstausgabe München 1991), S. 614, sowie Joachim Fest: *Der Untergang*, a.a.O., S. 171. Träfe dieser viel frühere Tod von Goebbels zu, wäre allerdings verwunderlich, warum Misch als Einziger neben dem Zivilisten Hentschel noch bis in die Morgenstunden des 2. Mai im Bunker ausgeharrt hat und nicht mit den Ausbruchgruppen, denen er sich unbedingt hatte anschliessen wollen, flüchtete. Misch bestreitet, an seinem Platz sitzend, mehrere Stunden geschlafen zu haben. Vgl. Uwe Bahnsen und James P. O'Donnell, a.a.O., S. 482
- <sup>174</sup> Heute: Mohrenstrasse; in dem U-Bahnhof Mohrenstrasse ist Marmor aus der Neuen Reichskanzlei verbaut.
- <sup>175</sup> Nach Heinz Linge war es eine Uhr mit Gravur seines Namens, die er von Hitler geschenkt bekommen hatte. Vgl. Heinz Linge, a.a.O., S. 301 f.
- <sup>176</sup> Misch weiss durch den RSD-Angehörigen Hans Hofbeck, auf wessen Befehl und von wem die Zivilisten erschossen wurden, möchte dies aber nicht preisgeben.

- <sup>177</sup> Nationalkomitee Freies Deutschland: Das NKFD war ein Zusammenschluss von deutschen Kriegsgefangenen sowie deutschen kommunistischen Exilanten in der Sowjetunion, die Nazideutschland bekämpften.
- <sup>178</sup> Die Butyrka ist eine Haftanstalt in Moskau, die als politisches Gefängnis für viele Verurteilte Durchgangsstation auf dem Weg in die russischen Speziallager (Gulag-System) war.
- <sup>179</sup> Das Gebäude am Moskauer Lubjanskaja Ploschtschad (Lubjanka-Platz) Nr. 2 war bis 1991 unter anderem das zentrale Gefängnis des sowjetischen Geheimdienstes.
- <sup>180</sup> Russisch: *ty wrosch* – »du lügst«
- <sup>181</sup> Die Abkürzung MWD steht für: Ministerium für Innere Angelegenheiten der UdSSR (Narodny Kommissariat Wnutrennich Djel); die Bezeichnung entstand ab 1946 aufgrund der Umbenennung des Volkskommissariats des Inneren, das mit NKWD abgekürzt worden war.
- <sup>182</sup> Die Namen sind allein aus der Erinnerung aufgeschrieben.
- <sup>183</sup> Gemeint ist der Prozess der Alliierten gegen die Hauptkriegsverbrecher, der vor einem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg vom 20. November 1945 bis zum 1. Oktober 1946 stattfand. Dieser bildete den Auftakt zu mehreren Nürnberger Prozessen, die sich mit nationalsozialistischen Verbrechen befassten.
- <sup>184</sup> Bydgoszcz (ehemals Bromberg) gehörte von 1772 bis 1807 zu Preußen, von 1807 bis 1815 zum Herzogtum Warschau und von 1815 bis 1920 zur preußischen Provinz Posen, blieb jedoch auch nach Anbindung an Polen nach dem Ersten Weltkrieg ein Zentrum deutschen Lebens in Polen.
- <sup>185</sup> Mit »Bromberger Blutsonntag« wird ein von deutschen und polnischen Historikern in seiner Entstehung und seinen Folgen unterschiedlich rekonstruiertes Blutbad am 3. September 1939, zwei Tage nach Kriegsbeginn, bezeichnet, bei welchem sehr viele in Bromberg lebende Deutsche den Tod fanden. Die Nazi-Propaganda nutzte das Ereignis jedenfalls im Sinn einer nachträglichen Rechtfertigung für den Angriff auf Polen und manipulierte die Zahlenangaben über deutsche Opfer nach oben.
- <sup>186</sup> Gotthold Starke wurde im Zusammenhang mit den Ereignissen am »Bromberger Blutsonntag« verschleppt und später durch deutsche Truppen befreit.
- <sup>187</sup> Am 30. August 1918 wurde auf Wladimir Iljitsch Uljanow, ge-

- nannt Lenin, ein Attentat verübt, bei dem er verletzt wurde. Als Attentäterin wurde Fanja Kaplan festgenommen und nach einem Verhör erschossen; ihre genaue Beteiligung ist nicht abschliessend geklärt. In welcher Weise die Inhaftierte, an die sich Misch erinnert, mit Kaplan in Verbindung zu bringen sein soll, ist unklar.
- <sup>188</sup> Theodor Körner (1791-1813), deutscher Dichter. Kurt Huber, Mitglied der Widerstandsgruppe «Weisse Rose», zitierte in dem von ihm entworfenen sechsten Flugblatt der Weissen Rose die erste Zeile aus Körners Gedicht «Aufruf» (1813): «Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen.»
- <sup>189</sup> Das Steppen-ITL (Sonderlager Nr. 4) bestand von Februar 1948 bis April 1956.
- <sup>190</sup> Zwischen 1949 und 1950 wurden Kriegsgefangene im Wege solcher Massenprozesse wegen angeblicher Kriegsverbrechen verurteilt, damit man sie trotz Vereinbarungen der alliierten Siegermächte mit Deutschland über die Freilassung von Kriegsgefangenen noch nicht entlassen musste; vgl. etwa Wolfgang Schuller: «Opfer der sowjetischen Terrorjustiz», in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 5. November 1992.
- <sup>191</sup> Borowitschi (Oblast Nowgorod) liegt etwa zweihundertsiebzig Kilometer südöstlich von Leningrad. In dem Lager sassen von Mai 1943 bis zu seiner Auflösung im August 1953 Tausende Kriegsgefangene ein, fünftausend waren davon Deutsche, rund viertausend starben.
- <sup>192</sup> Die «Blaue Division» war eine Infanteriedivision aus spanischen Freiwilligen, die eingliedert in die deutsche Wehrmacht von 1941 bis 1943 am Russlandfeldzug teilnahm; Hauptmann de la Rocca kämpfte mit den Resten einer Kompanie im Endkampf um Berlin.
- <sup>193</sup> Viele dieser republikanischen Spanier («Rotspanier») flohen nur bis nach Frankreich und wurden nach der Besetzung des nördlichen Teils durch die Deutsche Wehrmacht 1940 auf Befehl von Heinrich Himmler interniert und später unter anderem in das KZ Mauthausen deportiert.
- <sup>194</sup> Gustav Ludwig Hertz (1887-1975) erhielt 1925 den Nobelpreis für Physik. Er wurde im April 1945 von einer Spezialeinheit der Roten Armee nach Sochumi am Schwarzen Meer verbracht, wo Hertz an dem vom NKWD gegründeten Physikalisch-Mathematischen Institut ein Labor für die deutschen Spezialisten leitete.
- <sup>195</sup> Ende 1946 begann eine von Innenminister und NKWD-Geheim-

- dienstchef Lawrenti Berija initiierte Deportation deutscher Fachleute aus allen Bereichen von Forschung, Technik, Industrie und Rüstung und deren Familien in die Sowjetunion. In Tushino arbeiteten Spezialisten auf dem Gebiet der Raketentechnik.
- <sup>196</sup> In Fürstenwalde war das ehemalige Barackenlager für Kriegsgefangene und «Fremdarbeiter» ab Mai 1946 zum Vertriebenenlager umfunktioniert worden. Dort war auch die Aufnahme ehemaliger Kriegsgefangener vorgesehen.
- <sup>197</sup> Am Schnittpunkt der Demarkationslinien britischer, amerikanischer und sowjetischer Besatzungszonen richtete die britische Besatzungsmacht am 26. September 1945 in Friedland bei Göttingen eine Sammelstelle ein, in der die Flüchtlinge der frühen Nachkriegszeit Aufnahme fanden, versorgt und registriert wurden. 1952 übernahmen deutsche Behörden das Lager, es wurde im Westen zu einem Heimkehrerlager für die entlassenen Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion.
- <sup>198</sup> Ernst Reuter (1889-1953) übernahm ab 1946 politische Aufgaben in West-Berlin, war 1948 Oberbürgermeister der drei Westsektoren und ab 1951 bis zu seinem Tod Regierender Bürgermeister von West-Berlin.
- <sup>199</sup> Jakob Werlin, späteres Vorstandsmitglied der Daimler-Benz AG, pflegte zu Hitler ein freundschaftliches Verhältnis; schon für dessen Haftentlassung aus Landsberg am 20. Dezember 1924 stellte Werlin als Benz-Vertreter (damals Benz & Cie. AG) in München ein Fahrzeug bereit. Er war SS-Oberführer und Generalinspektor für das Kraftfahrwesen in der Zeit des Nationalsozialismus.
- <sup>200</sup> Helene Elisabeth Prinzessin von Isenburg (1900-1974) war nach dem Zweiten Weltkrieg erste Präsidentin des Vereins «Stille Hilfe für Kriegsgefangene und Internierte».
- <sup>201</sup> Kaspar Seibold (1914-1995), CSU-Abgeordneter und Mitglied des Parlamentarischen Rats
- <sup>202</sup> Der CSU-Politiker Fritz Schäffer (1888-1967) war im Kabinett von Konrad Adenauer von 1949 bis 1957 Bundesminister der Finanzen, danach bis 1961 Bundesminister für Justiz.
- <sup>203</sup> Gerda Misch war von 1975 bis 1978 Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin.
- <sup>204</sup> Joachim Lipschitz (1918-1961) war Bezirksstadtrat im Berliner Bezirk Neukölln und ab 1955 Innensenator, zunächst im Senat des Regierenden Bürgermeisters Otto Suhr und dann unter Willy Brandt. Lipschitz rief die Aktion «Unbesungene Helden» ins Leben, die Mit-

bürger öffentlich ehrte, die NS-Verfolgten Unterschlupf gewährt hatten.

<sup>205</sup> Klaus Schütz (geb. 1926), SPD-Politiker, von 1967 bis 1977 Regierender Bürgermeister von Berlin

<sup>206</sup> Walter Momper (geb. 1945), SPD-Politiker, von 1989 bis 1991 Regierender Bürgermeister von Berlin

<sup>207</sup> Uwe Bahnsen und James P. O'Donell, a.a.O.

## KURZBIOGRAFIEN

### **Amann, Max** (1891-1957)

Von 1914 bis 1918 Kriegsdienst als Unteroffizier; 1921 Eintritt in die NSDAP; 1921 bis 1923 NSDAP-Geschäftsführer; nach seiner Teilnahme am Hitler-Putsch 1923 wurde er zusammen mit Hitler zu Festungshaft verurteilt; 1922-1945 Geschäftsführer und Direktor des Franz-Eher-Verlags (Zentralverlag der NSDAP, der den *Völkischen Beobachter* und das SS-Blatt *Das Schwarze Korps* herausgab); 1933-1945 Präsident der Reichspressekammer. Amann sorgte dafür, dass ein Teil der als jüdisch klassifizierten Verlage und der Verlage im Besitz der SPD und KPD an den Franz-Eher-Verlag fielen. Mit den sogenannten Amman-Anordnungen wurden die Herausgeber von regionalen NSDAP-Presseorganen weitgehend entmachtet. 1948 wurde Amann im Entnazifizierungsverfahren zu zehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt; Entlassung 1953.

### **Antonescu, Ion** (1882-1946)

Während des Ersten Weltkriegs Leiter der Operationsabteilung des rumänischen Generalstabs; von 1937 bis 1938 Kriegsminister; 1940 ernannte Carol II., König von Rumänien, ihn zum Ministerpräsidenten. Antonescu führte ein diktatorisches System und bewerkstelligte den Beitritt Rumäniens zum Dreimächtepakt (Vertrag des Deutschen Reichs mit dem Kaiserreich Japan und dem Königreich Italien); 1941 Beteiligung Rumäniens am Überfall auf die Sowjetunion; 1944 Geheimverhandlungen von Michael L, der seinem Vater Carol II. auf den Thron gefolgt war, mit den Gegnern von Antonescu. Der Opposition gelang es, ihn am 23. August 1944 zu stürzen und an die Sowjetunion auszuliefern; Verurteilung zum Tod durch den rumänischen Volksgerichtshof.

### **Arndt, Wilhelm**, gen. Willy (1913-1945)

Mitglied der «Leibstandarte SS Adolf Hitler»; 1943-1945 Leib- und «Lieblings»diener Hitlers. Er kam bei einem Flugzeugabsturz am 22. April ums Leben.

### **Axmann, Artur** (1913-1996)

1928 Eintritt in die Hitlerjugend (HJ); 1931 Eintritt in die NSDAP; August 1940 Reichsjugendführer, zuvor Stellvertreter seines Vorgängers

Baldur von Schirach; 1943 Einsatz bei der 12. SS-Panzerdivision «Hitlerjugend» in der Normandie. Im Kampf um Berlin 1945 führte er den «Volkssturm» an, meist minderjährige Hitlerjungen. Nach dem Krieg wurde Axmann offiziell für tot erklärt, lebte jedoch unter dem Decknamen Erich Siewert unerkannt in Mecklenburg-Vorpommern, bis er im Dezember 1945 in Lübeck verhaftet wurde; Inhaftierung durch die Amerikaner; 1949 Verurteilung in einem Entnazifizierungsverfahren als «Hauptschuldiger» zu drei Jahren Arbeitslager. Am 19. August 1958 verhängte ein Berliner Gericht wegen «Verhetzung der Jugend» eine Geldstrafe von 35'000 Mark. Nach zwei Firmenpleiten war er von 1971 bis 1976 in Spanien tätig, wo er ein Freizeitzentrum auf Gran Canaria planen sollte; danach lebte er in Berlin.

**Baarova, Lida**, geb. als Lidmila Babkova (1914-2000)

Tschechische Schauspielerin; 1934 Umzug von Prag nach Berlin; Ufa-Star (*Barcarole*, 1935); nach öffentlich gewordener Affäre mit Propagandaminister Joseph Goebbels (Beendigung auf Intervention Hitlers) ab 1939 Auftrittsverbot in Deutschland; Rückkehr nach Prag. Später spielte sie in Italien unter Federico Fellini, Roberto Rossellini und Vittorio de Sica; 1956 Beendigung der Filmkarriere; verschiedene Theaterengagements im deutschsprachigen Raum.

**Baur, Johann Peter**, gen. Hans Baur (1897-1993)

Von 1926 bis 1933 Pilot bei der Deutschen Lufthansa; 1933 bis 1945 Chefpilot von Hitler und Führer der Flugstaffel «Reichsregierung»; Februar 1945 Ernennung zum Generalleutnant der Polizei; 1945-1955 sowjetische Kriegsgefangenschaft.

**Below, Georg** Ludwig Heinrich Nicolaus von (1907-1983)

Oberst der Luftwaffe; im April 1928 Aufnahme als Offiziersanwärter beim Infanterieregiment Nr. 12 (Halberstadt). Flugschüler an der Deutschen Verkehrsfliegerschule Schleissheim, am 1. Juli 1933 Wechsel vom Reichsheer zum Reichsluftfahrtministerium (Staffelkapitän beim Jagdgeschwader «Richthofen» in Döberitz und beim Jagdgeschwader «Horst Wessel» in Düsseldorf); 16. Juni 1936 persönlicher Luftwaffenadjutant Hitlers; Mitunterzeichner von Hitlers privatem Testament.

**Blaschke, Hugo** Johannes (1881-1959)

1908-1911 Zahnmedizinstudium in Philadelphia/USA und London

(Kieferchirurgie); 1914-1918 Militärzahnarzt in Frankfurt an der Oder und Berlin; zwischen 1919 und 1945 eigene Praxis am Berliner Kurfürstendamm 213; 1930 Behandlung von Hermann Göring. 1933 Eintritt in die NSDAP und Kontakt zu Hitler; Einrichtung einer Zahnstation für die Behandlung der NS-Führung in der Reichskanzlei. Am 1. Mai 1935 Eintritt in die SS, am 31. August 1943 Ernennung zum obersten Zahnarzt im «Stab des Reichsführers SS»; 9. November 1944 SS-Brigadeführer und Generalmajor der Waffen-SS und Reichsarzt der SS. Er baute in Dachau, Oranienburg und Buchenwald Zahnstationen auf, von «Missständen» dort will er nichts gewusst haben. Von Juni 1946 bis Dezember 1948 in Haft; anschliessend Zahnarzt in Nürnberg.

**Bormann, Albert** (1902-1989)

Jüngerer Bruder von Martin Bormann; gelernter Bankkaufmann. 1927 Eintritt in die NSDAP und die SA; 1929-1931 Gauführer der Hitlerjugend in Thüringen; 1931 Tätigkeit in der Privatkanzlei Hitlers; 1933 Leiter der Privatkanzlei (ab 1934 geführt als Hauptamt I der «Kanzlei des Führers der NSDAP»). 1934 persönlicher Adjutant von Hitler, 1938 Mitglied des Deutschen Reichstags als Vertreter des Wahlkreises Berlin-West. Am 21. April 1945 Flucht aus der Reichskanzlei zum Obersalzberg; nach Kriegsende bis 1949 unter falschem Namen als Landarbeiter untergetaucht; Selbstanzeige 1949 und kurze Inhaftierung.

**Bormann, Martin** (1900-1945)

Gelernter Landwirt; 1924 Eintritt in die NSDAP; 1933 Ernennung zum Reichsleiter der NSDAP; Mitglied des Reichstags. Von 1933 bis 1941 Stabsleiter im Amt des «Stellvertreters des Führers» (Rudolf Hess). Nachdem Hess 1941 nach Grossbritannien geflogen war, ernannte Hitler keinen neuen Stellvertreter, machte aber Bormann am 12. Mai 1941 zum Chef der Parteikanzlei mit den Befugnissen eines Reichsministers. Verwalter von Hitlers Privatvermögen und organisatorischer Leiter des Berghofbaus (Erpressung der Grundstückseigentümer mit der Drohung: Verkauf oder KZ). Am 12. April 1943 Ernennung zum «Sekretär des Führers»; Trauzeuger Hitlers bei dessen Vermählung mit Eva Braun im «Führerbunker» am 29. April 1945. Selbstmord am 2. Mai 1945 nach Verlassen der Reichskanzlei (Identifizierung durch DNA-Analyse 1998). Bormann gehörte zu den vierundzwanzig Personen, die im Nürn-



berger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof angeklagt waren. Er wurde in Abwesenheit am 1. Oktober 1946 schuldig gesprochen und zum Tod durch den Strang verurteilt.

**Bornholdt, Hermann** (1908-1976)

Landwirt; 1929 Eintritt in die NSDAP; 1933 Mitglied der «Leibstandarte SS Adolf Hitler» (LSSAH), SS-Hauptsturmführer.

**Brandt, Karl** (1904-1948)

Chirurg; Generalleutnant der Waffen-SS; 1932 Eintritt in die NSDAP und 1933 in die SA; 1933 Behandlung von Hitlers Chefadjutant Wilhelm Brückner; seit dem 14. Juni 1933 Hitlers Begleitarzt; 28. Juli 1942 Generalkommissar für das Sanitäts- und Gesundheitswesen; 5. September 1943 Leiter des gesamten medizinischen Vorrats- und Versorgungswesen und Koordinator der medizinischen Forschung (Initiator und Mitwisser von Menschenversuchen). Bei Kriegsende wurde Brandt durch alliierte Truppen in Flensburg verhaftet und im Nürnberger Ärzteprozess (vom 9. Dezember 1946 bis zum 20. August 1947) vom Ersten Amerikanischen Militärgerichtshof in Nürnberg am 20. August 1947 zum Tode verurteilt; Hinrichtung am 2. Juni 1948 in Landsberg am Lech.

**Braun, Eva** Anna Paula, verh. Hitler (1912-1945)

1928 Klosterschule (Handelsschule) in Simbach am Inn; 1929 Anstellung als Laborantin bei Heinrich Hoffmann, Hitlers Leibfotografen. Im Oktober 1929 erstes Zusammentreffen mit Hitler und häufigere Begegnungen im Kreis des Ehepaars Heinrich und Sofie Hoffmann; 1932 und 1935 Selbstmordversuche wegen mangelnder Zuwendung durch Hitler; 1936 Einzug in eine von Hoffmann im Auftrag von Hitler für sie erworbene Villa in München-Bogenhausen; häufige Aufenthalte auf dem Berghof als inoffizielle Geliebte Hitlers; Ende 1944 und Anfang 1945 mehrere Reisen von München nach Berlin zu Hitler; ab März 1945 bleibt sie an Hitlers Seite in Berlin. Am 29. April 1945 Eheschliessung mit Adolf Hitler; 30. April 1945 Suizid durch Einnahme von Gift (Blausäure). Der Todeszeitpunkt wird durch Beschluss des Amtsgerichts Berchtesgaden vom 17. Januar 1957 auf 15.28 Uhr festgesetzt, der von Hitler auf 15.30 Uhr.

**Braun, Margarete**, verh. Fegelein, gen. Gretl (1915-1987)

Jüngere Schwester Eva Brauns; 1932 Kontoristin bei Hitlers Leibfoto-

grafen Hoffmann; 1943 Ausbildung an der Bayerischen Staatslehranstalt für das Lichtbildwesen; 3. Juni 1944 Eheschliessung mit Hermann Fegelein; bei Kriegsende auf dem Berghof und zum Zeitpunkt des Todes ihres Ehemannes hochschwanger. Am 5. Mai 1945 Geburt der Tochter Eva Barbara Fegelein (1975 Suizid).

**Brückner, Wilhelm** (1884-1954)

Im Ersten Weltkrieg Offizier in einem bayerischen Infanterieregiment; Ende 1922 Eintritt in die NSDAP; 1. Februar 1923 Führer des SA-Regiments «München». Teilnahme am Hitler-Putsch am 9. November 1923; kurze Festungshaft; Januar 1930 Adjutant und Leibwächter Hitlers, später Chefadjutant bis zum Bruch mit Hitler Ende 1940; Nachfolger wurde Julius Schaub.

**Burgdorf, Wilhelm** (1895-1945)

1935 Taktiklehrer an der Kriegsschule Dresden; 1. Oktober 1942 Stellvertretender Chef des Heerespersonalamts, seit dem 20. Juli 1944 Leiter dieses Amts; Chefadjutant der Wehrmacht bei Hitler. Am 14. Oktober 1944 Überbringer der Aufforderung Hitlers an Generalfeldmarschall Erwin Rommel, durch Selbsttötung der Sippenhaft seiner Familie zu entgehen; sie drohte wegen der Verbindungen zum Stauffenberg-Attentat. Burgdorf war neben Joseph Goebbels, Hans Krebs und Martin Bormann Unterzeichner von Hitlers politischem Testament; Selbstmord am 1. Mai 1945.

**Christian, Gerda**, geb. Daranowski, gen. Dara (1913-1997)

1937 persönliche Sekretärin Adolf Hitlers; 2. Februar 1943 Heirat mit dem Adjutanten des Chefs des Wehrmachtsführungsstabs Eckhard Christian. Ausscheiden aus dem Dienst bis Ende 1943, danach Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit. Erfolgreiche Flucht aus der Reichskanzlei nach Süddeutschland; dort wurde sie von der US-Militärpolizei verhaftet und verhört. Arbeitete später in einem rheinländischen Wirtschaftsunternehmen.

**Darges, Friedrich**, gen. Fritz (1913)

1933 Eintritt in die SS; 1934 SS-Junkerschule (Militärakademie) Bad Tölz; 1935 Zugführer der SS-Standarte «Germania»; seit August 1937 Adjutant Martin Bormanns im Hess-Stab. Oktober 1940 Ordonnanzoffizier (meist jüngerer oder dienstgradniedrigerer Offizier, Leutnant bis Hauptmann) bei Hitler bis zum 16. März 1942; Abkommandierung an

die Front zur 5. SS-Panzerdivision «Wiking»; 5. April 1945 Verleihung des Ritterkreuzes; Mai 1945 Inhaftierung durch die US-Armee; 30. April 1948 Haftentlassung; Briefkontakt mit Misch bis 2007.

**Dietrich, Jacob Otto (1897-1952)**

Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg; Studium der Philosophie und Staatswissenschaften; 1926 Zeitungsredakteur; 1929 Eintritt in die NSDAP; 1930 bis 1931 stellvertretender Chefredakteur der Essener *Nationalzeitung*; 1933 Eintritt in die SS; 1931-1945 Reichspressechef der NSDAP; 1937-1945 Staatssekretär im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda (RMVP); 1938-1945 Pressechef der Reichsregierung, Dietrich war zusammen mit Max Amann, dem Reichsleiter für die Presse der NSDAP, der wichtigste Konkurrent von Joseph Goebbels auf dem Gebiet der Pressepolitik. Am 13. April 1949 wegen Kriegsverbrechen durch ein Alliiertes Militärgericht in Nürnberg im sogenannten Wilhelmstrassen-Prozess zu sieben Jahren Haft verurteilt; 1950 Begnadigung und Entlassung.

**Dietrich, Josef, gen. Sepp (1892-1966)**

Generaloberst der Waffen-SS; Freiwilliger im Ersten Weltkrieg; Teilnahme am Hitler-Putsch am 9. November 1923; 17. März 1933: Aufbau der SS-Stabswache Berlin auf Weisung Hitlers; Ausbau zum Wachbataillon Berlin. Später war Dietrich Kommandeur der auf Divisionsstärke angewachsenen Leibstandarte; im Zweiten Weltkrieg zuletzt Oberbefehlshaber über die 6. SS-Panzerarmee und Teilnahme an der Ardennenoffensive; 1946 Verurteilung als Kriegsverbrecher durch ein amerikanisches Militärgericht im Malmedy-Prozess (einer der Dachauer Prozesse vor amerikanischen Militärgerichten gegen deutsche Kriegsverbrecher; fand vom 16. Mai bis 16. Juli 1946 statt); 1957 Verurteilung durch ein deutsches Gericht wegen Beihilfe zum Totschlag im Zusammenhang mit Erschiessungen während des «Röhm-Putsches» 1934.

**Dirr, Adolf, gen. Adi (1907-?)**

Schmied; halbprofessioneller Boxer. 1929 Eintritt in die NSDAP und die SA; 29. Februar 1932 einer der ersten acht Mitglieder des SS-Begleitkommandos. Am 22. April 1945 von Berlin zum Obersalzberg ausgeflogen; Inhaftierung bis 1948.

**Dönitz, Karl** (1891-1980)

Am 1. April 1910 Eintritt in die Kaiserliche Marine; U-Boot-Kommandant im Ersten Weltkrieg; vom 5. Oktober 1918 bis zum 15. Juli 1919 in britischer Kriegsgefangenschaft. 1935 erhält er den Auftrag zum Aufbau einer neuen deutschen U-Boot-Waffe von Generaladmiral Erich Raeder; vom 17. Oktober 1939 bis zum 30. Januar 1943 Befehlshaber der Unterseeboote; im Januar 1943 wurde Dönitz (unter Auslassung des Dienstgrads des Generaladmirals) Grossadmiral und Nachfolger von Raeder als Oberbefehlshaber der deutschen Kriegsmarine. Dieser war auf eigenen Wunsch zurückgetreten, weil seine Vorstellungen nicht mit denen Hitlers übereinstimmten. Vom 17. April 1945 bis 30. April 1945 zugleich Wehrmachtsoberbefehlshaber Nord. Am 1. Mai 1945 wird Dönitz Oberbefehlshaber der Wehrmacht und in Hitlers Testament als Nachfolger im Amt des Reichspräsidenten bestimmt; 2. Mai 1945 Einsetzung einer Geschäftsführenden Reichsregierung; 23. Mai 1945 Verhaftung in Flensburg; am 1. Oktober 1946 im Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vom Internationalen Militärtribunal (IMT) zu zehn Jahren Haft verurteilt; Entlassung im Oktober 1956.

**Dörnberg, Alexander** Freiherr von (1901-1983)

1919 Freikorps; Studium der Rechtswissenschaft; 1934 Eintritt in die NSDAP; 1936 Auswärtiges Amt Berlin; 1938 Eintritt in die SS; 1938-1941 Chef des Protokolls im Auswärtigen Amt und Mitglied im «Stab des Reichsführers SS»; Gesandter I. Klasse; 1945 Inhaftierung; 1948 von der Spruchkammer Garmisch-Partenkirchen wegen «aktiven und passiven Widerstands» entlastet.

**Esser, Hermann** (1900-1981)

Freiwilliger im Ersten Weltkrieg; 1919 Eintritt in die Deutsche Arbeiterpartei (DAP); 24. Februar 1919 Mitglied in der NSDAP; Schriftleiter beim *Völkischen Beobachter*; 1923 erster Propagandaleiter der NSDAP; drei Monate Haft infolge des gescheiterten Hitler-Putsches; 1933-1935 Chef der bayerischen Staatskanzlei; 1933-1945 Reichstagsabgeordneter und Vizepräsident; 1939 Staatssekretär im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda; Verfasser des antisemitischen Buchs *Die jüdische Weltpest*, das 1939 erschienen ist, zwei Monate nach den Novemberpogromen. 1945-1947 in amerikanischer Gefangenschaft; 1949 Einstufung als «Hauptschuldiger» im Entnazifizierungsverfahren

und Verurteilung zu fünf Jahren Arbeitslager; Entlassung 1952; danach lebte Esser zurückgezogen in München.

**Exner, Helene** Marie von, gen. Marlene (1917)

Ausbildung an der Wiener Universität als Diätassistentin; September 1942 bis Juli 1943 Diätköchin bei Diktator Ion Antonescu in Bukarest; von Juli 1943 bis zu ihrer Entlassung am 8. Mai 1944 Diätköchin bei Hitler.

**Fegelein, Hermann** (1906-1945)

1931 Eintritt in die NSDAP und 1933 in die SS; 1939 Waffen-SS; Kommandeur der SS-Kavalleriebrigade; 1942 Inspekteur des Reit- und Fahrwesens im SS-Führungshauptamt; 1943 Kommandeur der 8. SS-Kavalleriedivision «Florian Geyer», Verwundung; 1. Januar 1944 Verbindungsoffizier der Waffen-SS bei Hitler; 3. Juni 1944 Heirat mit Gretl Braun; 21. Juni 1944 Generalleutnant der Waffen-SS; 27. April 1945 Degradierung durch Hitler zum SS-Mann; standrechtlich exekutiert am 29. April 1945.

**Frick, Helmut** (1913-?)

1931 Eintritt in die NSDAP; 1933 «Leibstandarte SS Adolf Hitler» (LSSAH).

**Gesche, Bruno** (1905-1980)

1922 Eintritt in die NSDAP und 1928 in die SS; seit März 1932 im neu gegründeten «SS-Begleitkommando des Führers»; vom 16. Juni 1934 bis Dezember 1944 Chef des SS-Begleitkommandos (danach abkommandiert an die Front und Degradierung vom Obersturmbannführer zum Unterscharführer wegen eines Alkoholvergehens); Gefangennahme durch die Briten; Inhaftierung bis 1947.

**Goebbels, Joseph** (1897-1945)

Als Freiwilliger im Ersten Weltkrieg wegen Untauglichkeit abgelehnt (Behinderung durch einen nach einer Knochenmarksentzündung als Kind zurückgebliebenen Klumpfuß); 1917 jahrgangsbester Abiturient; Studium der Germanistik, Geschichte und Altphilologie in Bonn, Freiburg und Heidelberg; 1922 Promotion in Bonn; 1923 kurzzeitige Beschäftigung als Börsenausrufer bei der Dresdner Bank, danach arbeitslos und schriftstellerisch tätig; 1924 Mitbegründer der Nationalsozialistischen Freiheitspartei (NSFP, Ersatzorganisation für die nach dem Hitler-

Putsch verbotene NSDAP); Privatsekretär von Gregor Strasser (vertrat den «linken», antikapitalistischen Parteiflügel gegenüber dem völkisch-nationalen Flügel, dem Adolf Hitler angehörte); 1926 Abwerbung durch Hitler und kurze Zeit danach Ernennung zum Gauleiter von Berlin-Brandenburg; 1928 Reichstagsabgeordneter; wichtigster Redner und Demagoge der NSDAP im Wahlkampf 1932; 13. März 1933 Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda; Präsident der Reichskulturkammer und des Reichskultursenats; von 1942 Reichsverteidigungskommissar für Gross-Berlin; 1943 bis 1945 Reichsinspekteur der zivilen Luftkriegsmassnahmen; 25. Juli 1944 Ernennung zum Generalbevollmächtigten für den totalen Krieg; 25. September 1944 Leiter des «Deutschen Volkssturms» im Gau Gross-Berlin; 30. April 1945, 15.30 Uhr, bis zu seinem eigenen Suizid für wenige Stunden Nachfolger Adolf Hitlers als Reichskanzler.

**Goebbels, Magda**, geb. Behrend (1901-1945)

Als Tochter des ledigen Dienstmädchens Auguste Behrend geboren, ihr Vater war der Bauunternehmer und Diplomingenieur Dr. Oskar Ritschel. Später ehelichte die Mutter den jüdischen Lederfabrikanten Richard Friedländer, der Magda adoptierte und dessen Namen sie annahm. Joseph und Magda Goebbels heirateten am 19. Dezember 1931; Magda Goebbels wurde propagandistisch zur Vorzeigemutter des Dritten Reichs. Zusammen hatte das Ehepaar sechs Kinder, Helga, Hildegard, Helmut, Hedwig, Holdine, Heidrun. Goebbels liess seine Kinder 1939 in einem Film auftreten, der die Euthanasie Behinderter propagieren sollte, als positiver Kontrast zu den «abstossend» wirkenden Behinderten. Magda Goebbels entschloss sich, die gemeinsamen Kinder mit Goebbels mit in den Tod zu nehmen. Sie half bei deren Vergiftung am 1. Mai 1945, bevor sie sich selbst tötete.

**Göring, Hermann** Wilhelm (1893-1946)

1912 Eintritt in das Badische Infanterieregiment «Prinz Wilhelm» Nr. 12 in Mülhausen im Elsass; im Ersten Weltkrieg Pilotenausbildung; Kommandeur des Jagdgeschwaders Nr. 1 (bekannt als Manfred von Richthofens «Fliegender Zirkus»); nach dem Krieg Kunst- und Verkehrsflieger; 1922 Eintritt in die NSDAP (ab Dezember 1922 Leiter der SA); Teilnahme am Hitler-Putsch am 9. November 1923, dabei wurde er durch einen Schuss verletzt. Wegen der Schmerzen verabreichte ihm der Arzt Morphium; Beginn von Görings Morphinabhängigkeit; Flucht

ins Ausland (Österreich, Italien, Schweden); Ende 1927 Rückkehr nach Deutschland (nach der Generalamnestie); Psychriaufenthalt wegen seiner Morphinsucht; nach der Wiedenzulassung der NSDAP erneut Eintritt in die Partei und SA; 1928 Ernennung zum SA-Obergruppenführer; 30. August 1932 Reichstagspräsident; nach Ernennung Hitlers zum Reichskanzler Reichsminister ohne Geschäftsbereich und Reichskommissar für das preussische Innenministerium; 10. April 1933 Ministerpräsident von Preussen; 1933 Reichskommissar für die Luftfahrt und Reichsminister der Luftfahrt und Reichsforstmeister; 1934 Reichsjägermeister und Nachfolger Hitlers im Todesfall; Mai 1935 Oberbefehl über die neu gegründete Luftwaffe; 20. April 1936 Beförderung zum Generaloberst; 18. Oktober 1936 Ernennung zum Leiter des Vierjahresplans (1942 Ablösung durch Albert Speer). Göring war verantwortlich für die Gründung der Gestapo sowie die Einrichtung der ersten Konzentrationslager. Juli 1940 Beförderung vom Generalfeldmarschall zum «Reichsmarschall des Grossdeutschen Reichs»; am 31. Juli 1941 leitet Göring Hitlers Befehl an Reinhard Heydrich weiter, die «Endlösung» der sogenannten Judenfrage auf das gesamte von Deutschland beherrschte Gebiet Europas auszudehnen. Nach Kriegsende stellte er sich der 7. US-Armee; 21. Mai 1945 Überstellung in das geheime US- Lager Camp Ashcan im luxemburgischen Bad Mondorf; Göring wurde bei den Nürnberger Prozessen zum Tod durch Erhängen verurteilt. Wenige Stunden vor der Vollstreckung begeht Hermann Göring durch die Einnahme von Zyankali Selbstmord in der Nürnberger Haftanstalt.

### **Greim, Robert** Ritter von (1892-1945)

1911 Fähnrich im bayerischen Eisenbahnbataillon; 1912 Versetzung zum 8. Feldartillerieregiment (Nürnberg); Besuch der Kriegsschule in München; 1915 Ausbildung zum Flugzeugbeobachter; 1916 Flugzeugführerausbildung in Schleissheim im Landkreis München; Januar 1917 Beförderung zum Oberleutnant; 1917 Kapitän der Jagdstaffel 34; 1918 wird ihm der Orden Pour le Merite verliehen; Erhebung in den Adelsstand «Ritter von»; 1920 Übernahme der Flugdienste beim Kapp-Putsch (Putsch gegen die Weimarer Republik, der von Wolfgang Kapp und Walther von Lüttwitz angeführt wurde) und Beginn eines Jurastudiums; 1922 Bankangestellter; 1924-1927 Aufenthalt in China als Berater für den Aufbau einer Luftwaffe; 1927 Leitung der Fliegerschule in Würzburg; 1. Januar 1934 Eintritt in die Reichswehr (Major); Aufbau des

Jagdgeschwaders «Richthofen»; Sommer 1935 Inspekteur der Jagdflieger; 20. April 1936 Ernennung zum Oberst und Inspekteur für Flugsicherung und Gerät; 1938 Chef des Luftwaffenpersonalamts; 1. Februar 1938 Ernennung zum Generalmajor; Anfang 1939 Kommandeur der 5. Fliegerdivision; Oktober 1939 Kommandierender General des V. Fliegerkorps (Generaloberst); 19. Juli 1940 Beförderung zum General der Flieger; 1. April 1942 Oberbefehl über das Luftwaffenkommando Ost; 26. April 1945 Beförderung zum Oberbefehlshaber der Luftwaffe und gleichzeitig zum Generalfeldmarschall. Am 24. Mai 1945 Suizid in amerikanischer Gefangenschaft vor Überstellung an die Russen.

**Günsche, Otto** (1917-2003)

1934 Eintritt in die «Leibstandarte SS Adolf Hitler»; 1936 SS-Begleitkommando; 1941-1942 SS-Junkerschule Bad Tölz; machte Karriere in der Waffen-SS; Januar bis August 1943 persönlicher Adjutant Hitlers (vertretungsweise); Fronteinsatz mit der Panzerdivision der «Leibstandarte SS Adolf Hitler»; Februar 1944 persönlicher Adjutant Hitlers bis zu dessen Tod; er verbrannte Hitlers Leiche; Flucht aus der Reichskanzlei; sowjetische Gefangenschaft; 1955 Überstellung in das DDR-Zuchthaus Bautzen; 1956 Entlassung; Flucht in die Bundesrepublik.

**Haase, Werner** (1900-1950)

1918-1919 Militärdienst; Medizinstudium und Facharztausbildung (Chirurgie); 1927 Schiffsarzt; 1933 Eintritt in die NSDAP und SA; 1934 Wechsel in die SS; 1935 kurzzeitig Begleitarzt im Stab Hitlers; 1943 Oberarzt an der Chirurgischen Universitätsklinik in Berlin; im April 1945 Leiter des Lazarets im Keller der Reichskanzlei; 2. Mai 1945 sowjetische Gefangenschaft; am 6. Mai gehörte er zu denjenigen, die von sowjetischen Behörden ausgewählt wurden, um die Leichen von Joseph Goebbels, seiner Frau Magda und ihren sechs Kinder zu identifizieren. Starb vermutlich im Moskauer Gefängnis Butyrka an den Folgen einer Tuberkulose.

**Hammitzsch, Angela**, geb. Hitler (1883-1949)

Halbschwester Hitlers; Tochter von Hitlers Vater Alois und dessen zweiter Ehefrau Franziska Matzeisberger; während des Ersten Weltkriegs Leiterin der «Mensa Academica Judaica»; 1924 (oder 1925) Umzug nach München – sie führte Hitler den Haushalt und später den Berg-



hof; Mitte der Dreissigerjahre Umzug nach Dresden nach einem Bruch mit ihrem Bruder; Eheschliessung mit dem Architekten Martin Hammitzsch. Im Frühjahr 1945 liess Hitler sie aus Dresden nach Berchtesgaden holen, um zu verhindern, dass sie den Russen in die Hände fiel. Im Mai starb Martin Hammitzsch durch Suizid.

**Heinkel, Ernst** (Heinrich) (1888-1958)

Deutscher Ingenieur und Flugzeugbauer; in den Ernst-Heinkel-Werken wurden Kampfflugzeuge entwickelt und produziert, die Werke waren aber Eigentum der Deutschen Luftwaffe, erst später gingen sie in die Hände Heinkels über; 1937 Wehrwirtschaftsführer; ein Grossteil der Ernst-Heinkel-Werke wurde 1945 zerstört, beziehungsweise enteignet und demontiert.

**Hentschel, Johannes**, gen. Hannes (1908-1982)

Seit 1934 Maschinenmeister in der Alten Reichskanzlei; am 2. Mai 1945 geriet er in sowjetische Gefangenschaft; Entlassung 1949.

**Hess, Rudolf** Walter Richard (1894-1987)

1914 Kriegsfreiwilliger (Infanterie, späterjagdflieger); 1920 Eintritt in die DAP, dann in die NSDAP; Teilnehmer am Hitler-Putsch im November 1923; Festungshaft mit Hitler (Hitler diktierte Hess *Mein Kampf* 1925 Privatsekretär Hitlers; seit dem 21. April 1933 Stellvertretender Parteiführer der NSDAP; Reichsminister ohne Geschäftsbereich; 1939 Mitglied des Ministerrats für Reichsverteidigung; 10. Mai 1941 Englandflug; 1946 im Nürnberger Prozess zu lebenslanger Haft verurteilt; 1946 bis 1987 im Kriegsverbrechergefängnis Berlin-Spandau (ab 1966 als einziger Häftling).

**Hewel, Walther** (1904-1945)

Teilnehmer am Hitler-Putsch 1923; Mithäftling Hitlers in der Haftanstalt Landsberg; mehrjähriger Auslandsaufenthalt als Angestellter einer britischen Firma im heutigen Indonesien; Mitglied der Auslandsorganisation der NSDAP; Leiter der Wirtschaftsstelle und Pressereferent der NSDAP/AO Java Niederländisch China; 1938 Chef des persönlichen Stabs von Reichsaussenminister Joachim von Ribbentrop und Verbindungsbeamter des Auswärtigen Amts zu Hitler; Selbstmord (Zyankali) nach Verlassen der Reichskanzlei mit Martin Bormann am 1. Mai 1945.

**Himmler, Heinrich** Luitpold (1900-1945)

1918 Fahnenjunker (ohne Kriegseinsatz); 1919 Freikorps Landshut und Oberland; Landwirtschaftsstudium; 1923 Eintritt in die NSDAP; Teilnahme am Hitler-Putsch 1923; während des Verbots der NSDAP in der Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung (NSFB); ab 1925 wieder NSDAP-Mitglied; 1927-1928 «Stellvertretender Reichsführer SS»; 1929 bis zum 29. April 1945 «Reichsführer SS». Zusätzlich seit dem 1. April 1933 Politischer Polizeikommandeur in Bayern, nachfolgend in allen weiteren Ländern mit Ausnahme Preussens und Schaumburg-Lippes Gestapo-Inspekteur; 1939 Reichskommissar für die «Festigung des Deutschen Volkstums». Himmler war hauptverantwortlich für die Kriegsverbrechen der Waffen-SS und den KZ-Apparat, er gilt als «Architekt der ‚Endlösung‘». Am 29. April 1945 von Hitler wegen eigenmächtiger Verhandlungen mit den Westalliierten (Separatfrieden) aller Ämter enthoben. Suizid am 23. Mai nach Verhaftung und Identitätsfeststellung – Himmler hatte versucht, unter falschem Namen unterzutauchen.

**Hitler, Alois**; Namensänderung nach 1945 in «Hiller» (1882-1956) Halbbruder Hitlers; noch unehelich geborener Sohn von Alois Hitler sen. und dessen zweiter Ehefrau Angelika Matzeisberger; frühe Gefängnisstrafe wegen Diebstahls; Auswanderung nach England und Ehe mit der Irin Bridget Dowling (1911 Geburt des Sohnes William Patrick); 1915 Rückkehr nach Wien ohne Familie; Ehe mit Hedwig Heidemann (1923 Geburt des Sohnes Heinrich); während der Nazizeit Gastwirt in Berlin.

**Hitler, Paula** (1896-1960)

Schwester von Hitler, das sechste Kind von Alois Hitler und seiner dritten Frau Klara. Sie lebte anonym unter Nutzung des Nachnamens Wolf in Wien. Der Kontakt zum Bruder war gering, einen unliebsamen Verlobten lässt er an die Front versetzen. 1945 Verhaftung durch die Amerikaner; Rückkehr nach Wien; später wählt sie ihren Wohnsitz in Berchtesgaden.

**Hoffmann, Heinrich** (1885-1957)

Leibfotograf Hitlers; 1901-1906 Tätigkeit bei verschiedenen Fotografen; 1906-1908 Leiter zweier Fotoateliers in München; 1909 eigenes Fotoatelier; Tätigkeit als Pressefotograf; 1917 als Landsturmmann im Ersten Weltkrieg; 1918 Wiederaufnahme der Tätigkeit als Pressefoto-

graf; 1920 Eintritt in die NSDAP; Übernahme des Vertriebs der antisemitischen Hetzschrift *Auf gut Deutsch*; Fotografien von Parteigrößen, darunter Aufnahmen von Hitler während seiner Festungshaft in Landsberg. 1929 lernt Hitler in Hoffmanns Atelier dessen Lehrling Eva Braun kennen; 1932 propagandistische Bildberichterstattung im Heinrich Hoffmann Verlag; Ernennung zum Professor durch Hitler; 1938 Mitglied der Kommission zur «Verwertung der beschlagnahmten Werke entarteter Kunst»; 1945 Verhaftung durch die US-Armee; Verurteilung zu vier Jahren Haft und Konfiszierung seines Vermögens im Entnazifizierungsverfahren; 1950 Entlassung; lebte danach in München.

**Högl, Peter** (1897-1945)

SS-Obersturmführer; 1944 Kriminaldirektor des Reichssicherheitsdiensts; am 2. Mai 1945 Suizid in der Reichskanzlei.

**Horthy, Miklos**; amtlich: Held Nikolaus Horthy von Nagybanya (1868-1957)

Ungarischer Admiral und Politiker; im Ersten Weltkrieg letzter Oberbefehlshaber der k.u.k. Kriegsmarine; stürzt 1919 die kommunistische Räterepublik unter Béla Kun zum Zweck der Wiedereinführung der Monarchie; 1. März 1920 bis 16. Oktober 1944 Reichsverweser Ungarns (provisorisches Staatsoberhaupt als Vertreter für den Monarchen); 20. November 1940 Beitritt Ungarns zum Dreimächtepakt (Deutsches Reich, Italien, Japan); Nach Unterzeichnung eines Waffenstillstandsabkommens mit der Sowjetunion am 11. Oktober 1944 Absetzung Horthys nach von deutscher Seite initiiertem Staatsstreich; Verhaftung und Verbringung nach Deutschland; 1945 Entlassung durch die Amerikaner; Exil in Portugal.

**Isenburg, Helene** Elisabeth Prinzessin von (1900-1974)

Ehefrau des Erbforschers Wilhelm Karl Prinz von Isenburg (1937 wird dieser Professor für Sippen- und Familienforschung in München; vertritt die nationalsozialistische Rassenlehre); 1951 Präsidentin der Organisation «Stille Hilfe für Kriegsgefangene und Internierte e.V.»; wurde wegen ihres Engagements für die zum Tod verurteilten NS-Täter im Kriegsverbrechergefängnis Landsberg am Lech als «Mutter der Landsberger» bezeichnet; die «Stille Hilfe» verfolgte zunehmend revisionistische Zielsetzungen; im November 1999 erkannte der Bundesfinanzhof die Gemeinnützigkeit der Organisation ab.

**Junge, Traudl**, geb. Humps (1920-2002)

1935 Bund Deutscher Mädel; 1936 Mittlere Reife und Besuch der Höheren Handelsschule; danach Kontoristin bei der Münchener Vertretung der Vereinigten Deutschen Metallwerke (VDM); Notarssekretärin und Assistentin des Chefredakteurs einer Fachzeitschrift für Schneiderkunst; nebenbei Tanzausbildung; 1942 Antritt einer auf ihren Wunsch vermittelten Stelle in der Kanzlei Hitlers in Berlin; 30. Januar 1943 eine von Hitlers Privatsekretärinnen; 1. Mai 1945 zunächst geglückte Flucht aus der Reichskanzlei; 9. Juni 1945 Gefangennahme und Inhaftierung durch die Russen; Rettung vor einem Abtransport nach Osten durch einen armenischen Dolmetscher; vorübergehende Anstellung in der Verwaltung der Charité, dem berühmten Universitätsklinikum in Berlin; April 1946 Flucht vor den russischen Besatzern nach Bayern und kurze Inhaftierung durch die Amerikaner; wechselnde Anstellungen als Sekretärin.

**Kannenberg, Artur**, gen. Willy (1896-1963)

1931 Leiter der Kantine (Kasino) im Braunen Haus in München; 1933 Hausintendant in der Reichskanzlei (zusammen mit seiner Ehefrau Freda); 1945 in Bayern inhaftiert; 1946 entlassen, danach Gastwirt in Düsseldorf.

**Kempka, Erich** (1910-1975)

Fahrzeugmechaniker; 1930 Eintritt in die NSDAP und die SS; 1932 Fahrer im Begleitkommando Hitlers; seit 1936 sein persönlicher Chauffeur; 1945 Inhaftierung; Entlassung 1947, später Testfahrer bei Porsche.

**Körber, August** (1905 –?)

1932 Eintritt in die NSDAP und die SS; 1934 Mitglied der «Leibstandarte SS Adolf Hitler», später im Begleitkommando Hitlers.

**Krause, Karl Wilhelm** (1911-?)

Gelernter Tischler; 1931 Reichsmarine; 1. August 1934 Eintritt in den Dienst Hitlers als sein Leibdiener; Entlassung am 10. September 1939 nach Vorfall bei einem Frontbesuch Hitlers während des Polenfeldzugs; 2. November 1940 «Leibstandarte SS Adolf Hitler» (LSSAH); Dezember 1943 12. SS-Panzerdivision «Hitler-Jugend»; 1945 SS-Untersturmführer; nach Kriegsende bis Juni 1946 interniert.

**Krebs, Hans** (1898-1945)

Freiwilliger im Ersten Weltkrieg; 1919 Reichswehr, Infanterieregiment; 1930 Reichswehrministerium Berlin; 1933-1934 Assistent des Militärattachés in Moskau; 1939 «Führerreserve» des Oberkommandos des Heeres (OKH), Chef des Generalstabs des VII. Armeeekorps; 1943 Chef des Generalstabs der Heeresgruppe Mitte; 29. März 1945 Beauftragung mit der Wahrnehmung der Amtsgeschäfte des Generalstabschefs des Heeres; Mitunterzeichner von Hitlers politischem Testament; Selbstmord am 1. Mai 1945 durch Zyankali.

**Lammers, Hans Heinrich** (1879-1962)

1933 Staatssekretär und während der gesamten Kanzlerschaft Hitlers Chef der Reichskanzlei. Im April 1945 lässt Hitler den Juristen im Zusammenhang mit Görings angeblichem Hochverrat festsetzen, ein Todesurteil wird nicht mehr vollstreckt; Gefangennahme durch die Amerikaner; am 11. April 1949 wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit durch ein Alliiertes Militärgericht in Nürnberg im sogenannten Wilhelmstrassen-Prozess zu zwanzig Jahren Haft verurteilt; später Umwandlung in zehn Jahre; Begnadigung und Entlassung 1952.

**Ley, Robert** (1890-1945)

Studium der Lebensmittelchemie; Freiwilliger im Ersten Weltkrieg; nach einem Flugzeugabschuss im Juli 1917 in französischer Kriegsgefangenschaft, aus der er 1920 schwer verletzt nach Deutschland zurückkehrte. 1924 Eintritt in die NSDAP; 1925 Gauleiter von Rheinland-Süd; 1930 Mitglied des Reichstags; 1931 Reichsinspekteur der Parteiorganisation (PO) in München; 1933 Leiter des «Aktionskomitees zum Schutz der Deutschen Arbeit», dessen Aufgabe die Auflösung der Gewerkschaften war. Das «Aktionskomitee» wurde wenig später in die Deutsche Arbeitsfront (DAF) überführt; diese leitete er bis 1945. Strangulierte sich in seiner Zelle im Nürnberger Gefängnis kurz vor der Urteilsverkündung.

**Linge, Heinz** (1913-1980)

Gelernter Maurer; trat im März 1933 in die «Leibstandarte SS Adolf Hitler» (LSSAH) ein; am 24. Januar 1935 von Hitler als Diener ausgesucht; nach der Ausbildung an der Hotelfachschule München-Pasing wurde er einer von mehreren Dienern Hitlers; sowjetische Kriegsgefangenschaft bis 1955; danach Handelsvertreter.

**Lorenz, Heinz** (1913-1985)

Hitlers Pressesekretär im «Führerhauptquartier»; einer der engsten Mitarbeiter von Otto Dietrich seit 1937, dem Reichspressechef der NSDAP; zuständig für die aussenpolitischen Berichte; im Mai 1945 Verhaftung und Inhaftierung durch die Briten; Entlassung 1947; danach Journalist.

**Manziarly, Constanze** (1920-?)

Tochter eines Griechen und einer Österreicherin; Ausbildung zur Diätassistentin an der Haushaltsschule Innsbruck; 13. September 1943 Anstellung im Kurheim Zabel in Bischofswiesen; September 1944 Diätköchin bei Hitler; am 2. Mai 1945 vermutlich Selbstmord verübt.

**Meissner, Otto** (1880-1953)

Jurist; seit 1920 Leiter des Büros des Reichspräsidenten (Ministerialdirektor) unter Friedrich Ebert, Paul von Hindenburg und Hitler; 1937 Ernennung zum «Staatsminister im Rang eines Reichministers und Chef der Präsidialkanzlei des Führers und Reichskanzlers»; Zeuge in den Nürnberger Prozessen; 1949 wurde er im sogenannten Wilhelmstrassen-Prozess selbst angeklagt, dann freigesprochen; kurz darauf wurde im Mai 1949 im Münchener Spruchkammerverfahren Anklage gegen ihn erhoben: Einstufung als «Belasteter»; das Verfahren wurde 1952 eingestellt.

**Mohnke, Wilhelm** (1911-2001)

Einer der ersten SS-Männer in Hitlers «SS-Stabswache Berlin» unter Sepp Dietrich; Führung der 5. Kompanie der Leibstandarte von Oktober 1934 bis Mai 1940; mehrfach verwundet; vom 30. August 1944 bis zum 6. Februar 1945 Kommandeur der «Leibstandarte SS Adolf Hitler»; 20. Januar 1945 Beförderung zum SS-Brigadeführer und Generalmajor der Waffen-SS; 23. April 1945 Befehlshaber der «Kampfgruppe Mohnke» mit Befehlsgewalt über die Verteidigungskräfte des Regierungsviertels (Verteidigungsbereich «Zitadelle»); 2. Mai 1945 bis 10. Oktober 1955 sowjetische Kriegsgefangenschaft; lebte danach in Lübeck und Hamburg.

**Morell, Theodor** Gilbert (1886-1948)

Medizinstudium in Giessen, Heidelberg, Grenoble, Paris und München (Promotion 1913); danach Arzt auf Hochseeschiffen; Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg; 1918 Niederlassung mit einer Praxis für Urologie

und Elektrotherapie in Berlin; 1933 Eintritt in die NSDAP; Vermittlung zu Hitler durch den Fotografen Heinrich Hoffmann; von 1936 bis zum 21. April 1945 Leibarzt Hitlers; 17. Juli 1945 Inhaftierung in Süddeutschland; 1948 Tod in der Haft.

### **Müller, Heinrich** (1900-?)

Gelernter Flugzeugmonteur; Kriegsfreiwilliger im Ersten Weltkrieg; 1929 Polizeisekretär der Münchener Politischen Polizei; 1934 Eintritt in die SS; Versetzung in das Geheime Staatspolizeiamt (GeStaPa) nach Berlin; 1936 stellvertretender Chef bei der Politischen Polizei im Hauptamt Sicherheitspolizei; Ende 1938 Eintritt in die NSDAP; 1939 Geschäftsführer der «Reichszentrale für jüdische Auswanderung»; Reichskriminaldirektor; Oktober 1939 Chef des Amtes IV (Gegnerbekämpfung – Gestapo) im Rang eines SS-Oberführers; Teilnehmer der Wannseekonferenz (massgebliche Beteiligung an der Planung und Durchführung des Völkermords an den Juden); gilt seit dem 1. Mai 1945 als verschollen.

### **Naumann, Werner** (1909-1982)

Staatssekretär im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda; Sonderbeauftragter für Volkssturmfragen; persönlicher Referent von Joseph Goebbels; zeitweise Angehöriger der «Leibstandarte SS Adolf Hitler» (LSSAH); in Hitlers politischem Testament als Nachfolger von Goebbels vorgesehen; Ausbruch aus der Reichskanzlei mit Martin Bormann und Artur Axmann; lebte bis 1949 unter falschem Namen in Süddeutschland; Ausbildung zum Maurer; 1953 wurde bekannt, dass der nach ihm benannte «Naumann-Kreis» den nordrhein-westfälischen Landesverband der FDP unterwandern und die Wiederrichtung eines autoritären Staats erreichen wollte; Spitzenkandidatur für die rechtsgerichtete Deutsche Reichspartei (DRP) in Niedersachsen (ohne Erfolg).

### **Paulus, Friedrich** (1890-1957)

Als Soldat am Ersten Weltkrieg teilgenommen (zuletzt im Rang eines Hauptmanns); 1919 Übernahme in das 100'000-Mann-Heer; Februar 1931 Taktiklehrer an der Kriegsschule in Berlin; 1935 Chef des Generalstabs der Kraftfahrtruppen; Anfang 1939 Chef des Generalstabs des XVI. Armee Korps und später Chef des Generalstabs der 10. Armee in Leipzig (nach dem 10. Oktober 1939 in 6. Armee umbenannt); 3. September 1940 Oberquartiermeister I beim Generalstab und Stellvertreter

des Generalstabschefs Franz Halder; 5. Januar 1942 Oberbefehlshaber der 6. Armee und Beförderung zum General der Panzertruppen; 31. Januar 1943 Kapitulation mit der eingekesselten 6. Armee in Stalingrad; sowjetische Kriegsgefangenschaft; am 11. Februar 1946 Zeuge im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess; 26. Oktober 1953 Rückkehr aus der Gefangenschaft; lebte danach in Dresden.

**Rattenhuber, Johann** (1897-1957)

1920 Eintritt in die Ordnungspolizei Bayreuth; 1922 bayerische Landespolizei; 1933 Adjutant beim bayerischen Polizeipräsidenten Heinrich Himmler und Errichtung eines «Führerschutzkommandos»; 1935 Leiter der selbstständig agierenden Behörde «Reichssicherheitsdienst»; 2. Mai 1945 Gefangennahme durch sowjetische Truppen; 1951 Entlassung.

**Remer, Otto Ernst** (1912-1997)

1933 Fahnenjunker bei der Reichswehr; 1939 im Polenfeldzug als Oberleutnant Chef einer Infanteriegeschützkompanie; 1940 Übernahme einer motorisierten Infanteriegeschützkompanie der 9. Panzerdivision und Teilnahme am Westfeldzug, am Balkanfeldzug und am Unternehmen «Barbarossa», dem Angriff auf die Sowjetunion; April 1942 Beförderung zum Hauptmann und Versetzung zur Division «Grossdeutschland»; Anfang 1944 als Major Versetzung nach Berlin und Übernahme des Kommandos über das Wachbataillon «Grossdeutschland»; 20. Juli 1944 Niederschlagung des Umsturzversuchs nach dem Stauffenberg-Attentat und direkte Beförderung zum Oberst (bezeichnete die Widerstandskämpfer als «Landesverräter», wofür er 1952 zu einer dreimonatigen Gefängnisstrafe verurteilt wurde); November 1944 Kommandeur der «Führerbegleitbrigade»; Januar 1945 Beförderung zum Generalmajor; Gefangennahme durch die Amerikaner und Überstellung an die Briten; Inhaftierung bis 1947; Mitbegründer rechtsextremistischer Parteien; mehrere Gerichtsverfahren und Verurteilungen wegen Volksverhetzung, Verunglimpfung des Andenkens Verstorbener, Aufstachelung zum Rassenhass sowie Verbreitens der Auschwitz-Lüge); Flucht nach Spanien.

**Riefenstahl, Helene** Bertha Amalia, gen. Leni (1902-2003) 1921-1923 klassische Ballettausbildung; 1925-1931 Schauspielerin (*Der heilige Berg*, *Der grosse Sprung*); 1932 Regiedebüt (*Das blaue Licht*); 28. März



1935 Premiere ihres Films *Triumph des Willens* – eine NS-Propagandadokumentation über den Reichsparteitag der NSDAP 1934 in Nürnberg – in Anwesenheit Hitlers (der Film gewinnt den Deutschen Filmpreis 1934/35, den Preis für den besten ausländischen Dokumentarfilm bei der Biennale in Venedig 1935 und die Goldmedaille bei der Pariser Weltausstellung 1937); 20. April 1938 Premiere der Filme *Fest der Völker* und *Fest der Schönheit* (Olympia-Filme); im Film *Tiefland* wurden KZ-Insassen als Statisten eingesetzt; wegen ihrer Rolle im Dritten Reich und der Nähe zu Hitler bleibt Riefenstahl zeitlebens trotz weltweiter Beachtung ihrer späteren Arbeiten eine äusserst umstrittene Person und Künstlerin.

**Rommel, Johannes** Erwin Eugen (1891-1944)

Teilnahme am Ersten Weltkrieg, erhielt das Eiserne Kreuz I. Klasse; während des Polenfeldzugs Kommandant des «Führerhauptquartiers»; Beförderung zum Generalmajor; Februar 1940 Kommandeur der 7. Panzerdivision; 1941 Generaloberleutnant; am 14. Februar 1941 übernahm er als kommandierender General das sogenannte Deutsche Afrikakorps. Nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 wird Rommel aus Kreisen der Wehrmachtsführung der Beteiligung am Widerstand beschuldigt. Am 14. Oktober überbringen zwei Generäle Rommel die Anschuldigung, an der Attentatsplanung beteiligt gewesen zu sein. In deren Beisein tötet Rommel sich mit einer Giftkapsel (vgl. auch Burgdorf, Wilhelm).

**Schädle, Franz** (1906-1945)

SS-Obersturmbannführer; 1930 Eintritt in die NSDAP und die SS; 1933 «Leibstandarte SS Adolf Hitler» (LSSAH); Chef des SS-Begleitkommandos von Januar 1945 bis 2. Mai 1945; Selbstmord in der Reichskanzlei kurz vor Eintreffen der Russen

**Schäffer, Fritz** (1888-1967)

1920 Oberregierungsrat im Ministerium für Unterricht und Kultus; am 26. Juni 1933 verhaftet; nach seiner Freilassung 1934 wurde er als Rechtsanwalt zugelassen. Nach dem 20. Juli 1944 wurde er erneut verhaftet und in das Konzentrationslager Dachau verbracht; CSU-Politiker; 1949-1957 Bundesminister der Finanzen; 1957-1961 Bundesminister der Justiz.

**Schaub, Julius** (1898-1967)

1920 Eintritt in die NSDAP (Nr. 81); Teilnahme am Hitler-Putsch am 9. November 1923; SS-Mitglied Nr. 7; Ende 1940 persönlicher Adjutant Hitlers; Mai 1945 Festnahme durch die Amerikaner in der Nähe von Berchtesgaden; Haft bis 1949; Freispruch von einer Anklage wegen Beihilfe zum Mord; später Drogist in München.

**Schmeling, Max** (1905-2005)

Schwergewichtsboxer; Weltmeister von 1930 bis 1932; Schmelings Sieg in seinem berühmtesten Kampf am 19. Juni 1936 gegen den als unbesiegbar geltenden «Braunen Bomber» Joe Louis (k.o. nach zwölf Runden) wurde von der NS-Führung propagandistisch ausgenutzt («Beweis für die Überlegenheit der arischen Rasse»).

**Schmundt, Rudolf** (1896-1944)

Bataillons-, dann Regimentsadjutant im Ersten Weltkrieg; Auszeichnung mit beiden Eisernen Kreuzen; 1921 Ordonnanzoffizier im 9. preussischen Infanterieregiment in Potsdam; 1929-1931 im Stab der 1. Division in Königsberg; 1931-1935 Truppenamt im Reichswehrministerium; 1936 Major; 1935-1936 Kompaniechef und im Generalstab der 18. Infanteriedivision in Liegnitz (heute: Legnica); 29. Januar 1938 Chefadjutant Hitlers; Beförderung 1938 zum Oberstleutnant, 1939 zum Oberst, 1942 zum Generalmajor, 1943 zum Generalleutnant; stirbt an den Folgen seiner schweren Verletzungen bei dem Attentat vom 20. Juli 1944 in Rastenburg.

**Schörner, Ferdinand** (1892-1973)

Studium der Philosophie und neuen Sprachen; 1918 Oberleutnant; 1923 als Adjutant von General Otto von Lossow an der Niederschlagung des Hitler-Putsches beteiligt; 1934 Major; 1937 Oberstleutnant; 1939 Kommandeur des Gebirgsjägerregiments 98 im Polenfeldzug; Kommandeur der 6. Gebirgsdivision; 1940 Generalmajor; 1942 General der Gebirgstruppen; am 31. März 1944 als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd-ukraine ernannt; 20. Januar 1945 Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte; 5. April 1945 Generalfeldmarschall; Hitler bestimmte Schörner am 30. April 1945 in seinem politischen Testament zum Oberbefehlshaber des Heeres; am 8. Mai 1945 überbrachten amerikanische Truppen unter Oberstleutnant Robert Pratt Schörner in dessen Hauptquartier in Bad Welchow (heute: Velichovky/Tschechien) die deutsche Kapitula-

tionsurkunde. Am nächsten Tag versuchte Schörner in Zivilkleidung unterzutauchen, wurde wenig später in Österreich von amerikanischen Truppen gefangen. Ende Mai 1945 Auslieferung an die Sowjets.

**Schroeder, Emilie** Christine, gen. Christa (1908-1984)

1922-1925 kaufmännische Ausbildung in Hannoversch Münden; 1929 Anstellungen als Stenotypistin und Bürokraft; März 1930 bei der Reichsleitung der NSDAP in München; 1933 Übernahme als Sekretärin in die Persönliche Adjutantur Hitlers in Berlin; persönliche Sekretärin Hitlers bis zum 22. April 1945; Verhaftung am 28. Mai 1945 in Hintersee bei Berchtesgaden; Entlassung am 12. Mai 1948, nachdem sie im Entnazifizierungsverfahren zunächst als «Hauptschuldige», dann als «Mitläuferin» eingestuft worden war; nach dem Krieg wechselnde Anstellungen als Sekretärin; 1967 im Ruhestand in München.

**Speer, Albert** (1905-1981)

Architekturstudium in Karlsruhe, München und Berlin; 1931 Eintritt in die NSDAP; 1933 erste persönliche Begegnung mit Hitler; 1934 Nachfolger von Hitlers «Hofarchitekt» Paul Ludwig Troost; Februar 1942 Reichsminister für Rüstung und Kriegsmunition; Mai 1945 Reichswirtschaftsminister der Geschäftsführenden Regierung Dönitz; 1. Oktober 1946 Verurteilung zu zwanzig Jahren Haft im Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher; Entlassung aus dem alliierten Kriegsverbrechergefängnis Spandau am 30. September 1966.

**Speidel, Hans** (1897-1984)

Freiwilliger im Ersten Weltkrieg; 1921 Offizier in der Reichswehr; Studium der Volkswirtschaft und Geschichte; 1930-1933 Generalstabsausbildung; 1933-1935 Gehilfe des deutschen Militärattachés in Paris; 1936 Leiter der Abteilung «Fremde Heere West» in Berlin; 1937 1. Generalstabsoffizier in Mannheim; 1940 Teilnahme am Frankreichfeldzug; 1. August 1940 Stabschef des Militärbefehlshabers in Frankreich; 1941 Beförderung zum Oberst; 1942 Ernennung zum Chef des Generalstabes des V. Armeekorps an der Ostfront; 1943 Stabschef bei der Heeresgruppe Süd; 1944 Chef des Generalstabes der Heeresgruppe B und damit enger Mitarbeiter Rommels; Kontakte zum Widerstand vom 20. Juli 1944; September 1944 Verhaftung (Wehrmachtshaftanstalt Küstrin); 1945 Befreiung durch französische Truppen; 1949 Lehrbeauftragter an der Universität Tübingen; 1950 militärischer Berater von Bundeskanzler

Adenauer; 1951 Sachverständiger im Amt Blank (auch «Dienststelle Blank» genannt, späteres Verteidigungsministerium; geleitet von Theodor Blank); 22. November 1954 Ernennung zum Chef der Abteilung Gesamtstreitkräfte im Bundesverteidigungsministerium; 1957-1963 General der Bundeswehr; Oberbefehlshaber der NATO-Landstreitkräfte in Mitteleuropa; 1964 Ruhestand.

**Starke, Gotthold W. Th.** (1896-1968)

1915-1918 Studium der Rechts- und Staatswissenschaften; da er seine polnische Staatsangehörigkeit nicht ablegen wollte, musste er 1922 den preussischen Staatsdienst quittieren; arbeitete in Bromberg als Chefredakteur bei der *Deutschen Rundschau in Polen*; 1941-1945 Leiter des Osteuropa-Referats in der Presse- und Nachrichtenabteilung; in dieser Zeit in Moskau als Botschaftsrat tätig; nach dem Krieg in russischer Gefangenschaft; 1955 kam er mit den letzten Kriegsgefangenen nach Deutschland zurück.

**Stauffenberg, Claus** Schenk Graf von (1907-1944)

1926 Eintritt in die Reichswehr; Fahnenjunker im Reiterregiment 17 in Bamberg; 1927 Infanterieschule Dresden; 1928 Kavallerieschule Hannover; 1929 Offiziersprüfung in Bamberg; 1. Januar 1930 Ernennung zum Leutnant; Oktober 1936 Generalstabausbildung an der Kriegsakademie in Berlin-Moabit; 1. Januar 1937 Beförderung zum Rittmeister; 1. August 1938 Zweiter Generalstabsoffizier (Ib) beim Divisionsstab der 1. leichten Division; Teilnahme an der Sudetenlandbesetzung und mit der 1. leichten Division – umbenannt in 6. Panzerdivision – am Polenfeldzug; 1940 als Generalstabsoffizier an der Westoffensive; Versetzung in die Organisationsabteilung des Oberkommandos des Heeres (OKH); März 1943 Ia (Erster Generalstabsoffizier der Führungsgruppe) der 10. Panzerdivision; Einsatz in Nordafrika; am 7. April 1943 schwere Verwundung; Stabschef des Allgemeinen Heeresamts im Berliner Bendlerblock; 1. Juli 1944 Chef des Stabes beim Befehlshaber des Ersatzheeres, Generaloberst Friedrich Fromm; 11. und 15. Juli 1944 nicht gestartete Attentatsversuche auf Hitler; 20. Juli 1944 gescheitertes Attentat auf Hitler und Verurteilung zum Tod durch Standgericht; Vollstreckung noch in derselben Nacht.

**Stumpfegger, Ludwig** (1910-1945)

SS-Obergruppenführer; 1930-1937 Studium der Medizin in München;

2. Juni 1933 Eintritt in die SS und am 1. Mai 1935 in die NSDAP; 1936 Assistenzarzt; später Oberarzt bei Karl Gebhardt im Sanatorium Hohenlychen; Mitglied des Ärzteteams bei den Olympischen Spielen 1936; September 1941 Ernennung zum Führer der Chirurgengruppe beim Kommandostab des «Reichsführers SS»; beteiligte sich an medizinischen Prozessen, die hauptsächlich an polnischen Frauen aus dem KZ Ravensbrück durchgeführt wurden; 9. Oktober 1944 Begleitarzt beim Stab des Reichskanzlers; Suizid nach Ausbruch aus der Reichskanzlei.

**Troost, Gerhardine**, gen. Gerdy, geb. Andresen (1904-2003) Architektin; Ehefrau des Speer-Vorgängers Paul Ludwig Troost; 1932 Eintritt in die NSDAP; 1934 Weiterführung des Architekturbüros Troost nach dem Tod ihres Ehemanns (Gestaltungsprojekte: Haus der Deutschen Kunst und Königsplatz in München); 1935 Vorstandsmitglied im Haus der Deutschen Kunst; 20. April 1937 Ernennung zur Professorin durch Hitler; 1938 im Beirat der Bavaria Filmkunst GmbH; Buchveröffentlichung: *Das Bauen im neuen Reich*, ein Standardwerk zum Selbstverständnis der NS-Architektur; nach dem Krieg Einstufung als «Minderbelastete» im Entnazifizierungsverfahren vor der Hauptspruchkammer München; Verurteilung zur Zahlung von 500 Mark und zu zehn Jahren Berufsverbot; danach wieder berufstätig.

**Tschechowa, Olga**, geb. als Olga von Knipper (1897-1980) Deutsche Schauspielerin russisch-deutscher Herkunft; Ufa-Star; 1935 Ernennung zur Staatsschauspielerin; galt als Hitlers Lieblingsschauspielerin; nach Recherchen des britischen Historikers Antony Beevor soll sie «passive» sowjetische Agentin gewesen sein.

**Wenck, Walther** (1900-1982)  
1935-1936 Kriegsakademie; erhielt im Krieg viele Auszeichnungen; 1. März 1943 Generalmajor; April 1945 war ihm die 12. Armee (Entsatzheer für Berlin) unterstellt, auch als «Armee Wenck» bekannt. Sie war Hitlers letzte Hoffnung auf eine erfolgreiche Verteidigung von Berlin, entsprechende Befehle wurden ausgegeben. Wenck führte sie jedoch angesichts der militärischen Lage nicht aus. 1945-1947 in amerikanischer Kriegsgefangenschaft.

**Werlin, Jakob** (1886-1965)

SS-Oberführer und Generalinspektor Hitlers für das Kraftfahrwesen; Vorstandsmitglied der Daimler-Benz AG; Mitglied der NSDAP und der SS; 1945-1949 in amerikanischer Internierungshaft; später Inhaber unter anderem von Daimler-Benz-Niederlassungen in Rosenheim und Traunstein.

**Wisborg, Graf Folke Bernadotte** von (1895-1948)

Neffe des schwedischen Königs Gustav V; schwedischer Kavallerieoffizier; 1943-1948 Vizepräsident und später Präsident des schwedischen Roten Kreuzes; Februar 1945 Verhandlungen mit Himmler über die Freilassung skandinavischer KZ-Häftlinge (Aktion «Weisse Busse»); 1948 Vermittler der Vereinten Nationen in Palästina; 17. September 1948 Ermordung in Jerusalem durch militante Führer einer jüdischen Terroristengruppe.

**Wisch, Theodor**, gen. Teddy (1907-1995)

SS-Brigadeführer; führte ab Oktober 1933 die 1. Kompanie der Leibstandarte und übernahm im Dezember 1939 das Kommando über das neue IV. Wachbataillon der Leibstandarte; bei Kriegsende lag er in einem Lazarett; bis 1948 britische Gefangenschaft.

**Wolff, Karl** Friedrich Otto (1900-1984)

Offizier im Ersten Weltkrieg; 1931 Eintritt in die NSDAP und SS; 1936 Chef des «Persönlichen Stabes Reichsführer SS»; 1939 Verbindungsoffizier der SS zu Hitler; September 1943 Höherer SS- und Polizeiführer in Italien; nach 1945 Verlagsvertreter; 1964 Verurteilung zu fünfzehn Jahren Haft wegen Beihilfe zum Mord in mindestens 300'000 Fällen (Deportationen nach Treblinka); 1971 Haftverschonung.

**Woellke, Hans** (1911-1943)

Leichtathlet; Olympiasieger 1936 im Kugelstossen; im Zweiten Weltkrieg Hauptmann der Schutzpolizei in einem Regiment der Waffen-SS-Polizei; von russischen Partisanen getötet; posthume Beförderung durch Hitler zum Major der Schutzpolizei.

**Wünsche, Max** (1914-1995)

Absolvent der SS-Junkerschule in Bad Tölz; April 1936 Leibstandarte; 1. Oktober 1938 bis 1940 (mit kurzer Unterbrechung) im Begleitkom-

mando Hitlers; danach Adjutant von Sepp Dietrich bei der Leibstandarte; mehrere Frontkommandos; britische Gefangenschaft bis 1948; später Industriemanager in Wuppertal.

## LITERATUR

- Arnold, Dietmar: Neue Reichskanzlei und «Führerbunker». Legenden und Wirklichkeit. Berlin 2005
- Bahnsen, Uwe, und James P. O'Donell: Die Katakombe. Das Ende in der Reichskanzlei. Stuttgart 1975
- Baur, Hans: Mit Mächtigen zwischen Himmel und Erde. Oldendorf 1971
- Below, Nicolaus von: Als Hitlers Adjutant 1937-45. Selent 1999
- Boberach, Heinz (Hg.): Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938-1945. Bd. 1-17. Herrsching 1984
- Capelle, H. van, und A. P. van de Bovenkamp: Berlin unter Hitler. 1933-1945. Wien 2007
- Echternkamp, Jörg (Hg.): Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg. Die deutsche Kriegsgesellschaft 1939 bis 1945. 9. Bd. München 2004
- Fest, Joachim: Hitler. Frankfurt am Main/Berlin 1973
- : Der Untergang. Berlin 2002
- Fischer, Thomas: Die Verteidigung der Reichskanzlei. Zweibrücken 2007
- Goldhagen, Daniel Jonah: Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Berlin 1996
- Gutermuth, Frank, und Arno Netzband: Die Gestapo. Berlin 2005
- Hoffmann, Peter: Die Sicherheit des Diktators. München/Zürich 1975
- : Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder. Stuttgart 2004
- Höhne, Heinz: Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS. Augsburg 1992
- Institut für Zeitgeschichte (Hg.): Akten der Parteikanzlei der NSDAP. München 1992
- Joachimsthaler, Anton: Hitlers Ende. München 2004
- Junge, Traudl: Bis zur letzten Stunde. Hitlers Sekretärin erzählt ihr Leben. München 2002
- Kershaw, Ian: Hitler 1936-1945. Stuttgart 2000
- Klee, Ernst: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945. Frankfurt am Main 2007
- Knopp, Guido: Die letzte Schlacht. Hitlers Ende. Hamburg 2005



- Linge, Heinz: Bis zum Untergang. Als Chef des persönlichen Dienstes bei Hitler. Berlin/München 1980
- Longerich, Peter: «Davon haben wir nichts gewusst!» Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933-1945. München 2007
- Manig, Bert-Oliver: «Der Bluthund ist zurück». In: *Die Zeit*, 8. September 2005
- Misch, Rochus, und Nicolas Bourcier: J'étais garde du corps d'Hitler. 1940-1945. Paris 2006
- Nieckau, Gerhard: Im Gulag. Aus der Kriegsgefangenschaft ins sowjetische Arbeitslager. Augsburg 2007
- Piekalkiewicz, Janus: Polenfeldzug. Herrsching 1989
- Reuth, Ralf Georg: Goebbels. München 2005
- Rühmann, Heinz: Das war's. Frankfurt am Main/Berlin 1987
- Schroeder, Christa: Er war mein Chef. Aus dem Nachlass der Sekretärin von Adolf Hitler. München/Wien 1985
- Schuller, Wolfgang: «Opfer der sowjetischen Terrorjustiz», in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 5. November 1992
- Speer, Albert: Erinnerungen. Frankfurt am Main/Berlin 1996
- Uhl, Matthias, und Henrik Eberle (Hg.): Das Buch Hitler. Geheimdossier des NKWD für Josef W. Stalin. Bergisch Gladbach 2005
- Zámecnik, Stanislav: Das war Dachau. Frankfurt am Main 2007
- Zentner, Christian (Hg.): Der Zweite Weltkrieg. Ein Lexikon. Wien 1998

## ABBILDUNGEN

Sofern nicht anders angegeben, handelt es sich bei den Abbildungen im Buch um bislang unveröffentlichtes Bildmaterial aus dem Privatarchiv von Rochus Misch.

- © Burkhard Nachtigall: Seiten 99, 115, 335
- © Archiv Alfons Schulz: Seiten 88, 128f., 144f.
- © Archiv preussischer Kulturbesitz: Seite 201
- © Landesarchiv Berlin: Seiten 64 und 235
- © Ullsteinbild: Seiten 47, 67, 71, 97f., 109, 120, 125, 127, 138f., 188, 225f.
- © akg images: Seite 124
- © Getty Images: Seite 76

Leider konnten die Bildrechteinhaber der Abbildungen auf den Seiten 74, 75, 177, 187, 185-187, 197, 211 und 223 bis Redaktionsschluss nicht ausfindig gemacht werden. Der Verlag bittet gegebenenfalls um Mitteilung, um berechnete Ansprüche abzugelten.

## DANKSAGUNG

Dieses Buch ist im Team zustande gekommen. Meine Erlebnisse auf diese Weise festzuhalten, war mir nur möglich, weil sich meine Co-Autoren Dr. iur. Sandra Zarrinbal und Burkhard Nachtigall viele Monate hindurch mit mir in meine Lebensgeschichte hineinverteilt haben.

Ich danke ihnen dafür.

Mir ist bewusst, dass dies nicht irgendein Buch ist, umso mehr bin ich Herrn Ralph Giordano für sein Vorwort und auch meinen Verlegern zu Dank verpflichtet.

*Rochus Misch  
im Mai 2008*



*Sandra Zarrinbal und Burkhard Nachtigall im Gespräch mit Rochus Misch*